Verlorenes Eden

Heiliger Gral

I - III Erste Ausgabe.

Mit Porträt, Originalradierung.

Verlorenes Eden — Heiliger Gral.

Verlag von Albert Ahn in Köln u. Leipzig.

Karl von Perfalls Werke.

Vornehme Geister. Roman. 2 Bände in 1 Bande. Brosch. 4 *M.* Gebunden 5 *M.* 2. Auflage.

Die Langsteiner. Roman. 2 Bände in 1 Bande. Brosch. 4 *M.* Gebunden 5 *M.* 2. Auflage.

Vicomte Bossu. Novelle. Broschiert 3 *M.* Gebunden 4 *M.* 2. Auflage.

Die Heirat des Herrn von Radenau. Novelle. Brosch. 3 *M.* Gebunden 4 *M.* 2. Auflage.

Ein Verhältnis. Roman. Broschiert 4 *M.* Gebunden 5 *M.* 4. Auflage.

Die fromme Wittwe. Roman. Brosch. 4 *M.* Gebunden 5 *M.* 3. Auflage.

Natürliche Liebe. Eine Erzählung. Brosch. 4 *M.* Gebunden 5 *M.* 3. Auflage.

Wanda. Schauspiel in 5 Akten. Broschiert 1½ *M.*

[illegible]nes Eden

[illegible]eiliger Grat[illegible]

[illegible]

von

Karl von Perfall.

Erster Band.

Mit dem Bildnis des Verfassers.
[illegible]ginal-Radierung von Professor A[illegible] Kempf

Köln und Leipzig.
Druck und Verlag von Albert Ahn
1891

Verlorenes Eden

Heiliger Gral.

Roman in drei Bänden

von

Karl von Perfall.

Erſter Band.

Mit dem Bildnis des Verfaſſers.
Original-Radierung von Profeſſor Arthur Kampf.

Köln und Leipzig.
Druck und Verlag von Albert Ahn.
1894.

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Anton Freiherrn von Perfall

in Schliersee

aus brüderlicher Liebe gewidmet

vom Verfasser.

Lieber Toni!

In den nächsten Wochen erscheint mein neuer Roman „Verlorenes Eden — heiliger Gral.“ Es ist mir ein Herzensbedürfnis, gerade diesem Werke eine besondere Beziehung zur Heimat zu geben, und ich wüsste keine bessere als die zu dem Gefährten der Kindheit und Jugend, dem jetzigen Berufsgenossen.

Schon vor Jahren regten Gespräche, die sich an das erste Erscheinen von „Ein Verhältnis“ in meinen Bekanntenkreisen knüpften, den Gedanken in mir an, in einer Stufenfolge von Gestalten und Schicksalen die tiefe Bedeutung und insbesondere auch den idealen Gehalt der erotischen Lebenselemente auf breiter Grundlage klarzulegen. Die erste Absicht war sogar, das Werk „Der neue Liebesgarten“ zu betiteln.

Während des allmählichen Ausreifens dieses Planes gesellten sich verschiedene Nebenzüge zu dem Hauptkern, doch ohne diesen grundsätzlich zu verändern. Es blieb mir das Ziel fest vor Augen, aus einer, jedem Leser zugänglichen, von verwickelten Ausnahmeproblemen möglichst freien Lebenswirklichkeit die Grösse und Schönheit des sinnlichen Idealismus zu entwickeln. Der seelische Aufschwung, der unmittelbar auf die sinnlichen Thatsachen des natürlichen Lebens zurückzuleiten ist, schliesst meines Erachtens eine Grösse des Empfindens in sich, die das innerste Wesen jener geistigen Schönheit bildet, in der wir zugleich die Gesundheit sehen müssen. Ein angeblicher Idealismus, der sich aus irgend welchen Gründen scheut, auf den sinnlichen Ursprung des Gemütslebens zurückzugehen, kann unmöglich die volle Schönheit der menschlichen Seele entfalten. Die glückliche Ehe auf der Höhe moderner Gesittung, das edle, sinnenfrohe Weib, sie mussten die Spitze bilden.

Es verknüpfte sich damit zugleich der Gedanke, ohne auffällige Wendung mittelbar gegen jene Strömungen einen Gegensatz zu bilden, die es als eine besonders wertvolle dichterische Aufgabe ansehen, an der Ehe eine negative Kritik zu üben.

Zunächst entwickelt der Roman das Wesen der Sinnlichkeit in der besonderen Erscheinung, die sich nur in der Erotik findet, dass aus einer und derselben Quelle höchste Schönheit und tiefste Erniedrigung entspringen. Er führt ferner aus, dass die rein verstandesmässige Unterschätzung der sinnlichen Faktoren in ihrem Werte für den Lebensinhalt des höher gesitteten Menschen im Grunde ein sittlicher Irrtum, ein Mangel der vollen Gemütsentfaltung, also eine Unvollkommenheit, ein Fehler ist. Es fügt sich daran die Beziehung des schönen Nackten zur Sittlichkeit.

Das Problem wird in dem pessimistischen Sinne gelöst, dass die Menschen, wenigstens

in unserem Klima, das Nackte leider nur grobsinnlich zu begreifen vermögen und der Idealismus der schönen Form, von der Geschlechtlichkeit befleckt, an seiner Unkenntnis der wirklichen Menschennatur verblutet.

Die Genialität emancipierter Leidenschaft wird ebenfalls herangezogen, um der Ehe als der höchsten Stufe, der Vollendung des sinnlichen Idealismus, zur Folie zu dienen. Dabei ergeben sich mehrfache Ausblicke auf die sittlichen Elemente in der Kunst.

So möchte der Roman ein Bild menschlichen Empfindungslebens bieten mitten aus dem modernen, aus dem heimisch süddeutschen Leben heraus und tief in die menschliche Natur eindringen mit dem Endziele einer Wahrhaftigkeit, die nicht mit philosophischen Abstraktionen zum Verstande, sondern mit Seelenanalyse zum Herzen redet.

Gutes und Böses, Schönes und Hässliches führt er vor und zeigt neben der Wirklichkeit von Sünde und Laster die Möglichkeit höchster

menschlicher Seelenschönheit, zeigt vor allem auch das Wesen der zwischen bös und gut ringenden Seelen in ihrem Begehren und Sehnen. Absichtlich schliesst er mit der Empfindungsweise eben solcher schwankender Mischnaturen, die das Eden verloren haben und den Gral wohl sehnend ahnen, aber nicht finden können.

Derer sind in unserer Litteratur genug, die in den verschiedensten Tonarten das Lied vom verlorenen Eden singen. Ob es mir dagegen gelungen ist, den empfindenden Leser von dem beseligenden Glauben an die Wunder des heiligen Grales, der in der Menschennatur selber seinen Tempel hat, zu überzeugen, das eben ist die Frage.

Eine besondere Figur endlich wurde dazu verwertet, dem örtlichen Hintergrunde eine grössere Bedeutung zu verleihen, teils in der Absicht, den Hauptgedanken besonders innig mit der süddeutschen Atmosphäre zu verweben, der er entsprungen ist, teils einem

unmittelbaren Drange der eigenen Empfindung folgend.

Eben in diesem Augenblick singt im Nebenzimmer mein Töchterchen Geibels „Zigeunerbub im Norden“, und ich summe die Verse mit, die dem Romane als Motto dienen könnten:

„Ach, in alle Melodieen,
Schleicht der eine Klang sich ein:
Nach der Heimat möcht' ich ziehen,
Nach dem Land voll Sonnenschein!“

Nun gewähr' meinen „Melodieen“ die heimatliche Zufluchtsstätte und sei im voraus dafür bedankt von Deinem

treuen Bruder

Karl von Perfall.

Köln, im März 1893.

Erstes Kapitel.

Der Vollmond schien auf die dichte Schneedecke herab, aus welcher der Obelisk, dessen eigene Spitze von einer weißen Haube bedeckt war, aufragte. Vor einem der Adelspaläste, die den Karolinenplatz umgeben, stand eine einsame Mietskutsche, neben welcher der Rosselenker, mit den Füßen stampfend, auf und niederging. Endlich öffnete sich das Thor des hellerleuchteten Gebäudes. Ein in Pelz gehüllter Herr ging eilig über den schmalen Gartenraum, der den Palast vom Bürgersteige trennte.

„Nach den Centralsälen!“ rief er, die brennende Cigarre aus dem Munde nehmend, dem Kutscher zu, und sich tief bückend, daß er den Cylinder nicht anstoße, kroch er in den geräumigen Wagen, der knisternd und ächzend über den Platz und dann die breite Briennerstraße entlang fuhr. Der Herr hätte sich in die Wagenecke zurückgelehnt, rauchte mit Behagen seine Cigarre und spielte mit seinen Gedanken.

Die lebenden Bilder waren recht gut ausgefallen. Man hatte es auch an Artigkeiten nicht fehlen lassen. Es war aber doch im großen und ganzen eine läppische Gesellschaft, diese Münchener Aristokratie!

Da gab es wohl etliche sehr charakteristische Männerköpfe unter den Diplomaten. Wenn diese fremden Herren nur nicht gleich ein kurzgefaßtes Urteil über ihre heimischen Kunstgrößen abverlangt hätten! Und gar der englische Gesandte, der in seinem gekauten Deutsch, stets mit dem eisgrauen Haupte bedächtig nickend, ihm alle berühmten Münchener Kollegen in den größten Superlativen vorlobte! Von den bayerischen Herren echten Schlages waren die Alten mit ihren behaglichen Förstergesichtern noch die annehmbarsten. Sie verfügten wenigstens über einen zwanglosen Humor, und er hatte manchen guten Witz von ihnen gehört. Von den jüngeren schienen die einen mit der schlaffen Haltung und den inhaltslosen, häßlichen Gesichtern auf ihren Gütern völlig versauert, die anderen aber, hübsche, feingeschnittene Modeköpfe darunter, thaten, als wären sie Herzöge des Faubourg St. Germain, sprachen auch, so viel er beurteilen konnte, sehr gut französisch und daneben trotz aller Gespreiztheit ein unverfälschtes Altbayerisch. Die Damen? hm! ein gutherziges Völkchen, das gar zu gerne in der reservierten Haltung den Stammbaum markiert hätte und doch bei jedem Scherzworte so herzhaft unbefangen mit dem vollen Gelächter allen Zwang durchbrach. Aber kein richtiger Geschmack in den Toiletten, keine feinere

Koketterie, nichts Packendes, sinnlich Erwärmendes; ein paar allerliebste, zierliche Figürchen unter den Mädchen, denen es jedoch an bewußter Grazie fehlte; einige Frauen mit seelenvoll angenehmen braunen Augen und gutmütigem Lächeln auf den Lippen des nicht häßlichen, aber charakterlosen Gesichtes — keine einzige imponierende Gestalt, keine Rassenschönheit, keine pikante, prickelnde Erscheinung außer der Baronin Zankenhausen. Wie schwer war es ihm geworden, die lebenden Bilder einigermaßen stilvoll fertig zu bringen und sie, mit der man so viel hätte machen können, sie hatte die Mitwirkung versagt!

„Zu so was bin ich nicht zu haben!" hatte sie ihm mit ihrem weichen, hellen Organ geantwortet, als er nach der Aufführung ihr vorgestellt wurde und seine Verwunderung über ihre Nichtbeteiligung ausdrückte. Der Dialekt nahm sich bei dieser stattlichen Erscheinung höchst pikant aus. Sie hatte ein paar funkelnde schwarze Augen im Kopfe, und der etwas zu große Mund mit den aufgeworfenen roten Lippen gab ihr einen charakteristischen Reiz; im Verein mit den Augen verlieh er dem Gesicht etwas Leidenschaftliches. Sie zeigte denn auch im Gespräche — bei Tisch saß er ihr gegenüber — eine sprudelnde Lebendigkeit der Rede, wobei sich mehrmals die Neigung nach dem Emancipierten, nach der Promenade auf schwankendem Seile offenbarte. Die Damen waren zwar alle sehr stark dekolletiert, die Baronin hatte es aber bis an die Grenze des Möglichen getrieben, namentlich im Rücken. Ihre junonische

Gestalt gab ihr dazu jedoch mehr sachliche Berechtigung, als mancher anderen für ihre etwas geringere Freiheit zu Gebote stand. Der Herr Gemahl soll sehr reich sein. Ein gräßlicher Mensch, dieser kleine blonde Baron mit seiner Kartoffelnase im blöden Gesicht! Er möchte sie gern malen, die Baronin. Daraus läßt sich was machen. Sie hatte sich von ihm sehr herzlich verabschiedet. Man kann sich bei solchen Damen leicht irren, aber sie kam ihm doch sehr frei vor, und der Blick, mit dem sie ihren Händedruck begleitet hatte, war fast herausfordernd.

Der Wagen hielt vor den Centralsälen.

Im großen Hauptsaale wogte eine dichte Menge schwarzer Herrenfräcke und buntfarbiger Damenkleider, dazwischen hier und dort eine Offiziersuniform in der Wellenbewegung der Quadrille auf und nieder. Der Ankömmling drängte sich hinter der Tanzreihe nach der Stelle des Saales, wo die vornehmere Gruppe der Mütter und älteren Herren, darunter die Ehrengäste des Festes, plaudernd und dem Tanz der Jugend zuschauend, sich gesammelt hatte. Er wurde von mehreren Herren freundlich begrüßt; vor anderen, wie einem der Minister, dem Polizeidirektor, verneigte er sich sehr respektvoll, als sie ihm die Hand reichten und einige Worte zu ihm sprachen. So kam er an die Stelle, wo eine stattliche blonde Dame in geschlossenem Kleide von hellgrauer Seide mit silberschillerndem brokatartigen Blumenmuster im Gespräche mit einem hagern, hochgewachsenen alten Herrn sich befand. Als

er herantrat, unterbrachen diese ihre Unterhaltung. Die Dame reichte ihm die Hand, nachlässig hinwerfend: „Ah, da bist ja schon!“

„Ja!“ erwiderte er. „Ich habe mich gleich nach dem Souper gedrückt! Aber was macht Fee?“

„Die Kleine“, fiel der alte Herr ein, „schwimmt in Wonne. Sieht aber auch ganz entzückend aus! Sie ist sonder Zweifel die Ballkönigin.“

Ein vergnügtes Lächeln erheiterte das wohlgenährte, aber keineswegs unschöne Gesicht der Dame, als sie im breitesten Münchener Dialekte sagte:

„Ja, dös is wahr! 'S is ein förmlich's G'riß um dös Mädel! Jetzt hören's g'rad 's tanzen auf; da muß sie ja glei kommen. Der Herr Assessor is ihr Tänzer.“

Der Assessor war der Sohn des alten Herrn, des Regierungsdirektors Braunschmidt. Da kam er auch schon heran, gerade so lang und hager, wie sein Vater, eine Brille auf der Habichtsnase, Wangen und Kinn von einem flaumigen braunen Vollbart umrahmt. An seinem Arm führte er ein wunderliebliches Mädchen.

Das lichtblonde Haar schmückte ein lockerer Maiblumenstrauß, dessen lange Stengel sich in die rückwärts frei niederfallenden, nur ganz leicht sich kräuselnden Wellen verloren. Ein ebensolches Sträußchen war auch am rechten Schulterrande des weißen, silberglitzernden Kleides, in der Mitte des mäßigen Halsausschnittes und in reicherer, langgestreckter Anordnung

an der Seite des Kleides angebracht. Die überaus schlanke Taille umschloß ein rosenfarbener Atlasgürtel, wie auch die Sträuße von schmalen, rosenfarbenen Schleifchen belebt wurden. Elfenhaft zart war die mittelgroße Gestalt der Siebzehnjährigen, aber doch zeigte sich in der jugendlich spröden Linie der Schultern und den zarten Ärmchen nicht Magerkeit, sondern, wie in der ganz leichten Schwellung der Brust, war über sie der flaumige Hauch keimender Reize deutlich genug gebreitet. Aus dem zierlichen Rokokoköpfchen mit dem rotblühenden und doch in seinen glatten strengen Umrissen noch herb, wie gemeißelt, erscheinenden Munde leuchtete in munterer Lebensfülle ein tiefdunkles Augenpaar, dessen feuriger Glanz mit der Goldflut des Haares eine seltsam fesselnde Wirkung übte. Die deutlich modellierten Wangen schienen in ihrer zierlichen Fülle, wie von Amorettenhändchen gebildet; eine kleine, geradlinige Nase und winzige, stark gerötete Ohren vollendeten die Anmut dieses Köpfchens, welches auf einem noch arg schmalen Halse saß. Des Mädchens Bewegungen waren rasch, die Haltung des biegsamen Körpers blieb aber vornehm, als sie mit dem Ausdrucke lebhafter Freude den Vater begrüßte. Ein Lächeln, das dabei ihre Züge belebte, gab ihm einen wahrhaft zauberischen Reiz poesievollsten Weibesfrühlings. Die nächststehenden Personen sahen alle mit Wohlgefallen auf das liebliche Geschöpf hin; nur zwei ältere Damen maßen es mit kalten Blicken und tauschten ihre Meinung aus,

die Toilette sei doch mehr phantastisch als modisch und mache einen zu malerischen Eindruck. Auch hatte sie, so meinten die Damen, schon bedenkliche Anlagen zur Koketterie. Sie drehte und wendete sich immer, warf das Köpfchen so selbstbewußt hin und her, lachte so auffällig und schwatzte so dreist und sicher, wie es bei einer Siebzehnjährigen nicht üblich ist. Wie sie sich gegen den alten Regierungsdirektor, der sie geradezu verliebt anlächelte, benahm, das war denn doch sehr frühreif für ein Mädchen, welches den ersten größeren Ball besucht! Du lieber Gott! die Erziehung mochte eine sonderbare gewesen sein. Der berühmte Maler Friedrich Warsten, ihr Vater, war nicht nur Porträtist, sondern malte gelegentlich auch Nymphen und andere sparsam gekleidete Frauengestalten. Was da nicht schon ein junges Ding für Eindrücke bekommen mochte! Im Warstenschen Hause herrschte große Gastfreundschaft, und solche Künstlergesellschaften, das weiß man ja, sind zuweilen ein bischen gemischt. Die Mutter war eine Schweinemetzgerstochter vom Färbergraben, eine gute, aber ganz ungebildete Person. Sie sollte, wie man sagte, nicht in sonderlich glücklicher Ehe mit Warsten leben, obwohl sie erst durch ihr Vermögen dem ursprünglich armen Maler die Wege geebnet hatte. Sie besaß, das läßt sich erraten, wenig Einfluß auf die Erziehung des Mädchens. Er war überdies ein Norddeutscher. Die haben alle so etwas Geschraubtes, Unnatürliches. „Fee" hat er das Mädchen getauft, welches, wohl von der mütterlichen Verwandt-

schaft her, den spießbürgerlichen Namen „Euphemia“ trägt. Diese Ziererei! Da muß ja so ein Ding eitel werden!

Ein hübscher junger Mann trat zu Fee heran, sich vor ihr verneigend, als Zeichen, daß er sie zum nächsten Tanze hole.

„Du kommst schon früh, Bauer, mir das Fräulein zu rauben!“ redete ihn der Regierungsassessor an, der gleich ihm am Frack die rotweiße Schleife mit silberner Lyra trug, durch die sich die Philister und Aktiven des den Ball veranstaltenden akademischen Gesangvereins von den Gästen unterschieden.

„Die Polka wird gleich anfangen“, erwiderte der Angeredete.

„Wirklich?“ sagte der Assessor darauf. „Dann muß ich auch zu meiner Tänzerin eilen. 'S ist Deine Schwester!“

Er sowohl, wie der Jüngling, dessen Arm Fee ergriffen hatte, verschwanden im Gewoge des Saales, das dem unruhigen Treiben eines aufgestörten Ameisenhaufens glich, als das Orchester die ersten Takte des kommenden Tanzes markierte, zum Zeichen für die Paare, sich in Reihen zu sammeln.

Fee's Tänzer hatte sich beim Abgehen besonders noch vor deren Mutter verneigt.

Warsten fragte seine Frau:

„Wer ist der junge Mensch?“

„Ein Student“, lautete die Antwort. „Seine Mutter ist Gerichtsratswitwe und wohnt beim Joseph

im zweiten Stock.“ Joseph hieß Frau Warstens Bruder, der Schweinemetzger am Färbergraben.

„So!“ erwiderte der Gatte in geringschätzendem Tone. „Woher kennt er Fee? Hat ihn ihr jemand vorgestellt?“

„Er hat Fee schon ein paarmal bei meinem Bruder gesehen!“ entgegnete Frau Warsten. „Die vom zweiten Stock kommen viel nach unten.“

Warsten erwiderte nichts, sondern überblickte den Saal, wo nunmehr ein Teil der Paare den neuen Tanz begann, während die anderen in langen, durch die Nebensäle sich dehnenden Zügen warteten, bis die Ordner sie gruppenweise zuließen.

Bauer war ein ganz hübscher junger Mensch, der in der Balltoilette besser aussah, als von einem in bescheidenen Verhältnissen lebenden Studenten, der selten einen Frack trug, zu erwarten war. Selbst die für den Ballsaal etwas zu genial dichte schwarze Haarmähne stand dem biegsam schlanken, jungen Manne mit den regelmäßigen brünetten Zügen nicht übel zu Gesicht. Fee, die ihn, als er ihr ein paarmal bei ihren Verwandten begegnet war, unbeachtet gelassen hatte, fand seine Haltung und die Art, mit der er seinen Münchener Dialekt zum Hochdeutschen zwingen wollte, geziert, wie die eines Menschen, der entweder eitel ist oder unnatürliche Gespreiztheit mit guten Manieren verwechselt. Er sprach in auffallend hochtrabender Weise vom Theater, von Wagnerscher Musik, von Malerei. Sie wußte in diesen Dingen recht gut

Bescheid, aber die schwulstige Art, in der er das Gespräch führte, war ihr zuwider, und dann ließ er sie auch gar nicht zu Wort kommen. Beim Tanzen erwies er sich als sehr schlechter Tänzer, der die üble Gewohnheit hatte, seine Dame zu fest zu halten.

Assessor Braunschmidt war hingegen von der Bekanntschaft mit Bauers Schwester Minna sehr befriedigt. Zu Beginn des Balles war er von ihrem Bruder vorgestellt worden, hatte aber nur um einen Platz auf ihrer Tanzkarte gebeten, ohne eine weitere Unterhaltung zu führen. Er stand trotz des von einer Kneipgelegenheit herrührenden Duzens mit dem viel jüngeren Bauer auf keinem intimen Fuß. Dessen Bitte, ihn seiner Schwester vorstellen zu dürfen, hatte er gutmütig willfahrt, ohne sich von dem Tanze mit dem nicht sonderlich hübschen, in einem höchst einfachen rosafarbenen Tarlatankleidchen steckenden Mädchen einen besonderen Genuß zu versprechen. Er bemerkte aber bald, daß das unscheinbare Geschöpf recht klug war und dem Gespräche sofort selber eine über die banale Ballunterhaltung hinausgehende Wendung gab. Das geschah ganz ungezwungen und bescheiden, aber in einer Art, die Selbständigkeit und Charakter vermuten ließ. Braunschmidt erfuhr, daß der Ball des akademischen Gesangvereins die einzige Festlichkeit dieser Art sei, welche Minna besuche.

Als er fragte, ob sie denn nicht den Wunsch hätte, mehr ähnlicher Vergnügungen zu genießen, erwiderte sie:

„Nein! Man entbehrt nicht, was man nicht gewohnt ist und man hat um so mehr Freude, je seltener man eine Abwechselung genießt.“

Ein deutlicher Ton des Bedauerns klang aber aus ihrer Äußerung, daß sie auch nur selten in das Theater komme. Sehr lebhaft nahm Braunschmidt, der großer Musikfreund war, die Mitteilung auf, sie sei eine eifrige Klavierspielerin. Auch davon sprach sie, daß Blumenmalerei auf Holz, Stoff und Porzellan einen Teil ihrer Beschäftigung bilde, und ihrem Begleiter dämmerte die Ahnung auf, es könne wohl ein kleiner Erwerb damit verbunden sein. Ein anderes Licht fiel auf ihre Verhältnisse durch die gelegentliche Bemerkung, sie habe mit seiner an den Maler Leitner verheirateten Schwester die unteren Klassen des von den besseren Kreisen bevorzugten Neumeierschen Institutes besucht, sei aber dann in die städtische höhere Mädchenschule übergetreten. Aus dieser Bemerkung ergab sich, daß Minna Bauer das zwanzigste Jahr überschritten habe, denn Frau Leitner zählte zweiundzwanzig.

Das alles war in Rede und Gegenrede so einfach behaglich, so frei mitteilsam durchgesprochen worden, daß der Assessor nicht das geringste von jenem Zwange verspürte, der sonst nur zu oft das Gespräch mit einer ganz unbekannten Tänzerin belastet. Er unterwarf jetzt auch die Erscheinung des in seinem Benehmen so angenehmen Mädchens einer unauffälligen näheren Prüfung, und der erste Eindruck wurde wesentlich ver-

bessert. Allerdings entstellte der unreine Teint das farblose Gesicht, und auf der ganzen Gestalt lag jener Hauch des Verkümmerten, der bei solchen Mädchen des bescheidenen Mittelstandes, die ohne lebhaftere Anregungen ein einförmiges Stubendasein im Häusermeer der Großstadt führen, sich häufig findet. Aber das hellblickende, lebhafte Auge unter der gut gebauten Stirn und der Zug selbstsicherer Freundlichkeit auf den energischen Lippen berührten sympathisch. So schnell, das sprach aus ihnen, verdorrte diese Blume auch auf dem ungünstigsten Boden nicht, und in einigermaßen guter Pflege mochte sie sehr schön aufblühen. Auch das den tiefen Tönen zugeneigte Organ hatte Wohlklang. Als es zum Tanzen kam, machte er die weitere Entdeckung, daß Minna eine leichtfüßige Tänzerin war. Er verabschiedete sich von ihr mit lebhafter Freundlichkeit, und auch in ihren Zügen war Befriedigung zu lesen.

Auf den Tanz folgte eine längere Pause, welche von den meisten Anwesenden zur Einnahme eines kleinen Soupers in den Nebensälen benutzt wurde. Vater und Sohn Braunschmidt thaten dies in Gesellschaft der Familie Warsten. Der Maler, der schon in der aristokratischen Gesellschaft soupiert hatte, genoß nur ein Glas Bordeaux; Frau Warsten hingegen erklärte, sie sei herzlich froh, endlich einmal ihren Hunger stillen zu können. Fee aß und trank mit wahrer Hast und plauderte unaufhörlich dazwischen, die lustigen Scherze des Direktors Braunschmidt und ihres Vaters

schlagfertig parierend und allerlei boshafte Witze über verschiedene Bekannte machend, was der Vater ganz reizend von der „frechen Kröte“ fand. Der Assessor beteiligte sich wenig an der Unterhaltung, noch weniger fiel es ihm bei, mit so gespannter Aufmerksamkeit wie sein Vater den vorlauten Bemerkungen des schönen Mädchens zu lauschen. Ihm mißfiel dessen Art ganz gründlich, und er konnte ihr keine komische Seite abgewinnen. Durchaus kein Grillenfänger, war er vielmehr selber lebenslustig angelegt, aber er hatte die Sympathieen seines Vaters für Fee nie geteilt, und jetzt schien sie ihm erst recht im Lichte eines verzogenen Mädchens, bei dem man seiner zweifellosen Schönheit wegen jede Unart pikant fand. Ihr geräuschvolles, unruhiges Wesen, das selbst die Aufmerksamkeit in der Nähe sitzender fremder Personen erregte, rief in ihm den Vergleich mit Minna Bauer hervor. Viel behaglicher wäre es ihm gewesen, das unschöne Mädchen neben sich zu haben und die ruhige, in angenehmer Bescheidenheit dahinfließende Rede ihrer wohlklingenden Altstimme zu hören, als dieses liebe Geschöpf, das in seiner unaufhörlichen Beweglichkeit, in seinem rastlosen Geplapper, immer zu sagen schien: „Ich bin die kleine Fee, der Liebling aller! An mir ist alles allerliebst!“ Das war aber der Lauf der Welt. Für Fee begann eine lange Kette von Triumphen und Huldigungen, an deren Ende eine gute Partie stand, die den Weg zu wieder anders gearteten Siegen der schönen Frau eröffnete. Minna Bauer hingegen

mochte allmählich im Altjungferntum verdorren, oder, wenn es gut ging, in der Kläglichkeit einer beschränkten Ehe unter Alltagssorgen dahinwelken.

Als der Ball zu Ende war und die Warstens den weiten Weg nach ihrer in der Nymphenburgerstraße gelegenen Wohnung in der dunklen, mühsam über den festgefrorenen Schnee ächzenden Kutsche zurücklegten, schlummerte Frau Warsten nach mehrmaligem hörbaren Gähnen in ihrer Ecke ein, Vater und Tochter hingegen, die einander gegenübersaßen, scherzten und lachten. Dazwischen faßte Warsten die in einen Umhangpelz eng eingewickelte Gestalt Fees an den beiden Oberarmen und fragte zärtlich die „kleine Hexe", ob sie denn noch keine Müdigkeit verspüre, und ein andermal fand Fee die Hand des „guten Papachens", sie zu streicheln. Wenn Fee einmal laut auflachte, weil der Vater sie mit dem Ende ihrer langen Boa im Gesicht kitzelte, dann fuhr Frau Warsten mit erschreckten, wirren Lauten auf, um auf die lachende Mahnung der Tochter nur weiter zu schlafen, da man ja noch nicht zu Hause sei, sich wieder zurückzulegen.

Zu Hause angelangt, fand man von dem Mädchen, das die Erlaubnis hatte, zur Ruhe zu gehen, alles nach Befehl bereitet: Dem großen Majolikaofen des Speisezimmers entströmte behagliche Wärme; die Hängelampe breitete ihr von einem rosenfarbenen Schirm gedämpftes Licht in lauschiger Milde über den mit reichstem dunkelbraunen Renaissanceschnitzwerk und einer Fülle stilgerechter Zierstücke ausgestatteten Raum

aus. Auf dem Tische stand eine Kaffeemaschine und Tassen, und auch ein kleines Cognacfläschchen nebst Gläschen. Fee erklärte, sie habe keine Lust zu Kaffee, sondern wolle gleich zu Bette gehen. Der Vater verabschiedete sie heute viel zärtlicher als beim alltäglichen Nachtgruß. Die Mutter gab ihr das Geleit, um ihr bei dem etwas schwierigen Entkleiden von der Balltoilette behülflich zu sein.

Warsten entzündete den Spiritus an der Kaffeemaschine und zugleich eine Cigarre. Im breiten Eichenstuhl ausgestreckt, sah er erst der Arbeit der Maschine aufmerksam zu, dann, als der Kaffee bereitet war, goß er sich den dampfenden Trank in die Tasse ein, füllte auch das Cognacgläschen, und von beiden zeitweilig nippend, gab er sich angenehmen Träumereien hin. Gegenstand derselben war Fee. Das Mädchen hatte ihm heute so viel Freude gemacht.

Seine trotz aller künstlerischen Lebensfrische durch die Eindrücke langer Jahre doch etwas gemäßigte seelische Schwungkraft hatte in dem Anblicke der Tochter eine ungewöhnliche Belebung gefunden. Es kam ihm nicht in den Sinn, an ihr das eigene Alter zu messen. Auch ängstliche Erwägungen der Zukunft des Kindes blieben ihm fern. Nur wie ein lästiger Schatten, den er ungeduldig verjagte, tauchte der Gedanke an Fees Verheiratung als unwillkommenes Glied einer Gedankenkette auf. Das sollte, das durfte noch nicht so bald die neue Lebensfreude zerstören, die wie ein ungeahnter Frühlingszauber sich ihm eröffnet hatte in dem

Anblicke des durch lichterfüllte Säle dahinschwebenden, von jung und alt mit lächelndem Entzücken betrachteten Geschöpfes, das seine Tochter war. Als wäre Fee ganz plötzlich so schön geworden, als hätte er nicht eine Reihe von Jahren hindurch sich des reizenden Kindes, des lieblich knospenden Backfischchens erfreut, so unerwartet neu war ihm der Eindruck, den sie ihm auf dem Balle gemacht hatte mitten unter so vielen Menschen, im duftigen Kleide, mit blumengeschmücktem Haare, die Erregung der Lebenslust und Neugier in den Augen. Er hatte nicht geahnt, welch verjüngenden Zauber es übe, mit welcher nie mehr erhofften Frische es das Herz belebe, so im eigenen Fleisch und Blut, durch das klare Bewußtsein dessen, was man genoß, und durch den süßen Naturzauber der Vaterliebe verklärt, nach langer Zeit wieder den Blütenduft der Jugend in seiner herrlichsten Pracht einzuatmen. Seine Jugend war dazu noch eine ganz andere gewesen, die vom bunten Glanze lichtschimmernder Säle, von dem Reize festlich geschmückter Mädchenschönheit, dem feinen sinnlichen Duft entblößter Nacken und Arme nichts genossen hatte.

Er wurde in seinen Träumereien durch den Eintritt der Gattin unterbrochen. Sie hatte das Ballkleid abgelegt und kam im Korsett und langem weißen Unterrock, wie sie sagte, noch ein ganz kleines Schlückchen Kaffee zu nehmen, ehe sie sich völlig auskleide. Die Schlafstube des Ehepaares lag nach rückwärts gleich neben dem Speisezimmer.

Warsten war kein Freund jener ehelichen Zwanglosigkeiten, bei denen der Unterrock seinen Rang überschätzte, und seine Frau hatte in den, namentlich in den letzten Jahren, nicht seltenen Fällen solcher bequemen Vernachlässigung sehr bittere Worte des Tadels vernehmen müssen. Jetzt war er nicht nur nicht verstimmt, sondern, als Frau Warsten sich neben ihn setzte und eine halbgefüllte Tasse reichlich mit Zucker versüßte, ruhten seine Blicke wohlgefällig auf den üppigen Armen und dem vollen Halse der stattlichen Gattin, die zwar in der scharfen Rundung der vollen Wangen, den Krähenfüßen, welche vom Augenwinkel sich gegen die Schläfe spreizten, und der gegen die Weiße von Hals und Armen wie nachgedunkelt erscheinenden Farbe des etwas zu vollen Gesichtes ihre achtunddreißig Jahre beurkundete, aber in der unversehrten Fülle des Blondhaares, im regelmäßigen Mund, der schönen Biegung des Halsansatzes noch immer dem Auge Reizungen bot, die nichts mit der Ahnung kühler Herbsttage gemein hatten, während die weiche Fülle des Körpers sich noch an jener Grenze sommerlicher Reife hielt, die allzu schwerfällige Korpulenz vermied.

Nach einigen Bemerkungen über Fee, sagte er scherzend:

„Du hast Dich wohl bei der Geschichte ein bischen gelangweilt, hm?"

Dabei umspannte er mit spielendem Fingerdrucke ihren Oberarm.

„Mein Gott! 's muß halt sein, wenn man ein so

großes Mädel hat!“ lautete die ſchläfrig gedehnte Antwort.

„Ja, ja! Du biſt jetzt eine alte Mama geworden!“ ſcherzte Warſten weiter. „Haſt übrigens ganz gut ausgeſehen als Ballmütterchen, und der alte Braunſchmidt hat Dir ja auch gewaltig die Cour geſchnitten.“ Bei dieſen Worten ſtreichelte er ihren Nacken.

Sie gähnte laut und erhob ſich, die Kaffeetaſſe zurückſchiebend, mit den Worten:

„So! Hab' grad' den Magen ein biſel wärmen wollen. Jetzt mach' ich, daß ich zum Schlafen komm'. Meinetwegen kannſt Du noch ſitzen bleiben. Ich geh'. Gute Nacht.“

„Gute Nacht! Ich will noch etwas rauchen!“ erwiderte Warſten in einem völlig veränderten, ſchnarrenden Tone.

Als ſich die Thür hinter ſeiner Gattin geſchloſſen, ſandte er einige dichte Wolken aus ſeiner Cigarre und trommelte dazu mit haſtigen Fingern auf dem Tiſche.

Die angenehm träumeriſche Stimmung war dahin. Ein würgendes Gefühl, als müſſe er etwas mit Gewalt hinabſchlucken, drückte auf ſeine Bruſt. Da war ſie wieder die Miſere ſeines Lebens, da kam es wieder einmal heraus aus ſeinem Verſteck, das Geſpenſt, das keinen Namen hatte. Sie beſaß ja gar keinen Herzenstakt, dieſe Frau! Statt deſſen hatte ſie ein unſeliges Talent, unverſehens eine behagliche Stimmung durch eine Diſſonanz, deren ſie ſich ſelbſt gar nicht bewußt war, zu zerſtören. Er war noch ſo lebens-

frisch, sie hatte den großen Vorteil vor vielen anderen Frauen, daß sie dieser Lebensfülle des Gatten nicht in einem gefährlichen Mißverhältnis, wie es ihr Alter oft zu bringen pflegt, gegenüberstand. Man hätte so glücklich sein, in sorglosen, fast glänzenden äußeren Verhältnissen der herrlich gereiften Frucht der Liebe sich gemeinsam freuen und mit diesen Spätsommerfreuden doch noch wirklichen Blütenduft, nicht nur die Erinnerung an den Lebensfrühling gewinnen können. Aber nein! Die Seele dieser Frau war in der Alltäglichkeit verkümmert, eingetrocknet lange, lange schon. Sie war eine im Grunde gute Frau. Manch anderen, die andere Begriffe von der Ehe hatten, mochten als harmlose Frauenschwächen Dinge erscheinen, die ihn verstimmten, ihm das Herz erkälteten. Es war ja auch keine unglückliche Ehe in dem Sinne, als ob er Abneigung, Groll gegen die Gattin in einem zur drückenden Kette gewordenen trostlosen Zusammenleben mit sich hätte herumschleppen müssen, als ob immerwährende stürmische Auftritte das Behagen des Daseins zerstört hätten. Aber es war eine kalte, trübe Ehe, in der nur hier und da einmal ein wärmerer Hauch die Ahnung dessen gab, was beglückende Gewohnheit hätte sein sollen, öfter dagegen unangenehme Nadelstiche verstimmten, gegen die man wehrloser war als gegen ernste Schädigungen, und zumeist eine nüchterne Leere herrschte, die eine unbestimmte, aber darum doch nicht minder lästige Unbefriedigtheit erzeugte.

Die Vergangenheit tauchte vor dem einsamen Manne auf, der sich noch eine Cigarre angezündet und noch ein Gläschen Cognac eingeschenkt hatte.

Als armer Bursche war er, von einem kunstsinnigen Aristokraten unterstützt, aus seiner holsteinischen Heimat an die Münchener Akademie gekommen, ein eckiger Mensch, der mit seinen achtzehn Jahren schon das Leben als ein mühevolles Werk des Schweißes ansah, brav, kunstbegeistert, aber außer stande, das Feuer seiner Seele in warmen Worten zu äußern, scheu, verschlossen, aber mit dem festen Willen, ein großer Maler zu werden, wie viel der Mühe es auch kosten möge. Da war er unversehens im Kreise froher Gesellen, die lachend ihrer Armut spotteten, von deren Lippen die Begeisterung in überquellender Rede floß, denen die Unsterblichkeit eine sichere Beute schien. Sie zerrten den Widerwilligen, Einsilbigen mit sich in enge Kneipen mit dicker Tabaksluft und lärmendem Stimmengewirr. Beim schäumenden Maßkrug saß er in großem Staunen und gedachte des heimatlichen Städtchens und der dortigen still ernsten, bedächtigen Art, die solches Treiben nur von den Matrosenkneipen der Hafenstädte kannte. Es war aber doch etwas anderes als eine Matrosenkneipe. Mit gellender Stimme, daß er den Lärm übertöne, sprach in der rauchigen Stube gar mancher Genosse ein Wort, das aus Höhen kam, die kein Matrose erklettert und, so viel sie schrieen und so viel sie tranken, die Menschen ringsum, kein rohes Wort kam von

ihren Lippen, kein wüster Zank entstand, wenn auch manchmal mit Fäusten auf den Tisch geschlagen wurde und der Redeeifer die Köpfe rötete. So freundlich waren die behaglich aussehenden Menschen ringsum, so heiter, und ihre sonderbare Sprache klang, wenn sie nicht gerade schrieen, daß man kein Wort verstand, wie herzliche Werbung um Liebe. Die Genossen, sie warfen ihm, dem Fremden, Verschlossenen, neckend und ermunternd, ihre Liebe hin, als frohe Verschwender ihres Gefühlsreichtums. Er lernte die himmelan ragenden Berge, die blauen Seen kennen und das frohgemute, singende, jauchzende Volk. Lustige Mädchen mit blitzenden Augen warfen dem Schüchternen Blicke zu, als zögen sie ihn den dreisteren Genossen vor und kicherten über seine verlegene Miene. Eine Weile lebte er wie im Traum, zweifelnd, ob er sich des fremdartigen Lebens freuen dürfe oder ob der angeborene nordische Ernst ihm gebiete, sich diesem Zauber flüchtiger Lebenslust in strengem Pflichtgefühl zu entziehen. Allmählich aber gewöhnte er sich daran, wie er es von Genossen, die gleich ihm aus nordischen Gegenden stammten, gesehen hatte und lernte ernstes Streben mit Frohsinn paaren. Hatte sich ihm in der Münchener Lehrzeit schon das Paradies eines farbenvollen Lebens, aus dem die künstlerischen Anregungen in üppiger Fülle sproßten, eines mit vollen Atemzügen sich auslebenden Menschentums ohne ängstlichen Zwang, ohne kleinliche Anbetung des Herkommens gezeigt, so führte ihn ein zweijähriger

Aufenthalt in Italien in jene Zaubergefilde, deren Glanz durch ein ganzes Leben leuchtet und blinkt. Aber bei alledem hatte er sich nicht selbst vergessen. Die nordische Heimat war dem reifen Künstler freilich zu kühl, zu arm an Lebensfülle geworden, und von Rom fand er wieder den Weg nach München. Ein Stück Heimat behielt er aber doch in der Seele. So mancher Genosse, der genialer war als er, von dem man sich Wunder versprochen hatte, war am Wege geblieben und untergegangen, weil er, dem Augenblick gehorchend, das Ziel aus den Augen verloren hatte. Warsten war Künstler durch und durch, er sah in der Kunst die vollendetste Blüte, den Höhepunkt menschlichen Denkens und Fühlens; aber er blieb nicht der jugendlich unklare Schwärmer sein Lebtag lang. Die Tollheit war ihm nicht eine notwendige Beigabe der Künstlerschaft. Ihm schien es vielmehr richtiger, durch die Kunst das Leben zu verfeinern, demselben damit einen zielbewußten Inhalt zu geben. Er war fleißig, und seine Farbenglanz und Anmut paarenden Bilder machten ihm bald einen Namen. Der ehedem schüchterne Jüngling trat selbstbewußt auf und, den Spott der Genossen überhörend, war er bemüht, während diese sich in der jovialen Derbheit einer privilegierten Kaste gefielen, der man dort lächelnd, anderswo achselzuckend Nachsicht gewährte, den Adel der Kunst auch äußerlich in zwanglos edleren Formen zu betonen. Er war ein stattlicher junger Mann, und seine nordische Sprache gab ihm zu jener Zeit in München einen fremdartigen

Reiz, der den armen Jungen aus der holsteinischen Kleinstadt selbst in den Augen hochgebildeter Leute als etwas ganz anderes, als den Sohn eines Marktaufsehers erscheinen ließ. Der Maler Warsten verfügte über wertvolle Konnexionen und war in den ersten Kreisen eine beliebte Erscheinung, als er mit Bekannten sich scherzweise auf einen Bürgerball begab und dort die schöne Tochter des Schweinemetzgers oder nach Münchener Sprachgebrauch „Charcutiers" Wirsinger kennen lernte. Er entbrannte lichterloh für die blonde Mathilde. Die Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse war ein erst nach langen Kämpfen zu überwindendes Hindernis, und ohne der Geliebten entschlossene hartnäckige Liebe wäre das Hindernis wohl nie beseitigt worden. Er war glücklich, überaus glücklich gewesen mit seiner schönen jungen Frau. Aber nach dem ersten Liebesrausch erwachte in ihr das Bewußtsein der bürgerlichen Hausfrau, die Lust an der Geschäftigkeit und damit die rasch erzürnte Herrschsucht, welche die täglichen Kleinigkeiten zur Lebensfrage, eine Störung der Gewohnheit zum Ereignis aufbauscht.

Warsten hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen, und die Augen fielen ihm zu. Jählings fuhr er auf, gab einen stöhnenden Laut von sich und wankte dann schlaftrunken aus der Eßstube.

Zweites Kapitel.

Der Charcutier Wirſinger war in der ganzen Umgegend des Färbergrabens eine hochangeſehene Perſönlichkeit, nicht minder ſeine, gleich ihm wohlbeleibte Gattin. Das Geſchäft ging glänzend. In den Hauptbetriebsſtunden, um die Abendzeit, konnte der anſehnlich große Raum kaum die Menſchen faſſen, die nach Schinken, Lyoner Wurſt, Schweinskopf oder Leberkäs begehrten, und neben dem Herrn und der „Madame" mußte ein Ladenfräulein tüchtig ſchaffen, die Kunden zu befriedigen. Prächtig ſahen hinter der hohen Spiegelſcheibe des Auslagfenſters die rötlichen und gelblichen Sulzen, der mit Gelee bunt ausgeſchmückte Schweinskopf, die Wurſtwaren und die angeſchnittenen Schinken mit ihrem zartroſigen Fleiſch in dem weißglänzenden Speckrahmen aus, und hinter den Eßwaren warf ein Zimmerſpringbrunnen einen kelchförmigen Sprühregen aus einem großen, viereckigen Goldfiſchbehälter in die Höhe. Herr Wirſinger trug das Vollgefühl des Münchener Bürgers als Säule der ſtädtiſchen

Wohlfahrt mit entschiedener Betonung zur Schau. In seinem Benehmen gegen Kunden und Nachbarn hatte er, je nach Art der betreffenden Persönlichkeit oder nach augenblicklicher Laune, sehr feine Nuancen von der unverschämtesten Protzenhaftigkeit, die auf das minder zahlungsfähige Gewürm mit halbgeschlossenen Augen und aufgeworfener Unterlippe herabsah bis zur behaglich schmunzelnden Nachbarlichkeit, die aber doch immer die Würde beibehielt. Diese verließ ihn nur in Augenblicken des Zornes, in denen dann der stolze Bürger eine wahrhaft phantastische Grobheit entfaltete. Vor Höherstehenden seinen Stolz zu beugen, hatte er keinen Anlaß, denn auf dem Färbergraben gab es nur Geschäftsleute, deren Vermögensverhältnisse er genau kannte und die ihm nicht „über" waren, sowie Mieter verschiedener Arten des Mittelstandes und des Kleinbürgertums. Solche Leute aber, die nicht einmal Hausherren waren, zumal das Volk der kleinen Beamten oder Privatangestellten, behandelte er bestenfalls mit einem freundlichen Schmunzeln und leutseligen Witzen. Er hatte sein eigenes Haus gelegentlich der Erweiterung der Straße mit einer schönen Renaissancefaçade versehen und, wenn es auch in der Straße noch ein paar größere und schönere gab, so waren diese doch nicht hypothekenfrei wie das seinige. Frau Wirsinger war in den letzten Jahren zu ihrem eigenen Verdruß etwas arg dick geworden. Früher war sie ein appetitliches Frauchen von hellschimmernder Rundlichkeit gewesen. Die Nachbarschaft sprach

allerlei von ihr, als ob sie es mit der Treue gegen den Herrn Gemahl nicht immer sehr streng gehalten habe, ein Gerede, das ihre Neigung zu sehr freien Scherzen und Gesprächen gerade nicht zu widerlegen geneigt war. Klatschsüchtige Neiderinnen zischelten insbesondere über die Badereisen, die Frau Wirsinger mit ihrer Tochter Therese alljährlich nach Aibling unternahm. Freilich rief sie auch diese Bosheiten selber hervor durch die prahlende Art, mit der sie solchen Leuten gegenüber, die nicht aus der Stadt herauskamen, vorher immer davon sprach, wann sie „ins Bad" gehen werde und hinterher, wie es „im Bad" gewesen sei. In der That aber hatte diese Badereise doch nicht bloß den Zweck der Prahlerei oder einer der Aufsicht des Gatten entrückten Freiheit. Vielmehr galt sie vornehmlich dem Umstande, daß die jetzt neunzehnjährige Therese blutarm war und nach ärztlichem Rate einer geeigneten Kur bedurfte. Therese war, im Gegensatz zu den Eltern, ein kleines, mageres Dingelchen, wie sie im Münchener Typus recht häufig vorkommen. Sie wäre ohne die fahle Gesichtsfarbe nicht unschön gewesen, obwohl auch das große braune Auge statt jugendlicher Lebhaftigkeit nur einen nicht eben sympathischen Wechsel zwischen blöder Starrheit und lauernder Tücke zeigte. Das langsam Schleichende ihres Ganges, ihr wortkarges Wesen gaben ihr ein Gepräge, bei dem man trotz der Bläsſe weniger an einen kranken Zustand als an einen besonders hinterlistigen Charakter dachte. So beurteilten auch

die Nachbarn das Mädchen sehr ungünstig, obwohl man ihr nichts nachsagen konnte, als daß sie in der höheren Töchterschule gerade keine der besten Schülerinnen gewesen war. Nur eine Mutmaßung, die durch Dienstboten in Schwung gebracht worden war, sprach von einer möglichen Liebelei mit dem Sohne der seit langen Jahren im zweiten Stock wohnenden Bezirksgerichtsratswitwe Bauer. Aber immer lag, wenn man von ihr sprach, eine gewisse Bitterkeit im Urteil. Sie war falsch, „hatte es gar dick hinter den Ohren", man mißtraute ihr. Außer der Tochter besaßen Wirsinger noch einen zwei Jahre jüngeren Sohn, der sich in Regensburg, der berühmten Wurststadt, geschäftlich ausbildete.

Da kam eines Tages urplötzlich die Kunde in die Nachbarschaft, Therese habe sich mit einem jungen Manne, Namens Kilian Eggensperger, verlobt, der das große eben fertig gebaute Café-Restaurant in der Kaufingerstraße übernehmen werde. Man hatte von diesem Herrn Eggensperger nie etwas gehört, es konnte kein Münchener Bürgerssohn von erster Qualität sein. Frau Wirsinger gab nicht mehr Auskunft, als daß er aus Ansbach stamme. Noch am selben Tage war man aber über den bisher so unbekannten Mann orientiert, denn Herr Wirsinger war weniger zurückhaltend als seine Gattin. Eggensperger war gar kein „junger" Mann, sondern stand schon in der zweiten Hälfte der dreißig; er hatte mehrere Jahre als Portier in einem vielbesuchten Gasthofe „konditioniert" und sich

als solcher ein Kapital erspart, dazu noch in der letzten Zeit eine unerwartete Erbschaft gemacht.

Man rümpfte die Nase. Die Wirsingertochter, so meinte man, hätte doch als Kind einer altangesehenen Münchener Bürgersfamilie was anderes finden sollen als einen schon sehr reifen Hotelbediensteten; manche waren auch der Ansicht, es wäre ziemlicher gewesen, wenn sie einem braven jungen Manne, der sonst nichts hatte, wie Jugend und Geschäftstüchtigkeit, eine Existenz geschaffen hätte. Vielleicht war es doch nicht sauber mit dem jungen Studenten im zweiten Stock, und die Eltern waren froh, sie unter die Haube zu bringen. Man nahm keinen nachbarlichen Anteil an dieser Verlobung und sprach mehr als je unfreundlich von der Braut.

Eggensperger, der ein vermögendes Mädchen suchte, um jenes Geschäft übernehmen zu können, war auf Therese neben anderen aufmerksam gemacht worden. Er rekognoscierte zuerst das Revier, betrachtete sie aus der Ferne und wußte ihre Aufmerksamkeit auf seine stattliche Gestalt zu lenken, wenn er ihre Ausgänge, die er rasch ausgekundschaftet hatte, belauerte. Therese, die sehr bald bei Begegnungen, deren Absichtlichkeit sie erraten mußte, mit Blicken ihn ermunterte, sagte ihm zu. Brauchte er auch Vermögen, so wollte er doch keine altjüngferliche Spätrose erkaufen, ein besonders hübsches Ding mit Geld war aber für den nicht mehr ganz jungen Mann nicht so leicht zu haben und schien ihm gerade angesichts eines Wirtschafts-

betriebes auch nicht unbedenklich. Er kannte das Leben und wußte manches von jungen Wirtsfrauen. Thereſe war ja keineswegs häßlich, aber ſie lud in ihrer Erſcheinung doch die Gäſte nicht unmittelbar zur Courſchneiderei ein. Sie ging ſo gleichmäßig ſtill und gemeſſen ihres Weges, guckte nicht neugierig herum, blieb nicht an einer Auslage ſtehen und war mit ſchönſter Wohlanſtändigkeit gekleidet. Die raſch aufleuchtenden Blicke, die ſie im Vorbeigehen dem Beobachter zuwarf und die ſchließlich von einem ſchwachen Lächeln begleitet waren, redeten zwar ermunternd, aber doch nicht dreiſter, als die Koketterie aller Mädchen iſt, und ſeine Eitelkeit wurde davon berührt. Er erfuhr mit leichter Mühe das Stammcafé, in dem Papa Wirſinger nachmittags ſein Billard ſpielte, und machte ſich in unverfänglicher Weiſe an ihn heran. Endlich benutzte er eine günſtige Gelegenheit, Thereſe auf der Straße höflich anzureden. Sie war verwirrt, aber mit großer Gewandtheit wußte er ſein kühnes Unterfangen durch das Intereſſe, welches er für ſie hegte, zu entſchuldigen, und ſie ließ ſich dazu überreden, ihm in einer von der Beobachtung durch Bekannte mehr geſicherten, entlegenen Stadtgegend „Gelegenheit zu einer längeren Ausſprache“ zu geben.

Ihr gefiel der große, breitſchulterige Mann mit dem kräftigen ſchwarzen Offiziersſchnurrbart und geſund geröteten Geſichte um ſo mehr, als er auch gute Formen zeigte.

Sie dachte wohl daran, daß solche Art trotz der guten äußeren Form nicht eben fein sei und daß man eigentlich um die Wirsingerstochter anders werben müsse. Aber sie war sehr heiratslustig. Schon oft hatte sie sich im stillen gegrämt, daß gar keine Aussicht sich noch hatte bieten wollen. Und in der Sache war ein Kitzel, dem ihre Neugierde nicht widerstand. In der Sonnenstraße trafen sie sich des Nachmittags und gingen dort unter den Baumanlagen auf und nieder.

Eggensperger sprach sich jetzt mit voller Aufrichtigkeit über seine Verhältnisse und Absichten aus, erzählte auch, daß er ihren Vater bereits kennen gelernt und dessen Gunst erworben zu haben glaube. Wirtin, Gattin eines ehemaligen Hotelportiers, das war nun freilich nicht gerade das, was Therese besonders erwärmen konnte. Einen Augenblick huschte es wie Enttäuschung durch ihre Seele. Eggensperger erfaßte diesen inneren Vorgang an ihrem Gesichtsausdrucke. Er sprach davon, daß ihr Herz vielleicht nicht mehr frei sei, und an Andeutungen, die ihm geworden waren, anknüpfend, wies er ganz leise, aber doch verständlich auf den studentischen Hausgenossen hin. Da lachte Therese belustigt auf, was doch die Leute nicht alles schwatzten. Die Bauers wohnten schon so lange im Hause, Ludwig sei immer ihr Spielkamerad gewesen und daher in einer gewissen vertrauten Stellung zu ihr; aber an etwas wie Liebe habe sie dabei wahrhaftig noch nicht gedacht.

„Ich bitt' Sie, so ein Student!“ schloß sie ihre Bemerkungen in wegwerfendem Tone. „Sind noch dazu ganz arme Leute, die kaum das Notwendige haben. Das wär' mir die rechte Liebschaft!“

Eggensperger war damit beruhigt. Ihr aber ging es durch den Sinn, welcher Schaden aus einem solch albernen Gerede entstehen könnte. Daran war Ludwig schuld. Sie ärgerte sich jetzt über den dummen jungen Menschen und seine Zudringlichkeiten.

In einem drangvollen Gefühle dünkte es ihr, als hätte sie im Leben keine andere Wahl mehr, als die zwischen dem Studentenliebchen und der Wirtin, und ein dunkles Mißtrauen sagte ihr, daß Ludwig sie doch niemals heiraten würde. So nahm sie Eggenspergers Werbung geschämig an und meinte nur, derselbe möchte nunmehr noch Wege finden, sich bei der Mutter einzuschmeicheln, ehe er um sie anhalte. Das gelang ihm auch bei einigen Besuchen im Laden, von denen Therese unterrichtet war, so daß sie gegen ihre sonstige Gewohnheit sich unter irgend einem Vorwande dort während seiner Anwesenheit aufhielt. Frau Wirsinger war gegen den stattlichen neuen Kunden, der sehr unterhaltend plauderte, von entgegenkommender Liebenswürdigkeit, um so mehr, als er ja ein guter Bekannter des Gatten war, der sich auch sehr freundschaftlich mit ihm unterhielt. Sie war jedoch höchst überrascht, als er schon nach einigen Besuchen um Therese, die er gar nicht sonderlich beachtet zu haben schien, anhielt. Sie machte auch Einwände geltend. Aber da Therese sich

sehr heiratslustig zeigte und ihr Gatte nachdrücklich die Meinung vertrat, daß man zugreifen solle, da nach bisherigen Erfahrungen trotz alles geschäftlichen Ansehens die Aussichten auf eine gute Partie des Mädchens nicht sonderlich günstig schienen, Eggensperger aber in seinem Geschäfte sehr gute Aussichten habe, so gab sie ihre Bedenken auf. Therese fühlte nunmehr den ganzen Stolz, den ein junges Mädchen an den Titel „Braut" knüpft, als sei in demselben eine Standeserhöhung den bisherigen Geschlechtsgenossinnen gegenüber gelegen. Der Bauerschen Familie zeigte sie das Ereignis sofort, nachdem Eggensperger das Haus verlassen hatte, an. Die Bezirksgerichtsrätin und Minna bekundeten fröhliche Teilnahme. Ludwig, der aus seiner Stube herbeigerufen wurde, machte erst ein erstauntes Gesicht, ehe er sie beglückwünschte. Ein leises Lächeln des jungen Mannes, das von einem eigentümlich durchdringenden Blick begleitet war, empörte Therese geradezu.

Sie war ja gegen seine dreisten Annäherungen immer sehr nachgiebig gewesen. In der Art, wie er die Nachricht von ihrer Verlobung aufnahm, lag aber eine beleidigende Geringschätzung, als ob ihn der Gedanke komisch berühre, das Mädchen, bei dem er sich solche Freiheiten gestattet, in der bräutlichen Würde zu sehen. Das eigene schlechte Gewissen schärfte ihr Ahnungsvermögen.

Als sie in den nächsten Tagen, wie so häufig, wieder einmal in den zweiten Stock hinaufging, um

mit Minna, ihr beim Malen zuſchauend, zu ſchwatzen, war dieſe für eine kurze Beſorgung ausgegangen. Thereſe wollte umkehren, aber die Rätin drängte ſie in die Wohnſtube und ſprach dort eine Weile mit ihr von allerlei mit der Brautſchaft zuſammenhängenden Dingen. Dann trat Ludwig in die Stube, wie ſonſt, ſie mit vertraulicher Freundlichkeit begrüßend. Die Rätin nahm daraus Anlaß zu ihren Küchengeſchäften zurückzukehren.

Ludwig ſah die Beunruhigung des jungen Mädchens, das ſich gerne entfernt hätte und keinen Vorwand dazu fand.

„Sie haben wohl ein ſchlechtes Gewiſſen, Thereſe?“ ſagte er, als ſie allein waren.

„Wieſo?“ fragte ſie mit verlegener Scheu.

„Thun Sie doch nicht ſo unſchuldig!“ erwiderte er, näher an das ihn mißtrauiſch belauernde Mädchen herantretend. „Sind Sie mir nicht untreu geworden?“

„Ihnen untreu?“ antwortete Thereſe jetzt ärgerlich. „Wie kommen Sie dazu? Was hat treu oder untreu zwiſchen uns beiden zu thun?“ Dabei erhob ſie ſich von ihrem Sitze und trat einige Schritte zurück, ſeiner halb kokett ſelbſtgefälligen, halb forſchenden Miene mit einem böſen, ſtechenden Blick trotzend. Zunächſt hatte ſie, die ihre Würde als Braut wahren wollte, die ihr bekannte Art gefürchtet, mit der Ludwig ſolche Augenblicke des Alleinſeins zu mißbrauchen wußte. Jetzt rief ihr die dreiſte Selbſtgefälligkeit ſeiner Miene die beleidigende Weiſe, in der er ihre Verlobung aufge-

nommen hatte, ins Gedächtnis, und ein wilder Zorn trat an die Stelle der Furcht.

Er trat wiederum näher, und den Arm nach ihrer Taille streckend, sagte er in einem heißen Tone: „Haben Sie nicht gewußt, daß ich in Sie verliebt bin?“

„Lassen Sie mich!“ flüsterte Therese zornig und stieß seine Hand verächtlich zurück.

„Na, werden Sie nur nicht ungemütlich!“ entgegnete Ludwig und umfaßte sie jetzt mit ungestümer Gewalt.

Therese suchte sich mit zorniger Kraft loszuwinden und drängte den Arm des Angreifers mit festgeklammerten Händen von sich. Endlich sank sie, ihm entgleitend, zu Boden, sprang aber behend sofort wieder auf die Füße, und da er wieder den Arm nach ihr streckte, versetzte sie ihm mit einem stöhnenden Zornes-laut einen Faustschlag ins Gesicht. Er prallte zurück. Dann schien seine Körperhaltung auf einen neuen Angriff zu deuten. Als er aber Thereſens verzerrtes Gesicht mit dem die Zähne weisenden Mund, den funkelnden Augen sah, da zauderte er in scheuer Verlegenheit, schüttelte die genialische Haarmähne mit koketter Gebärde und drückte sich, ohne Therese anzusehen, aus der Stube hinaus.

In seinem kleinen, nur mit den notdürftigsten Geräten ausgerüsteten Hinterstübchen stellte er sich vor den Spiegel und bewunderte, sich wendend und drehend, ein anderer Narciß, die eigenen Züge. Ein böses

Lächeln krümmte den sonst so schönen, von schwachem Flaum beschatteten Mund, während in dem feuchten Schimmer der Augen noch die Begierde nachzitterte. Geschlagen, er, geschlagen von dieser Therese! Das war eigentlich ein abscheulicher Schimpf, eine Niederlage, deren sich ein halbwegs anständiger Mensch aufs tiefste hätte schämen müssen. Ach was! Es war ja niemand Zeuge dieser Blamage gewesen! Er hätte daran denken sollen, daß die Brautschaft für solche Mädchen am Ende doch eine Sache ist, mit der sie es nicht leicht nehmen. Diese dumme Brautschaft! Das Dingelchen war verdorben durch und durch. Einem Gewandtern als ihm wäre sie schon längst zur Beute geworden. Immer war ihre Abwehr seiner dreisten Werbungen mehr Deckmantel für Zugeständnisse, als Widerstand gewesen, und nur den letzten Folgen des lüsternen Spieles entfloh sie stets aus instinktiver Furcht. Diese aber wäre auch bald überwunden gewesen, nachdem es für sie schon Gewohnheit geworden war, bei jedem zufälligen Alleinsein, das sie manchmal eher herbeizurufen als zu meiden schien, sich seiner Zudringlichkeit zu unterwerfen. Was war das für ein Leben! Seiner Phantasie schwebte das Weib in den herrlichsten, begehrlichsten Gestalten vor, und er schmachtete danach, von eines Weibes Lippen Worte vergötternder Liebe zu hören, in eines Weibes Armen sich als Gott zu fühlen. Er kannte manchen, der wenigstens an dem Freudenborn nippte. Da war keiner dabei, den sie schon auf der Schule, wie

ihn, den „schönen Ludwig" genannt hatten. Aber was half's? Jede dumme Kellnerin lachte ihn aus, wenn er um ihre Gunst warb, und all der Lebensdrang, all die heißen Bilder endeten in der banalen Wirklichkeit des täppischen Treibens mit der blassen, geistesstumpfen Therese, und auch dies hatte nun seinen Abschluß gefunden mit — einem Faustschlag! Wenn die ungestillte Begierde des jugendlichen Blutes entartete und er in der Stille des Gewissens sich vor sich selber schämen mußte, wer trug die Schuld daran? Die Armut, die niederträchtige Armut, sie war es, die ihm das Leben, die Züge verkümmerte, sie war seine Verderberin! . . .

Kaum hatte Ludwig die Wohnstube, in der Therese zurückblieb, verlassen, als Minna von ihrem Ausgang zurückkehrte. Sie begrüßte Therese mit lässiger Freundlichkeit und setzte sich sogleich an den großen am Fenster stehenden Tisch, auf dem in sauberer Anordnung ein großer und kleiner Behälter von Wasserfarben, ein becherartiges Gefäß mit Pinseln, ein Etui mit Bleistiften, ein Reißzeug und die mit Farben belegte weiße Porzellanpalette in der Mitte standen, während zur Seite große Blätter mit Entwürfen, Zeitschriften und Photographieen sauber aufgeschichtet waren. Ganz vorn lag ein großes Blatt Papier ausgebreitet, auf dem der mit Bleistift und einigen Farbentönen behandelte Entwurf eines Fächers sichtbar war.

Mit flinken Fingern wählte und prüfte Minna ihre Geräte und malte den Entwurf aus, während der

Arbeit an die neben ihr neugierig stehende Therese abgerissene Sätze richtend und hier und da den Kopf nach ihr wendend. Es waren keine Freundschaftsgefühle, die Minna für Therese hegte. Sie duldete nur aus langer Gewohnheit das Mädchen, welches immer ihre Gesellschaft suchte, um sich, und behandelte es mit einer Überlegenheit, die, ohne daß Therese es verübelt hätte, nicht selten sogar ans Unhöfliche streifte. In diesem kurz angebundenen Wesen wurde Minna bestärkt durch einen Verdacht, als ob Theresens Besuche, bei denen doch nie ein lebhafteres Gespräch zu stande kam, nicht in einer besonderen Zuneigung zu ihrer Person den Hauptgrund hätten. Kleine Zufälligkeiten hatten ihr Mißtrauen geweckt. Die Verlobung hatte dieses zwar beseitigt, aber sie war heute ganz besonders wortkarg, so daß Therese selber sagte:

„Du scheinst nicht guter Laune zu sein."

Sie stellte dies mit kühlen Worten in Abrede, hielt aber die Besucherin nicht zurück, als sie sich verabschiedete.

Nicht üble Laune, sondern eine andere Gemütsbewegung war es, was ihr Theresens Anwesenheit lästig gemacht hatte. Allein geblieben, hörte sie zu arbeiten auf, stützte das Kinn auf die Hand und starrte durch das Fenster nach dem kleinen blauen Himmelsfleckchen, welches über dem Dache des gegenüberliegenden Hauses sichtbar war.

Als sie auf dem Wege nach der Dienerstraße, wo sie eine Besorgung hatte, in der Kaufingerstraße an

einer Auslage stehen geblieben war, hatte sich ein Herr ebenfalls vor das Schaufenster gestellt. Zunächst schien er sie so wenig zu beachten, wie sie ihn. Erst als sie sich abwendete, wurde er durch ihre Bewegung veranlaßt, sich nach ihr zu drehen. Er zog schnell den Hut und rief sehr freundlich:

„Ach, Fräulein, jetzt erkenne ich Sie erst!"

Auch sie erkannte ihn. Es war Assessor Braunschmidt.

Als er auf seine Frage ihr Wegziel erfuhr, erklärte er, desselben Weges gehen zu müssen und schritt an ihrer Seite, lebhaft plaudernd, dem Marienplatze zu. Meist führte er das Wort, und sie freute sich seiner angenehmen Redegewandtheit. Beherrscht wurde dieselbe von der in scherzender Form gegebenen Klage, daß man sie nie und nirgends zu sehen bekomme, selbst nicht in der Maximilianstraße.

Minna antwortete in gleich munterem Tone und lachte herzlich, als der Assessor meinte, es müßte sich doch in ihrer Lebensordnung irgend ein Punkt von gewisser Stetigkeit finden, der außerhalb des Hauses gelegen sei und so ermögliche, daß andere Menschen sie zu Gesicht bekämen.

„Den Punkt giebt es aber nicht!" erwiderte sie, „Und gäbe es ihn, wie fänden Sie es wohl, wenn ich ihn nennen würde?"

„Reizend würde ich das finden!" antwortete Braunschmidt. „Jetzt aber ärgere ich mich, daß eine sehr angenehme Ballbekanntschaft so ganz in nichts zerflattert."

Er hatte das Wörtchen „sehr" nachdrücklich betont.

„Das wird wohl mit vielen Ballbekanntschaften so geschehen!" meinte Minna äußerlich schnippisch, innerlich aber doch mädchenhaft erfreut von der Artigkeit des jungen Mannes.

Braunschmidt entgegnete:

„Aber ganz und gar nicht! Das ist ja eben das Abscheuliche, daß, während man alle noch so flüchtigen Bekannten in dem Winkel da zwischen Theatinerkirche, Mariensäule und Maximilianeum immer wieder trifft, öfter, als einem bei manchen lieb ist, Sie nie darunter auftauchen."

Minna versetzte:

„Da wir uns in diesem Augenblick in dem genannten Winkel befinden, ist deutlich genug bewiesen, daß ich dort auch zuweilen auftauche."

„Dann muß es an Ihrer Tagesordnung liegen!" sagte Braunschmidt. „Und wahrhaftig ist es auch nur ein Zufall, daß ich gerade heute um diese Zeit nicht im Bureau bin."

„Das wird es sein! Unsere Tageseinteilung ist wohl sehr verschieden!" entgegnete Minna.

„Sie glauben wohl, ich hätte mehr Zeit zum Bummeln als Sie?" bemerkte Braunschmidt mit Humor.

„Nicht so habe ich's gemeint!" lautete Minnas Antwort, aus welcher ein gegen die bisherige harmlose Heiterkeit abstechender ernster Ton klang, der Braunschmidt nicht entging. Er hörte den Hinweis heraus,

daß das Mädchen sich eben zu einer anderen Lebenssphäre zähle, als zu jener durch allerlei Stände untereinander verbundenen Gruppe der großstädtischen Gesellschaft, die da in dem von ihm bezeichneten Hauptviertel promeniert, die Kaffeehäuser besucht und in den vornehmsten Geschäften ihre Einkäufe macht. Dieser Hinweis enthielt in seiner Art etwas von jenem reizbaren Selbstgefühl, welches Personen bescheidener Kreise gegen solche höherer Klassen gerade dann geltend machen, wenn diese an bestehende Unterschiede am wenigsten denken. Braunschmidt war verstimmt. Er ärgerte sich über sich selbst, daß er nicht von Anfang an ein instinktives Feingefühl für solche Schwächen gehabt und zugleich fühlte er sich sehr unbehaglich bei der Mahnung daran, daß das sympathische Mädchen nicht den Lebenskreisen angehörte, die einmal seine Sphäre bildeten. Das rief den Gedanken wach, daß der Sohn der Beamtenaristokratie, der selber zu einer höheren Carriere bestimmt war, bei der durch den Tod des Vaters eben einmal in die Kategorie des kleinen Mittelstandes geratenen Beamtentochter nichts zu suchen habe, daß er höchstens ein Unrecht begehe, wenn er in ihr Hoffnungen entstehen lasse, die sich nicht erfüllen konnten. Minna aber hatte ganz zielbewußt gehandelt. Aus der scherzhaften Dringlichkeit Braunschmidts hörte sie schon die erst noch leisen Töne einer Versuchung heraus, eben weil ihr der junge Mann gefiel.

Dem heutigen Zufall mochte sich ein zweiter zugesellen, ein unbedachtes Wort gab ihm einen Fingerzeig,

die ersten Fäden waren dann gesponnen; kam noch von beiden Seiten ein tieferes Gefühl dazu, so konnte eine Verwicklung nicht mehr fern bleiben, für die es keine ersprießliche Lösung gab. In solcher Erwägung gab sie dem Begleiter einen leisen und doch deutlichen Wink, daß nicht sie es sei, die sich über die Welt der Thatsachen täusche.

An dem Geschäfte angelangt, das Minnas Ziel war, verabschiedeten sich die beiden mit einem Händedruck.

Jetzt, zu Hause am Arbeitstische sitzend, überdachte sie noch einmal das Erlebte, und da wollte es ihr scheinen, als sei sie allzu vorsichtig gewesen. Von Braunschmidts Verhältnissen wußte sie nur so viel, daß er der Sohn eines vermögenden höheren Beamten war. Das hatte ihr der Bruder gelegentlich gesagt. Sie war aber auch keine Putzmamsell oder Ladenjungfer, gehörte nur einer niedrigen Stufe derselben Kaste an. Da lag es nun nicht außerhalb aller Möglichkeit, daß angeknüpfte Beziehungen zu einem wünschenswerten Ziele führten. Es war gar nichts Romanhaftes dabei, wenn der Assessor Braunschmidt die Bezirksgerichtsratstochter heiratete.

Freilich war sie arm. Aber war dies ein genügender Grund, zunächst darin nur eine ungünstige Wahrscheinlichkeit zu sehen? Sie ärgerte sich über sich selbst. Nichts anders hatte sie bestimmt als die thörichte Demut der Armen, die im Besitzenden etwas Höheres, Besseres sehen, der Mangel an Selbstgefühl, der sich

da einschleicht, wo die Kleinlichkeiten des Lebens den Menschen des persönlichen Wertes vergessen lassen. Daß sie sich auch bei solcher Schwäche ertappte! Das kommt von der verschüchternden Gewohnheit einer weltfremden Alltäglichkeit! Da vergißt man ganz, was man eigentlich wert ist. Es giebt genug vermögenslose Mädchen, die, ihre Armut geschickt verbergend, sich als gleichberechtigt neben die Vermögenden stellen und es nur als selbstverständlichen Vorteil ihrer geschickten Haltung betrachten, wenn sie einen vermögenden Mann ergattern. Und was für Gänschen sind unter diesen Spekulantinnen! Sie aber hatte was gelernt, und ihr brauchte nicht zu bangen, jedem noch so gebildeten Manne geistig zu genügen. Auf der Töchterschule war sie immer die beste von allen gewesen. Ihre kunstgewerbliche Schulung, die sie in kurzer Zeit gewonnen hatte, war wohl lückenhaft, weil sie keine Figuren zeichnen konnte, aber von dieser Beschränkung abgesehen, flößte sie damit den Kundigen ehrlichen Respekt ein, wenn auch die Konkurrenz der vielen Damen, die dem Fach oblagen, nur schmalen Gewinn gestattete. Daneben war sie auch in Musik und Sprachen nicht auf dem Schulstandpunkt stehen geblieben. Dies Bewußtsein ihrer Bildung gab ihr Zuversicht. Sie stand auf festen Füßen und sah mit mutiger Selbständigkeit ins Leben. Ihr Sinn war gar nicht nach den neugierigen Lüsternheiten und verliebten Schwärmereien anderer junger Mädchen gerichtet. Von all dem Zeug abgesehen, in dem sie nur etwas

ziemlich Albernes und jedenfalls recht Nebensächliches sah, war dieser Assessor Braunschmidt ein Mann, zu dem sie sich kameradschaftlich hingezogen fühlte. Sie vermutete in ihm einen den Geist kräftig anregenden, reichen Genuß im Verkehre bietenden Menschen. Wenn sie sich nun vorstellte, mit einem solchen Manne das Leben zu teilen, im regsten Austausche mit ihm zu geben und zu nehmen, da sah sie doch eine Bereicherung ihres Lebensinhaltes, vor deren Ahnung die selbstsichere Zufriedenheit schwand, die ihre Alltäglichkeit in gar dürftigen Farben erscheinen ließ.

Sie fühlte sich vereinsamt mit ihrem Denken und Wollen. Die ursprüngliche Bildung der Mutter war verblaßt im Kampfe mit der täglichen Sorge, sie war eine stille Frau, der die Mühe, mit den kleinen Einkünften sich durchzudrücken, den Kopf völlig ausfüllte, so daß für anderes nicht viel übrig blieb, und da dies Feilschen und Rechnen, Flicken und Absparen den Geist verkümmerte, so war dies wenige andere, womit sie sich erholte, eher der Klatsch als eine vornehmere geistige Anregung. Zu ihrem Bruder Ludwig aber konnte Minna keine rechte geschwisterliche Stellung finden. Es lag in seinem Wesen etwas ihr nicht Erklärbares, was die engste Vertraulichkeit hemmte und statt dessen nicht selten zu kleinen Reizbarkeiten führte. Sie konnte sich nicht enthalten, gelegentlich einmal seine Eitelkeit auf äußere Vorzüge zu bespötteln, er dagegen betrachtete sich als Herrn des Hauses, befahl ihr gern von oben herab und bekrittelte ihre „Gou-

vernantenweisheit." So war sie auf ein ziemlich vereinsamtes Eigenleben angewiesen. Und von einem anderen, reicheren Leben sollte sie eine unüberbrückbare Kluft trennen? Die Kluft des Vermögensunterschiedes war nicht unüberbrückbar. Das war überhaupt keine ernsthafte Kluft, sondern nur das Trugbild einer solchen. Sie war vollberechtigt, nach diesem reicheren Leben zu begehren, sie gehörte in dasselbe. Ihre jetzige Lage war nur ein widriger Zufall, und über solche Zufälle glücklich hinwegzukommen, war das Gebot der Lebensklugheit, war der Vorteil, den ihr ihr geistiges Vermögen bot. Albern, recht albern hatte sie gehandelt, wie ein richtiges scheues Gänschen aus spießbürgerlichen Kreisen, nicht wie die kluge Minna Bauer, die den Kopf dazu hat, sich ihr Leben selbst zu bahnen. Man trifft sich vielleicht wieder, und der Herr Assessor wird dann finden, daß er kein demütiges Gänschen, aber auch kein nach Liebeleien lüsternes Romandämchen vor sich hat . . . . . Wenn er wüßte, daß sie morgen vormittag ins Nationalmuseum gehen muß, eine Kopie zu machen? . . . .

Drittes Kapitel.

In Begleitung der Mutter machte Thereſe Wirſinger mit ihrem Bräutigam, Herrn Eggensperger, eines Tages bei Warſtens Brautviſite, nachdem ſchon unmittelbar nach Empfang der Verlobungsanzeige Frau Warſten mit Fee die Braut beglückwünſcht hatte.

Fee lag auf dem kleinen Kameltaſchendiwan im Atelier des Vaters, einen Roman von Ebers leſend, als das Dienſtmädchen den Beſuch und den Befehl der Mutter meldete, im Salon zu erſcheinen.

„Ja, ja! Ich komme gleich!“ ſagte ſie mürriſch zu dem Mädchen, und als dieſes gegangen war, wendete ſie ſich, vom Diwan aufſpringend, an den Vater:

„Das hätte man auch bleiben laſſen können, uns den Herrn Hotelportier noch beſonders vorzuſtellen.“

Der Vater ſetzte den Pinſel ab und bemerkte, ſich umſehend, in ſtrengem Tone:

„Laß dieſe Bemerkungen, naſeweiſes Dingelchen! Es ſind einmal Verwandte von uns. Ich werde ſelbſt in einigen Minuten kommen. Sag dies!“

„Du?“ fragte Fee in gedehntem Ton. „Na, hör' mal, Papa, das finde ich doch etwas überflüssig!“

„Ich aber nicht!“ antwortete Warsten, ohne seine Arbeit zu unterbrechen. „Geh also und sage, daß ich kommen werde!“

Fee gehorchte zwar, benahm sich aber dem ihr vorgestellten Herrn Eggensperger gegenüber sehr hochnäsig zurückhaltend. Sie konnte sich nicht entschließen, ihm verwandtschaftlich die Hand zu reichen, sondern nickte nur sehr kurz mit dem Köpfchen, wie eben eine vornehme Dame thut, wenn der Hotelportier vor ihr die goldbordige Mütze zieht. Auch Tante und Cousine bekamen nur einen kalten Händedruck und ein halblautes „Guten Tag, Tante!“ „Guten Tag, Therese! Wie geht's?“ Der Mutter meldete sie des Vaters Auftrag, über den diese überrascht schien. Dann setzte sie sich etwas abseits von der Gruppe auf ein seidenes Doppelkissen und spielte bald mit den Quasten, bald warf sie auf Mama, die sehr eifrig mit Tante Wirsinger über die Ausstattung und die besten Bezugsquellen derselben sprach, einen kurzen Blick. Wenn Herr Eggensperger auf eine gelegentliche Bemerkung Mamas erwiderte, streifte sie ihn mit halb unter den Wimpern verborgenen Augen. Er kam ihr sehr komisch vor mit dem schwarzen Bratenrock, den nagelneuen hellgelben Handschuhen, dem rotbackigen Feldwebelsgesicht und der stotternden Redeweise seiner geräuschvoll klingenden Baßstimme. Er hatte ja etwas von Manieren, war nicht ganz und gar Münchener

Spießbürger; aber es war doch nur ein sehr dünner Anstrich. Thereſe ſaß da wie ein „Hackſtock.“ Die Tante hatte wieder den Hut mit den protzigen gelben Straußenfedern aufgeſetzt und trug, wie gewöhnlich, das goldne Medaillon mit der dicken Schuppenkette über dem ſchwarzen Samtpaletot. Die Geſellſchaft nahm ſich in der Umrahmung des Salons gar zu ſonderbar aus. Die orangefarbenen, blumengemuſterten Seidenmöbel, der gold- und ſilberſchimmernde japaneſiſche Wandſchirm, die große, tiefblaue Sevresvaſe am Fenſter, der prächtige Flügel, die Ölgemälde in ihren ſchweren Goldrahmen, das ſpiegelnde Parkett des Fußbodens, die große Gaskrone mit ihren aus blinkender Goldbronze aufſteigenden matt geſchliffenen Glaskelchen: das alles ſtand für Fees feines Empfinden mit ſeiner duftigen Vornehmheit in einer faſt ſchmerzverurſachenden Diſſonanz zu der ſteifleinenen Bürgerlichkeit dieſer Menſchen. Ja, ſelbſt Mama, die doch eine einfache Frau war, erſchien in ihrer ſchlicht eleganten Haustoilette der groben Protzigkeit der Tante gegenüber wie eine vornehme Dame. Noch nie war ihr dieſe Verwandtſchaft ſo „unmöglich“ erſchienen, wie in dieſem Augenblick.

Warſten trat ein. Er begrüßte die Verwandten ſeiner Frau mit jovialer Liebenswürdigkeit, ſchüttelte dem ihm vorgeſtellten Bräutigam ſehr warm die Hand und begann, ſich neben ihn ſetzend, ein Geſpräch über deſſen Abſicht, ein neues Reſtaurant zu übernehmen. Als ob er das lebhafteſte Intereſſe für das Wirtſchaftsgewerbe hätte, hörte er dem durch dieſe Anregung

gesprächig gemachten Eggensperger zu und half ihm durch Zwischenreden die Unterhaltung fortzuführen. Dann scherzte er über Brautschaft und Hochzeit und machte einige Witze mit Frau Wirsinger, die auf seine Späße mit selbstbewußtem Humor einging.

Frau Warsten hörte lächelnd zu, und in ihren Augen schimmerte der Ausdruck besonderer Freude. Fee aber dachte: „Der Papa ist eben ein richtiger Künstler. Er zieht sich mit Humor aus der Affaire."

Als die Verwandtschaft sich verabschiedet hatte, trat Frau Warsten auf ihren Gatten zu und sagte, ihm die Rechte auf die Schulter legend:

„Das war nett von Dir, daß Du Dich hast sehen lassen. Das rechnet Dir die Schwägerin hoch an." Dabei warf sie ihm einen zärtlichen Blick zu.

Er klopfte ihr spielend auf die Wange und sagte dann trocknen Tones:

„Na, was will man denn machen? Ich muß doch dem Manne Gelegenheit geben, sich vorzustellen. Ist übrigens gar kein übler Mensch."

Fee lehnte, die Wangen in die Hände gestützt, am Flügel und fragte schnippisch:

„Gehst Du auch auf die Hochzeit?"

„Selbstverständlich!" lautete die Antwort. „Ich habe keinen Grund, nicht hinzugehen."

„Du wirst jedenfalls Brautjungfer sein!" sagte jetzt Frau Warsten.

„Na, ich danke!" entgegnete Fee, sich lebhaft aufrichtend.

„Was heißt das: ich danke?“ fuhr sie darauf der Vater streng an. „Natürlich wirst Du als eine der nächsten Verwandten Brautjungfer sein!“

„Was meinst Du?“ sagte Frau Warsten bitter zu ihrem Gatten. „Das Fräulein ist viel zu vornehm dazu. Jetzt, da sie auf Bälle geht, schämt sie sich erst recht ihrer ordinären Verwandtschaft, die ihr schon lange nicht paßt.“

„Ach was!“ murrte Warsten. „Solche Scherze laß Dir nicht beifallen, Mädel! Da würde ich ernstlich böse werden!“

„Ich will nichts sagen. Auf mich hört sie ja doch nicht!“ fuhr Frau Warsten achselzuckend fort. „Aber der Hochmutsteufel steckt schon lange in ihr.“

„Dummes Zeug!“ schalt der Maler. „Woher soll der Hochmut kommen? Von mir doch wahrhaftig nicht! Ich habe nie ein Geheimnis daraus gemacht, daß mein Vater Marktaufseher und meine Mutter Büglerin waren. Es hilft Dir nichts, Du mußt Dich schon an den Gedanken gewöhnen, daß Deine Abkunft von väterlicher Seite noch um einiges ordinärer ist, als die mütterliche.“

Fee machte ein verdrossenes Gesicht und, nachdem sie eine Weile die von der Taillenspitze ihres Kleides niederfallenden zierlichen Schleifenbänder sehr unzweckmäßig um den Finger gewickelt und wieder abgerollt hatte, drückte sie sich auf einmal, wie ein gelangweiltes Kätzchen, zur Thüre hinaus.

Warsten hatte indessen seinen Blick mit großer

Aufmerksamkeit auf das von seiner Hand herrührende Ölgemälde geheftet, welches seine Frau in der blühenden Schönheit der ersten Ehezeit darstellte.

„Was guckst Du denn das Bild so an?“ fragte ihn die Gattin und lächelte dabei sehr befriedigt.

„Mir fällt gerade was auf!“ lautete die Antwort. „Da hab' ich was gemacht, was ich jetzt gar nicht so leicht aus der Hand brächte.“

Er warf noch einen scharfen Blick auf das Bild und wendete sich dann mit den Worten zum Gehen:

„Ja, ich muß wieder an die Arbeit! Bis später!“

Er sah nicht mehr, wie die Züge der Gattin zu verstimmter Enttäuschung erkalteten.

Sie begab sich wieder an ihr kleines Nähtischchen im Wohnzimmer, ihrem Hauptaufenthaltsorte, von dem aus sie in immerwährender Geschäftigkeit bald nach der Küche ging, bald das Stubenmädchen kontrollierte, ob es in allen Zimmern die richtige Ordnung geschaffen und kein Fleckchen staubig gelassen habe, bald wegen irgend eines Auftrags, irgend einer Frage, die ihr eben durch den Kopf ging und recht gut bei anderer Gelegenheit hätte erledigt werden können, auf den Korridor trat, eine der Mägde zu rufen. Zum guten Teil beruhte diese Geschäftigkeit auf der Langweile. Von der herangewachsenen Tochter hatte sie keinen Gewinn. Das Mädchen war, je reifer es wurde, desto mehr ihrem Einflusse entzogen. Ihre Ansichten über das viele Lesen und Klavierspielen waren stets vom Vater zurückgewiesen worden, und

was das Ding alles im Kopfe hatte, wovon es schwatzte, das war ihr gleichgültig, sie hatte gar kein Verständnis dafür; selbst in den Dingen der äußeren Erziehung, der Haltung, der Umgangsformen fühlte sie sich dem in einer der ersten Töchterschulen herangebildeten, von Natur graziösen Mädchen gegenüber nicht sicher genug. Der Vater wollte aus Fee eine vornehme junge Dame machen; sie konnte nach dieser Richtung nicht an der Erziehung mitwirken. That es ihr auch in der Stille des Herzens weh, daß zwischen ihr und dem Kinde, dessen Anmut sie mit allem mütterlichen Stolze erfüllte, nicht die sonst zwischen Mutter und Tochter üblichen Beziehungen herrschten, ja, daß diese gar nicht selten eine naseweise Überlegenheit über die Mutter, die dies und das nicht verstand, geltend machte, sie ließ es geschehen, daß Fee ihre ganze kindliche Anhänglichkeit dem Vater hingab und hatte sich im Laufe der Zeit auch abgewöhnt, manches zu rügen, was sie sich in der Atelierluft angeeignet und was ihr unziemlich für ein junges Mädchen schien, denn immer fand sie den Widerspruch des Vaters, der bald lachend, bald unwillig meinte, Fee sei eben eine Künstlerstochter, auf die sie nicht die philiströsen Anschauungen ihrer eigenen Jugenderziehung anwenden dürfe. Und nunmehr, da Fee auf verschiedenen Bällen Triumphe gefeiert hatte, war es mit ihrer Autorität erst recht vorbei, denn dazu besaß sie gar keine Mittel, der jungen Ballkönigin die rechten Wege zu weisen. Freilich hatte ihr mütterliches Herz heftig geschlagen,

als am Armenball im Hoftheater, der nach alter Gewohnheit immer die Gestalt eines fantastischen Künstlerfestes trägt, Fee als Märchenkönigin auf hohem, von Straußenwedeln und tropischem Blumenschmuck gezierten Baldachin durch den in Fluten elektrischen Lichtes strahlenden, goldglitzernden Prachtsaal getragen wurde. Die Masken im Parterre, die Zuschauer in den dichtgefüllten Logen brachen in ein stürmisches Bravo aus, hingerissen von dem überwältigenden Anblick des auf rosafarbenem Seidenpfühl hingestreckten lieblichen Geschöpfes mit dem wallenden Blondhaar und den zarten Gliedern, die sich unter der weichen Hülle silbergestickten himmelblauen Atlasses abzeichneten. Während sie, die Mutter, bei dieser Huldigung vor Verlegenheit in den Boden hätte sinken mögen, lag Fee, den nackten Arm malerisch gegen das Kinn gebogen, auf dem Pfühl, selbstbewußt lächelnd und mit den großen Augen ruhig die Menge musternd, die „bravo!“ „reizend!“ „Gott, wie schön!“ rufend, sich herandrängte, ihre Lieblichkeit möglichst nahe zu schauen. Einem so siegessicheren, frühreifen Kinde hatte sie nichts mehr zu sagen, das verstand sie nicht, das war ihr über den Kopf gewachsen. Manchmal empfand sie es freilich gar besonders bitter, daß der Vater ihr die Tochter so ganz entzog, und sie meinte, das sei doch nicht notwendig in den Verhältnissen begründet. Daß er sich nicht mehr mit ihr zusammenfinden wollte, so, wie es unter Eheleuten sein soll, das war ja an sich schon hart genug. Wie es gekommen war, das wußte sie selber nicht, das ließ

sich gar nicht nach Zeit und Umständen nachweisen. Sie meinte es gut und liebte ihn. Ihr war aber die Ehe was anderes als ihm, und sie dachte damit im Rechte zu sein. Ein ordentliches, fest begründetes Hauswesen war ihr die Hauptsache. Man heiratet nicht bloß um der sogenannten Liebe willen, sondern um sich ein eigenes wohlbestelltes Heim zu schaffen, in dem man seine Lebenstage so verbringt, wie es anständigen Leuten ziemt. So hatte sie es von ihrer wackeren Mutter gelernt, so war es Sitte in der ganzen Verwandtschaft, und darauf hatte sie geachtet. Er aber hätte lieber das Geld in tollem Übermut, in einer Gastfreundschaft ohne Ziel und Grenze vergeudet. Diesem Unwesen hatte sie sich entgegengestellt und damit eine Gewissenspflicht erfüllt. Es geschah ihr von solcher Gastfreundschaft immer noch mehr als genug. Das aber hätte sie nicht mitansehen können, dessen hätte sie sich geschämt, daß am Ende mit Schulden wäre gewirtschaftet worden. Ihr gab's nichts Verächtlicheres als Schuldenmachen, und zu einer tollen Künstlerwirtschaft war die Tochter eines tüchtigen Münchener Bürgerhauses so wenig zu haben, wie zu irgend einer anderen Unziemlichkeit. Warsten gab aber auf eben das, was Bürgersleute vor allem an einer Frau schätzen, ihren Wert als Wirtschafterin, gar nicht viel. Es schien ihn solcher Hausfrauenfleiß eher zu langweilen, zu stören. Dagegen hätte er es wohl gerne gesehen, wenn sie, wie es bei manchen andern Malersfrauen, die sie im Lauf der Zeit kennen gelernt hatte, auch wohl Übung

zu sein schien, mochte im Hause alles drunter und drüber gehen, zwischen ausgelassener Lebenslust und auf dem Sofa sich streckender Bequemlichkeit wechselnd, nur die schöne Frau gespielt hätte. So hatte sie es freilich nicht gemeint, daß von ehelicher Liebe zwischen ihnen gar nicht mehr die Rede sein sollte. Erst litt sie unter dem Drucke des Gedankens, er sei ihrer überdrüssig geworden. Dann hatte sie sich stumpf daran gewöhnt, daß das Feuer der ehelichen Liebe gelegentlich einmal aufflackerte, um wieder alsbald zu verlöschen, daß keine Fühlung mehr zwischen ihnen bestand, daß sich ihre Stimmungen und Gefühlsregungen öfter kreuzten als vereinten. Hatte sie vielleicht doch etwas versäumt, oder war so ein Künstler eben einmal ein gar schwer umgängliches Menschenkind? Sie wußte es nicht, zerbrach sich auch nicht viel den Kopf darüber, denn sie besaß keine grüblerische Natur.

Das Hauswesen war wohl, ja glänzend bestellt, für Fee ein ganz anständiger Heiratsgroschen zurückgelegt. Es hätte ja besser sein können, aber man ging nicht daran zu Grunde. Mit einem Seufzer wurden die auftauchenden melancholischen Schatten abgethan, und das Leben ging seinen Gang weiter.

Es hatte sie sehr gefreut, daß Warsten, der während der Arbeit sich nicht leicht stören ließ und mit der Verwandtschaft auf kühlem Fuße stand, diesmal im Salon erschienen war und die entschiedene Art, mit welcher er, Fees Hochmut zurückweisend, seine eigene Beteiligung bei dem verwandtschaftlichen Familienfeste

in Aussicht stellte, erregte in ihr geradezu das Gefühl zärtlicher Dankbarkeit. Als er dann ihr Bild so nachdenklich betrachtete, meinte sie, das eben Vorhergegangene habe in seiner Seele etwas wieder lebendig gemacht, was längst begraben war, alte freundliche Erinnerungen geweckt, und der Gedanke ließ auch in ihrem Herzen Regungen aufleben, die ihr fremd geworden waren. Nun aber, da sie bereit war, da er warme Erwiderung auf das leiseste Liebeszeichen gefunden haben würde, nun mußte der günstige Augenblick verstreichen, mußte die seltene Gefühlsregung verpuffen, denn sie hatten sich eben wieder einmal nicht verstanden, ihre Seelen waren wieder einmal aneinander vorübergeflogen.

Warsten ahnte nicht im entferntesten, daß sich im Gemüte seiner Gattin besondere Vorgänge abgespielt hatten. Die spießbürgerliche Verwandtschaft besaß für seine Denk- und Anschauungsweise etwas langweilig Witzloses, und daher ignorierte er sie. Aber er war deshalb nicht hochmütig. Dazu hatte er sich durch jahrelange Gewohnheit schon zu sehr in die Münchener Denkweise eingelebt, so daß er solchen Hochmut lächerlich gefunden hätte. Er gefiel sich vielmehr darin, in sehr ausgewählter Gesellschaft seine niedere Herkunft zu betonen, denn in der Stille seines Herzens empfand er gerade einen besonderen Kitzel, vornehmen Leuten anzudeuten, daß er sich für ebenso gut halte, weil seine Sitte nichts unbedingt Angeborenes, sondern etwas Erlernbares sei. Nie wäre es ihm ein-

gefallen, sich der Verwandtschaft seiner Frau zu schämen, und er hielt darauf, auf jedermann einen liebenswürdigen Eindruck zu machen. Dem Brautbesuch fern zu bleiben, wäre nicht liebenswürdig gewesen; so aber hatte er den Leuten eine Ehre erzeigt, und diese fühlten sich durch ihn geschmeichelt. Er war auch längst über die norddeutsche Sprödigkeit der Jünglingsjahre hinausgewachsen, und es lag etwas Spaßhaftes für ihn darin, Leuten, die für öfteren Umgang nicht bequem waren, gelegentlich einmal zu zeigen, daß er auch auf Münchener Art gemütlich sein könne. Daß er dadurch zugleich seiner Gattin sich angenehm gemacht hatte, freute ihn zu beobachten. Es lag ihm sehr fern, das leider bestehende kühle Verhältnis zu schroffer Spannung ausarten zu lassen, und gern that er ihr Angenehmes. Die Hochzeitsfeier mochte ja eine etwas öde Festlichkeit, gar nicht nach seinem Geschmacke, werden; aber er hätte seine Frau beleidigt, wäre er mit einer Ausrede fern geblieben. Andererseits spielte er in jenem Kreise die Rolle eines mit höchster Ehrfurcht behandelten Ehrengastes, und seinen hohen Verbindungen gegenüber hatte es einen pikanten Reiz, wenn man erfuhr, der elegante Warsten sei auf der Hochzeit der Schweinemetzgerstochter unter allerlei behäbigen Bürgerprotzen als Verwandter aufgetreten. Das sah so urmünchnerisch, so echt künstlerisch aus. Der große Künstler durfte sich das erlauben, ohne anzustoßen. Fees mädchenhafte Hochnäsigkeit war ihm deshalb sehr unbequem. Er hatte diesen Fehler an ihr bisher gar

nicht beachtet, sondern die schnippischen Spöttereien, die sie gelegentlich über Tante Wirsinger und Therese hatte verlauten lassen, als amüsante Bosheiten der kleinen Hexe belacht. Es paßte ihm durchaus nicht, wenn sie in den Ruf eines hochnäsigen Gänschens kommen sollte. Er hatte nie einen ernsthaft erwogenen Erziehungsplan angewendet. Das heranreifende Mädchen entschlüpfte, so viel es konnte, der Mutter, und kam ins Atelier. Er hatte es gern um sich, wenn es auch ganz still hinten im Winkel auf dem Diwan lesend oder mit einer Handarbeit saß. Dazwischen konnte er einmal ein bischen plaudern, sie lernte auch ganz vernünftig über seine Arbeiten sprechen, stellte drollige, aber auch recht kluge Fragen. Eine alte, aus der Junggesellenzeit stammende Gewöhnung war es, daß im Atelier ein Pianino stand. Warsten konnte selber einen Walzer oder eine Polka klimpern, und bei frohen Gelagen mit einigen Zunftgenossen hatte der eine oder der andere darauf gehämmert. Der alte Kasten, den er in die Ehe mitgebracht hatte, wurde durch ein besseres Instrument ersetzt, als Fees Atelierbesuche Gewohnheit geworden waren. Frau Mathilde hatte freilich über die Verschwendung gescholten, daß man neben dem großen Flügel im Salon noch dies zweite Instrument kaufe, aber er hörte es gern, daß bei der Arbeit seine Tochter ihm vorspielte. Wenn sich Damen bei ihm porträtieren ließen, war es auch diesen eine angenehme Zerstreuung beim langweiligen Stillsitzen, daß Fee musizierte oder mit ihnen plauderte.

Sie wurde im Laufe der Zeit die Atelierluft so gewöhnt, daß sie darin ihre natürliche Atmosphäre fand. Die Studienmappe des Vaters hatte sie zu wiederholtenmalen durchstöbert und mancherlei daraus erfahren, was man sonst gerade nicht für die Augen eines jungen Mädchens geeignet hält. Warsten aber war der Ansicht, es sei durchaus gesund und zweckmäßig, wenn eine junge Künstlerstochter mit unbefangenem Sinn die Natur unter dem Gesichtspunkt des Schönen erkennen lernte. Und in der That eignete sich Fee denn auch eine naive Betrachtungsweise der Natur an, welche in dem hüllenlosen menschlichen Körper in völliger Gedankenreinheit eine selbstverständliche Erscheinung sah, die sie nur aus dem Gesichtspunkt der schönen Form, der wirksamen Pose betrachtete. Warsten malte nicht vorwiegend Vorwürfe aus dem Gebiete des Nackten, sondern war, wenn er kein Portrait auszuführen hatte, meist mit modernen Genrebildern beschäftigt: Scenen aus dem Salonleben, aus dem Treiben eleganter Sommerfrischen, die der flotten Grazie der Komposition, des geschmackvollen Kolorites wegen, beim Publikum sehr beliebt waren. Solche Scenen wurden nach Studien oder aus freier Hand ohne lebendes Modell ausgeführt, nur hatte der Künstler stets Stoffmuster zur Seite, an denen er die modischen Farbentöne beobachten konnte. Fee wurde im Laufe der Zeit eine sehr geschickte Gehülfin darin, solche Modefarben in verschiedenen Stoffarten malerisch zu kombinieren. Es kam auch vor, daß er

in einem schwierigen Falle, in dem die Zeichnung nicht so leicht aus freier Hand zu machen war, Fee auf die Drehbühne springen und die zweckdienliche Pose einnehmen ließ. Er liebte es im Zusammenhange damit, daß sie zwar nicht auffällig kostbar, aber doch sehr modisch gekleidet war, so daß der Taillenschnitt, der Faltenwurf ihres Hauskleides nötigenfalls schon zum Modell dienen konnte. Wenn er wieder einmal an eine Darstellung des Nackten ging, war Fee zunächst verstimmt, daß sie mehrere Tage hindurch die meiste Zeit aus dem Atelier verbannt blieb. Sie paßte aber jeden Tag den Augenblick ab, da das Modell von der Sitzung ging, betrat dann das Atelier und gab, die Fortschritte der Arbeit verfolgend, mit unbefangenster Freimütigkeit ihr Urteil ab. Warsten freute sich über ihren richtigen Blick und das sichere Gefühl, mit dem sie den Schönheitswert der Darstellung abschätzte. Einmal gab sie ihm einen ganz nutzbaren Wink für eine Verbesserung der Pose, das andere Mal war sie so kühn, am Fleischton wiederholt zu kritisieren und ihre Meinung gegen den Vater standhaft aufrecht zu erhalten mit den Worten:

„Aber, Papa, sieh' Dir die Person nur genau an. Der Ton muß unbedingt heller sein; er ist fast weiß an der Stelle, und hier ist er immer noch gelb, viel zu gelb."

„Steckt das wirklich alles in dem Persönchen? Das dächte man nicht, wenn man sie so im Vorbeigehen auf der Treppe sieht!" sagte sie ein andres Mal.

Er hatte sie auch wiederholt in die beiden Pinakotheken geführt, und sie erfaßte seine Belehrungen sehr gut, so daß sie nicht mit den Redensarten eines jungen Blaustrumpfes, sondern mit gutem Blick für das Kennzeichnende die Eigenart verschiedener Meister zu unterscheiden vermochte, und die dort gemachten Wahrnehmungen auch ganz geschickt für ihre oft freilich als „frech" vom Vater bezeichneten Urteile über die im Kunstverein ausgestellten neuen Bilder zu verwerten wußte. Seltsamerweise hatten mehrfache Versuche gezeigt, daß sie zu eigener Kunstübung gar keine über die dilettantische Töchterschulenarbeit hinausgehende Anlagen besaß.

Daß dieses frische, geistig so sehr geweckte Ding dem Hochmutsteufel verfallen sollte, verdroß Warsten. Lieber wäre sie ihm noch ein Blaustrumpf geworden, obwohl er gerade dies bei seiner Erziehungsweise vermieden hatte.

Ein sonnig heiteres, von allem steifleinen Zimperlichen freies Geschöpf, ein Naturkind voll unbefangener Daseinsfreude, dessen Seele er selbst die Schönheitsahnung eingehaucht hatte, eine Blume, deren Duft den holdesten Frühlingszauber eines Künstlermärchens ausatmete, das sollte das liebe, köstliche Mädchen sein. Dazu paßte die naserümpfende Miene des Standesvorurteile pflegenden Dämchens schlecht.

Fee ließ, als sie den Vater wieder im Atelier wußte, nicht lange auf sich warten. Ganz unbefangen trat sie ein und stutzte mit erstaunt fragendem Blick,

als dieser in der Arbeit innehielt, sich sogar, Pinsel und Palette weglegend, erhob und mit den Worten auf sie zutrat:

„Da komm' mal her! Ich hab' ein Wörtchen mit Dir zu reden!"

Er drehte den dreibeinigen Eichenstuhl, der vor dem langen, mit Malerutensilien bedeckten Fenstertisch stand, mit einem geräuschvoll kräftigen Handgriffe um, setzte sich darauf und winkte das Töchterchen ganz nahe an sich heran. Eine dicke Wolke, die sich bläulich durchsichtig zur Decke emporwirbelte, entsandte er erst noch der vom Morgen bis Abend nie ausgehenden Cigarre. Dann sprach er, den rechten Arm über die Sessellehne gebogen, die Beine gerade ausgestreckt, mit zurückgeworfenem Kopf, Fee anblickend: „Was hast Du denn da eben für dumme Redensarten gemacht? Das ist mir ja ganz neu an Dir!"

Fee senkte mit schmollender Verlegenheit das Köpfchen.

„Wie kommst Du denn dazu? Wer hat Dir eigentlich das Zeug in den Kopf gesetzt? He?" fuhr der Vater nach einer kleinen Pause fort.

„Aber Papa, 's ist doch wahr . . . . .", bemerkte Fee jetzt in einem Tone des Ärgers, daß sie wegen solcher Sache zur Rede gestellt werde.

Warsten richtete sich in seinem Sitze auf, schlug die Beine übereinander, und mit lebhafter Handbewegung, mit erhöhter Stimme sagte er:

„Was ist wahr? Daß Deine Verwandten ange-

ſehene Bürgersleute ſind und daß Du mit Deiner Hochnäſigkeit Deine Mutter beleidigſt, das iſt wahr!"

„Ich bin einmal ſo erzogen, daß ich mich nicht mit dieſer Verwandtſchaft auf einen intimen Fuß ſtellen kann", erwiderte Fee, die Achſeln heftig zuckend, in eigenſinnigem Tone. „Das liegt in den Verhältniſſen. Du biſt eben etwas anderes als der Schweinemetzger Wirſinger vom Färbergraben, und darum bin ich auch etwas anderes geworden als Couſine Thereſe, die künftige Frau Wirtin!"

„So nimmt das Fräulein alſo die Sache!" entgegnete Warſten mit Ironie. „Weil der Papa es mit ſeiner Arbeit aus einem armen Teufel von niederer Herkunft zu einem angeſehenen Künſtler gebracht hat, darf ſich das Fräulein Tochter erlauben, über die nächſte Verwandtſchaft die Naſe zu rümpfen? Das liegt nicht in den Verhältniſſen, und dazu habe ich Dich wahrhaftig nicht erzogen. Eine Künſtlerstochter mit dem lächerlichen Hochmut irgend eines kleinen Offiziers- oder Beamtengänschens! Die haben es nötig, ſich an ihre Kaſte feſtzuklammern, den Titel ihres Vaters als Paradeſtück vorzuweiſen. Du aber, wenn Du ſo klug wärſt, wie ich geglaubt habe, Du würdeſt über ſolche Geſpreiztheit lachen. Warſtens Tochter, die Tochter eines berühmten Künſtlers, hat ihren eigenen Stolz, eben den, daß ſie von der Kunſt geadelt iſt, ob ſie von Bettlern oder von Grafen ſtammt. Meine Tochter kann über die Schwächen ihrer Verwandten ſich luſtig machen, aber ſie ſchämt ſich ihrer nicht.

Sie darf im Gegenteil sich den Spaß erlauben und ihre spießbürgerliche Abkunft erst recht betonen. Andere mögen darauf angewiesen sein, ihre verwandtschaftlichen Verbindungen, ihre Herkunft, geltend zu machen oder unbequem für ihre gesellschaftliche Stellung zu finden. Du, mein Kind, hast das nicht nötig. Oder glaubst Du wirklich, Du wärest besser daran, wenn Deine Mutter ein geborenes Freifräulein wäre und adelige Onkel, Tanten und Cousinen Dir zu Gebote stünden? Unsinn! Du würdest auch nur sein, was Du bist, die Tochter Warstens, und weniger, wenn Dein Vater ein schlechterer Maler wäre, als er ist."

Er stand auf und griff wieder zu Pinsel und Palette. Die Hand, in welcher er beides hielt, Fee entgegenstreckend, sagte er:

„Das hier, albernes Mädel, und nicht diese oder jene Verwandtschaft macht Dich zu dem, was Du bist. Und nun laß künftighin diese Dummheiten bleiben. Wurstverkaufen ist ein ganz einträgliches Geschäft. Aber Malen ist doch schöner. Gelt?" Er lächelte ihr zu und setzte sich an die Staffelei.

Fee hatte ihren Vater verstanden. Sie war beschämt, kam sich recht kindisch vor, aber zugleich war sie von Bewunderung seines Künstlerstolzes hingerissen. Sie flog auf ihn zu und ihn von rückwärts umfassend, küßte sie ihn stürmisch auf Mund und Wange.

Eine Woche darauf kam wieder einmal für Fee die unangenehme Zeit, in der sie aus dem Atelier verbannt wurde. Warsten hatte nach mancherlei ver-

geblichen Versuchen endlich das geeignete Modell für ein schon lange geplantes Werk gefunden. Es sollte in einem von goldenem Sonnenlicht überfluteten, nackten Mädchen, das aufrecht stehend, mit hochgehobenen Armen und zur Höhe gerichtetem Blick ein Täubchen den Händen entflattern ließ, die Besonderheit eines eben aufgeblühten, jungfräulichen Körpers in all den schwierigen Feinheiten der Modellierung zur Geltung bringen, die dem Weibe auf dieser Stufe der Entwicklung zu eigen sind. Fee hatte Gelegenheit gefunden, das erwählte Modell zu sehen, ein blasses, scheu mit gesenktem Blick an ihr vorüberschleichendes Geschöpf, in Mitleid erweckend ärmlicher Kleidung. Warsten hatte sich, nach einem kurzen Schwanken über die für die Beleuchtung und das Spiel der Linien wirksamste Stellung, zu einer solchen entschlossen, die vor allem den Rücken der Gestalt, zugleich aber durch eine anmutige Seitenwendung das Profil des Vorderkörpers wiedergab. Er hatte das Bild aus der ersten Anlage herausgearbeitet und schon jene Fühlung mit der Eigenart des Modells gewonnen, die dem Blicke die nötige Sicherheit der Detailbeobachtung giebt, als eines Tages statt seiner eine unorthographisch geschriebene Meldung kam, daß es, am Typhus erkrankt, ins Hospital verbracht worden. Die Nachricht war dem Maler zwar nicht überraschend, weil er schon in den beiden letzten Sitzungen bemerkt hatte, daß das arme Geschöpf krank sei, aber sie traf ihn doch sehr schwer und versetzte ihn in höchste Aufregung. Daß die bisherige

Arbeit vergeblich gewesen war, daß ein neues Modell ihn aus dem malerischen Gedankengange, in den er sich eben eingelebt hatte, riß, wäre zu verschmerzen gewesen, wenn nicht die Erfahrung bewiesen hätte, wie schwer es war, überhaupt ein halbwegs taugliches Modell zu finden. Die Wahrscheinlichkeit lag nahe, daß er den ganzen Plan auf längere Zeit verschieben mußte. Das Bild war aber für eine auswärtige Ausstellung bestimmt, und sollte es diesen Zweck erfüllen, durfte nicht mehr allzulange Zeit verstreichen.

Mißmutig ging er im Atelier auf und nieder und blieb zuweilen vor dem begonnenen Werke stehen, es mit wahrer Schmerzensmiene betrachtend, als Fee, sehr vergnügt über die Wendung, die ihr wieder den Aufenthalt im Atelier gestattete, eintrat. Er war über ihr Erscheinen insofern froh, als er doch jemanden hatte, dem er sein Leid klagen, bei dem er sich Luft machen konnte.

Fee hörte seine Klagen und Ausbrüche der Ungeduld eine Weile stumm an. Allmählich, je mehr der Vater sich in Eifer redete, gewann der Gedanke immer greifbarere Gestalt, sie selber eigne sich ja ganz vortrefflich als Modell für die Intentionen des Bildes, und dem Vater wäre nicht nur geholfen, sondern es mußte ihm auch angenehmer sein, die Tochter vor sich zu haben, als so eine fremde, gewöhnliche Person. Wenn sie dem eigenen Vater als Modell diente, so war das auch gar nicht zu vergleichen mit dem verächtlichen Gewerbe solcher Mädchen, die um

Geld heute diesem, morgen jenem ganz fremden Maler ihren Körper verkaufen.

„Was soll ich da weiter machen?“ sagte Warsten schließlich. „Ich werde in die Stadt gehen. Habe ohnedies mit Hanfstängl etwas zu bereden.“

Zugleich warf er einen prüfenden Rundblick über das Atelier und wendete sich dann gegen die Thür.

Da meinte Fee im letzten Augenblick:

„Es gäbe einen sehr einfachen Ausweg aus Deiner Verlegenheit.“

Er sah sie mürrisch fragend an.

„Ich könnte Dir ja Modell stehen!“ fuhr sie fort und erwartete mit ruhig forschendem Blick des Vaters Antwort.

Dieser stutzte.

Erst nach einer Weile erwiderte er:

„Ach was! Unsinn! Wie kommst Du denn darauf?“

„Du bist ja mein Vater!“ entgegnete Fee. „Da ist doch nichts so Besonderes dabei, und taugen thue ich nicht schlechter für Dein Motiv, wie das Ding da, das Du hattest.“

Warsten sah erst auf seine Tochter, dann auf das unvollendete Werk.

„Nein, nein! Das geht nicht, Kind! Was fällt Dir ein!“ sagte er dann, vor sich hinblickend, in ganz anderem Tone als vorher.

„Der Mama dürfen wir es freilich nicht sagen; die faßt es natürlich anders auf!“ sagte jetzt Fee. „Ich finde aber gar nichts dabei!“

Wieder sah Warsten eine Weile das unfertige Bild schweigend an. Dann sprach er vor sich hin:

„'S ist eigentlich wahr! Ich finde auch nichts so Schlimmes dabei! — — — — — Habe keine Idee, wo ich ein Modell herbekommen soll. Hat mir diesmal schon Mühe genug gemacht — — —" Hierauf wendete er sich zu Fee mit den etwas zögernden gedehnten Worten:

„— — — Wenn Du selber sagst, daß es Dich nicht geniert — — — — —"

„Aber ganz und gar nicht, Papa!" rief Fee. „Also! Richte Dir alles zurecht. Ich mache mich bereit!"

Mit diesen Worten verschwand sie hinter dem mit Brokattapete überspannten großen Schirm.

Warsten zögerte noch eine Sekunde, dann nahm er das angefangene Bild von der Staffelei, setzte statt dessen eine neue auf Blendrahmen gespannte Leinwand auf und begann auf dem langen Tische unter den Utensilien umherzukramen.

„Da bin ich!" klang es munteren Tones an sein Ohr. Er wendete sich um. Fee trippelte eilfertig mit über der Brust gekreuzten Armen gegen das Drehpodium, auf das sie dann behende hinaufsprang. Einen Augenblick war es ihm, wie ein jäher Schreck, wie ein Taumel.

„Ist's so richtig?" fragte Fee, die Stellung versuchend, die sie auf dem angefangenen Bilde wahrgenommen hatte.

Warsten erwachte aus seiner Verwirrung.

Das nackte Mädchen da oben war das prächtigste Modell, das er für sein Werk begehren konnte. Das waren die noch schmalen und doch nicht mageren Arme, die unter der Hautdecke in ihrer zarten Bildung wie Flugschatten sich abzeichnenden Schulterblätter, der biegsam schlanke, die Merkmale des Skelettes in schwimmenden Tönen verratenden Rücken mit der duftig hingehauchten Kerbung. Prall und flaumig zugleich, wie eben gereifter Pfirsich, wuchs daraus die zierliche Fülle, und im Gegensatz zu der noch nicht völlig entfalteten Bildung des Oberkörpers bogen sich die Hüften schon in vollen Konturen. Die Beine waren zwar noch zierlich im Knochenbau, hatten aber doch schon die Weiblichkeit warm ausprägendes Muskelspiel. In edlem Schwung sprang unter dem erhobenen Arm der Umriß der kleinen, ihre feste Rundung leise zuspitzenden Brust hervor. Hell, an manchen Stellen fast weiß schimmernd, leuchtete die Haut, da und dort von rosigem bis zur Röte sich steigernden Ton behaucht, bläuliches Geäder spielte dazwischen. Das erkrankte Modell war viel herber, dürftiger in den Formen, matter, gelblich blaß im Ton gewesen. Hier war alles von gesundem Blute belebt, in den edelsten Stufengängen schwellend und wieder sich verjüngend.

Das war kein handwerksmäßiges Modell, das war auch nicht seine kleine Fee, das niedliche Modedämchen — das war ein Meisterwerk der Natur, eine

Schönheitsoffenbarung, in deren Anblick der Künſtler voll Entzücken ſchwelgte.

„Iſt's recht ſo?“ fragte Fee noch einmal, und, in des Vaters Zügen leſend, lächelte ſie befriedigt.

Warſten verwandelte die bewundernde Miene in eine prüfende, richtete die grüne Gardine am großen Fenſter, gab Fee Weiſungen, drehte das Podium ein bischen, prüfte nochmals, gab noch eine Weiſung und begann endlich an der Staffelei mit breiten Strichen zu arbeiten.

Das Atelier war nicht ſo prunkvoll ausgeſtattet, wie es bei manchen Modekünſtlern der Fall zu ſein pflegt. In einer Ecke war eine recht ſtattliche Anordnung von Palmenwedeln, japaneſiſchen Fächern, Meſſern und Dolchen verſchiedenartiger Herkunft hinter dem mit orientaliſchem Stoff bezogenen Ruhebett angebracht, auf dem Fee gewöhnlich zu ſitzen pflegte. Ein eleganter Eichentiſch und ein bequemer Fauteuil fügten ſich mit dem Ruhebett zu einem kleinen Etabliſſement. An einer Längsſeite ſtand ein hoher Antikſchrank mit Intarſien und mächtiger Säulenarchitektur. Auf der Höhe derſelben waren Krüge und Gefäße aufgeſtellt. Auf dem Wandſchirm, hinter welchem das Modell Toilette zu machen pflegte, hingen einige bunte Lappen von Seide und Samt. Sonſt zeigte das Atelier die übliche Erſcheinung ſolcher Künſtlerwerkſtätten mit den rahmenlos aufgenagelten Studien, dem großen, im untern Teil verklebten Fenſter, der nüchternen grauen Wand, der ſchon etwas ſchmutzigen

Gliederpuppe, dem Modellpodium, zwei Staffeleien und dem langen Tisch mit den Pinseln, Farbentuben, Sparteln und dergleichen. Das auf dem Podium stehende Modell umgab die völligste Nüchternheit und Leere, so daß kein lauter Farbenton, keine Nebenwirkung irgend welcher Art die Stimmung des Künstlers beirren konnte, sondern der vom kalten Nordlichte, das durch die zwei Gardinen reguliert war, beschienene Körper einsam aus der grauen, gegenstandslosen Umgebung aufleuchtete.

Diese Berufsmodelle waren entweder stumpfsinnige Geschöpfe, die ihren Körper mit einer Miene träger Gleichgültigkeit darboten oder leichtfertige, an allerlei Atelierfreiheiten gewöhnte Mädchen, die ihr Gewerbe mit bewußter, aufdringlicher Koketterie betrieben. Man kam da nie in eine höhere Stimmung, als diejenige eines regen Arbeitseifers, und zuweilen wurde man auch davon abgelenkt, wenn man es gerade mit der richtigen Atelierzigeunerin zu thun hatte.

Wie anders jetzt! — Fee selbst nahm die Sache mit einer Art feierlichen Ernstes, der ihrem sonstigen Wesen ganz fern war. Wenn sie morgens ins Atelier trat, begab sie sich ohne Aufenthalt, ohne besondere Bemerkung hinter den Wandschirm, mit ruhiger Grazie, fast würdevoll ernst, schritt sie auf das Podium und nahm ihre Pose ein. Und diese Stellung hatte nichts mechanisch Eingelerntes, nichts kalt Maschinenmäßiges an sich, sondern, was bei den gewerbsmäßigen Modellen eine außerordentliche Seltenheit ist, sie war trotz ihrer

äußeren Schwierigkeit natürlich, der Körper erschien dabei ungezwungen lebendig; es war Bewegung darin. Warsten hatte seit langem nicht mehr jenes begeisternde, freudige Gefühl empfunden, mit dem der Künstler über alle augenblicklichen, auf die notwendigen technischen Feinheiten und ihr Gelingen gerichteten Gedanken hinweg sich an seinem Gegenstande berauscht und von der Sehnsucht, ihn im Werke ganz zu erschöpfen, zu einem wunderbar beseligenden Feuereifer getrieben wird. Er war verjüngt. All das Selbstgefühl, die blasierte Berechnung, die kalte Virtuosität, die sich im Laufe der Jahre und der Erfolge unbewußt mehr oder minder in jedes Künstlergemüt einschleichen, war verschwunden; er hatte wieder die reine Freude am Werk, in der die Jugend so glücklich ist, die echte, vollsaftig aus der Seele sprießende Gestaltungswonne. Getrübt wurde diese Stimmung nur dadurch, daß er Fees Kopf nicht verwerten konnte, sondern eine alte, zum Ersatz geeignete Studie hervorholen mußte, die aber doch die Gefahr nicht beseitigte, daß schließlich im vollendeten Werke ein Mangel entstände, daß der Kopf kalt, inhaltlos gegenüber der unmittelbaren Natürlichkeit des Körpers erscheinen würde. Aber auch Fee fand sich immer mehr einer völlig neuartigen Stimmung gegenüber. Die naive Anschauungsweise, die eine künstlerisch berechtigte Vorurteilslosigkeit darin sah, dem eigenen Vater als Modell zu dienen, war einem traumhaften Zustande gewichen. Sobald sie die Kleider abgeworfen hatte, fühlte sie sich als anderes

Wesen. Wie eine Nachtwandlerin bei einem Anrufe, wäre sie bei dem Gedanken erschrocken, sie sei das unbekleidete Fräulein Warsten. Das war mit den Kleidern fortgeworfen und damit alles, was sich daran knüpfte. Was sie jetzt, da sie auf dem Podium stand, war, das war ein anderes Ich, das in einem ganz anderen Bereiche, unter ganz anderen Bedingungen lebte. Sie dünkte sich selbst eine Künstlerin, die höchst wichtige Mitarbeiterin ihres Vaters, deren Funktion als eine naturnotwendige Folge dessen erschien, daß sie als eine Künstlerstochter geboren war. Die anstrengende Pose hielt sie mit gewissenhaftem Pflichteifer so lange aus, bis der Vater sie zum Ausruhen aufforderte, woran er im begeisterten Arbeitsdrange erst dachte, wenn er durch die leisen Schwankungen im Körper der Ermüdeten darauf aufmerksam wurde. Dann liebte es Fee, vom Podium herabzusteigen und des Vaters Arbeit mit eingehender Sorgfalt zu betrachten. Mit sinnender Nachdenklichkeit bohrte sie den Blick in die täglich mehr sich entwickelnden Einzelheiten des Werkes und nahm mit stillem Entzücken den geheimnisvollen Reiz auf, der in solcher Selbstbespiegelung lag. Dieses liebliche Gebilde mit den schlanken, zierlichen Gliedern, den holden Rundungen, den duftigen, leise ineinander verschwimmenden Farbentönen war sie, sie selbst, das war ihr eigener Körper, ihr eigenes Fleisch und Blut. Das gab eine ganz andere Empfindung, als die Betrachtung der natürlichen Schönheit anderer von des Vaters Pinsel fest-

gehaltener Gestalten. Ihre Nacktheit war ein Kleinod, dessen Bedeutung sie jetzt erst erkannte, ein Besitztum, dessen sie sich mit höher aufatmendem Stolze freute. Immer wieder zergliederte sie im Spiegelbilde die Einzelheiten dieses neu entdeckten Schatzes, glitt sie mit dem Blicke vergleichend über die eigene Gestalt hinab, und betastete sich mit schmeichelnd prüfender Hand. Wenn sie dann nach der Sitzung wieder bekleidet war, dünkte sie sich eine richtige Märchenfee, die nur in vermummter Gestalt mit den Menschen verkehren darf. Grau, nüchtern erschien die ganze Welt um sie herum. Nur das Bewußtsein, sie verberge einen gar köstlichen Schatz, ein gar liebliches Geheimnis, lieh dieser glanzlosen Öde einen gewissen Reiz. Des andern Tages aber, wenn die Stunde der Sitzung kam, wenn die hastende Hand die Kleider löste, dann ging wieder die Sonne auf, dann war das Märchenschloß geöffnet. Hoch aufatmend, sich dehnend, ging sie der anderen, schöneren Hälfte ihres geheimnisvollen Doppellebens entgegen.

Frau Warsten kümmerte sich nicht um die Atelierangelegenheiten ihres Gatten. Sie sorgte dafür, daß das Atelier einmal in der Woche von der Putzfrau gescheuert wurde und begnügte sich im übrigen mit dem, was Warsten am Familientisch über seine Thätigkeit äußerte oder was Fee gelegentlich davon plauderte. Von dem Fernbleiben des gemieteten Modells hatte sie Kenntnis. Auf eine hierauf gerichtete Frage hatte ihr Warsten gleichmütig geantwortet, der Schaden sei

nicht groß. Zunächst war für sie die Angelegenheit damit abgethan.

Da kam ihr eines Tages ganz plötzlich, mitten in der Arbeit am Nähtisch, der Einfall, Fee stehe am Ende dem Vater Modell. Im ersten Augenblick war sie tödlich erschrocken, als handle es sich um etwas Fürchterliches, um eine Missethat, an die man nur schaudernd denken könne. Alsdann machte sich ihr geistiges Phlegma beruhigend geltend. Warsten, wie wenig sie auch in vielen Dingen mit ihm übereinstimmte, war doch nicht im stande, die eigene Tochter zu einem Unrecht anzuleiten. Bei diesen Künstlern ist so vieles selbstverständlich, was bei andern Leuten den ärgsten Anstoß erregen würde. Wenn Fee dem Vater wirklich Modell stand, dann war das auch eine der vielen Sachen, die sie in ihrer schlichten Bürgerlichkeit nicht begriff, die aber in dieser Welt, in die sie sich trotz der langen Jahre nicht hatte hineinleben können, kein Bedenken erregten. Fee war einmal eine Malerstochter, sie hatte es gelernt, in dem künstlerischen Dunstkreise zu leben, und der Vater mußte wissen, wie sich dies mit den Hoffnungen und Zielen, die er für seine Tochter als vornehme Dame im Auge hatte, vertrage. Sie hatte schon oft die Erfahrung gemacht, daß ihre Ansichten und Meinungen entweder belächelt oder als Unmöglichkeiten zurückgewiesen wurden. So mochte auch in diesem Falle ihre Auffassung, daß es sich für ein junges Mädchen doch ganz und gar nicht schicke,

sich nackt malen zu lassen, eine große Lächerlichkeit sein.

Aber diese Beschwichtigung phlegmatischer Gewohnheit hielt nicht stand. Die natürliche Mutterliebe der ehrbar züchtigen Frau empfand doch bei dem Gedanken, die kaum aufgeblühte Tochter begehe eine Handlung, die mit dem Begriffe jungfräulicher Sittenreinheit sich ein für allemal nicht vereinbaren ließ, einen Stachel, der ihr immer wieder Schmerz bereitete, immer wieder sich mahnend geltend machte. Es war nicht recht, es konnte nicht recht sein, ein junges Mädchen so des natürlichsten Schamgefühles zu berauben. Diese Kunst, sie konnte, sie durfte sich nicht über alles, was anderen Menschen heilig ist, hinwegsetzen. Sie war auch nur das Werk von Menschen, die größeren und wichtigeren Gesetzen unterthan waren. Warsten mochte in seiner Art, die sie ja kannte, im brennenden Eifer, sein Bild zu stande zu bringen, die Sache gar nicht so schlimm genommen haben, wie sie war. Es war Sünde, wenn sie ihre Mutmaßungen verschwieg. Sie war und blieb doch die Mutter, und da handelte es sich um eine ernste Mutterpflicht.

Eines Tages nach Tisch sagte sie dem Gatten, sie habe mit ihm zu reden. Im anstoßenden Nebenzimmer, wohin er ihr folgte, wendete sie sich an ihn mit den Worten:

„Mir geht's seit einigen Tagen im Kopfe herum. Ich will einmal wissen, woran ich bin. Fee sitzt Dir doch nicht etwa zu Deinem neuen Bilde, für das

Du die krank gewordene Person ausgesucht hattest, Modell?"

Warsten war einen Augenblick betroffen, dann sagte er in gleichmütigem Gesprächstone:

„Nun ja, weil Du danach frägst, will ich weiter kein Geheimnis daraus machen. Wir haben Dir's verschwiegen, weil zu denken war, daß Du etwas ganz anderes darin siehst, als eigentlich zu sehen ist."

„Also doch!" rief Frau Mathilde und sah den Gatten mit dem Ausdruck zornigen Entsetzens an. „Mir ist jeder Einfluß auf mein Kind genommen; ich bin nicht gebildet genug, um meine Tochter, die ja eine junge Dame werden soll, lehren zu können, was sich gehört. Du aber brauchst nur in Verlegenheit zu sein, weil eine Modelldirne Dir ausbleibt, und das Kind ist gut genug, an ihre Stelle zu treten. Unter meiner Leitung würde sie ein spießbürgerliches Geschöpf mit schlechten Manieren, Du aber nimmst der kaum Erwachsenen die Fähigkeit, schamrot zu werden. Um eines lumpigen Bildes willen begehst Du ein Verbrechen am eigenen Kinde!"

„Jetzt ist's aber genug!" unterbrach Warsten sie heftig. „Daß Du so etwas nicht begreifst, daß es Dir in einem verkehrten Lichte erscheint, das verüble ich Dir nicht, das war zu erwarten. Solche unsinnige Anklagen aber verbitte ich mir! Verstanden? Es ist immer die alte Geschichte! Was Ihr nicht begreift, das verketzert Ihr, was nicht gerade in die hergebrachte Gewohnheit paßt, ist Euch verdammenswert!

Das sollte doch wenigstens als selbstverständlich gelten, daß ich wohl weiß, welche Pflichten ich als Vater gegen meine Tochter habe. Mir wäre es niemals beigefallen, einen solchen Wunsch gegen Fee auszusprechen. Sie selber aber hat sich ohne die geringste Veranlassung meinerseits angeboten und that es mit der ganzen Unbefangenheit eines unschuldig empfindenden Gemütes. Nie habe ich einen deutlicheren Beweis von der veredelnden, sittlich befreienden Macht der Kunst erfahren, als ihn mir Fee geboten hat. Eben weil sie durch ihren ständigen Aufenthalt bei mir im Atelier bewahrt geblieben ist von allen herkömmlichen Zimperlichkeiten, von all den kleinlichen Begriffen vom „Anständigen" und „Unanständigen", ist sie rein, wie nur irgend ein Mädchen geblieben, haben weder Zweifel, noch lüsterne Neugier ihre junge Seele befleckt. Statt dessen hat sie gelernt, die Natur mit offenen Augen unter dem Gesichtspunkte des Schönen anzusehen. Wer nicht in der Kunst lebt, dem mag so etwas sonderbar, ja unsittlich scheinen. Man ist es eben einmal gewohnt, alles Natürliche mit jenem rohen Mißtrauen anzusehen, durch das die Menschen nicht gerade besser werden. Die Natur kann man aber doch nicht völlig unterdrücken, und so wird die Phantasie der Menschen gerade dadurch verdorben, wodurch man glaubt, sie besonders sittlich zu machen."

Warsten hatte die Gewohnheit, bei einem Wortwechsel mit seiner Frau sich in solchen hochgespannten Raisonnements zu ergehen, und zwar nahm er dann

ein besonderes Pathos an, und seine norddeutsche Sprechweise trat schärfer hervor als im gewöhnlichen Gespräch, das durch die langjährige Gewohnheit manche süddeutsche Art angenommen hatte. Diese Manier machte aber Frau Mathilde immer befangen, und nahm ihr die Kraft des Widerspruches.

Auch jetzt wendete sie nur verschüchtert ein:

„Du darfst es mir nicht verübeln, daß ich in einem solchen Falle doch auch als Mutter meine Ansicht äußere, und ich kann mir nicht helfen, aber daß so etwas auch noch was besonders Großartiges sein soll, das versteh' ich nicht. Ich will's ja glauben, daß Fee in aller Unschuld, aus Kunstschwärmerei sich angeboten hat. Daß Du ein solches Anerbieten aber angenommen hast, das legt Dir eine große Verantwortung für die Zukunft auf, die ich nicht tragen will. Ein junges Mädel bleibt immer ein junges Mädel, und Du siehst ihr nicht ins Herz, wie sie früher oder später sich solche künstlerische Ansichten von der Ehrbarkeit zurechtlegt."

„Darüber mach' Dir keine Sorge!" lautete Warstens Antwort. „Fee wird immer vornehm bleiben. Eben ihre idealen Anschauungen von der Natur werden ihr einen Widerwillen gegen alles, was Gemeines nur ahnen läßt, einflößen, und gemein wird ihr schon dünken, womit andere noch tändeln zu dürfen glauben. Der sogenannten Ehrbarkeit schlägt manches Mädchen einmal ein Schnippchen, zwingt ihr ein kleines Zugeständnis ab, das gerade noch an der Grenze schwebt. Eine Person

wie Fee dagegen vermeidet solche Dinge, weil sie ihr unedel, gegen die weibliche Würde erscheinen. Diese weibliche Würde aber kennt sie besser als andere, da sie den Wert der weiblichen Schönheit im höchsten Sinne begreift."

„Geb's Gott, daß Du recht behältst!" sagte Frau Mathilde unbefriedigt, aber mit dem lethargischen Gefühle der Machtlosigkeit gegen solche Gedankengänge.

Warsten schritt der Thüre zu. Dort drehte er sich noch einmal um mit den Worten:

„Thu' mir aber den Gefallen und rede über die Sache nicht weiter mit Fee. Es könnte sonst der Schaden, der bisher nicht vorhanden war, entstehen."

Damit ging er, des guten Ausganges der Sache froh.

Frau Mathilde aber konnte es nicht vermeiden, als sie einige Tage später einmal mit Fee unter vier Augen war, diese zu fragen:

„Sag' mal, schämst Du Dich wirklich gar nicht, Dich von Papa so malen zu lassen?"

„Du weißt . . . . ?" erwiderte Fee, zunächst sehr verblüfft.

„Allerdings weiß ich's!" fuhr die Mutter fort. „Ich hab's geahnt, und der Papa hat mir's zugestanden." Dabei sah sie die Tochter, Antwort erwartend, an.

Diese hatte sich gefaßt und entgegnete:

„Nun, dann wird Dir Papa auch erklärt haben, wie das zu verstehen ist, und Deine Frage ist dadurch überflüssig geworden!"

„Als Mutter werde ich wohl das Recht haben . . .“

„Liebe Mama!“ unterbrach sie Fee mit überlegen klingender Sanftmut. „Es ist wohl besser, ich gehe weiteren Erörterungen aus dem Wege. ‚Eines schickt sich nicht für alle!‘ sagt Goethe, und das gilt in diesem Falle, wenn auch in verschiedenem Sinne für Dich, wie für mich, liebe Mama!“

Damit schritt sie langsam selbstbewußt zum Zimmer hinaus.

Frau Warsten machte eine heftige Bewegung, und ihr Mund öffnete sich zu einem zornigen Rufe. Aber das Wort kam nicht von den Lippen.

Am Abend bekam sie noch harte Vorwürfe von dem Gatten zu hören, dem Fee den Vorfall erzählt hatte.

Viertes Kapitel.

Jeden Sonntag speiste das Ehepaar Leitner beim Direktor Braunschmidt zu Mittag. Seit langen Jahren bewohnte er eine Etage in dem dem englischen Garten zugekehrten Teile der Schönfeldstraße. Frau Leitner erinnerte sich nur dunkel, als Kind einmal anderswo gewohnt zu haben. Von der Schönfeldstraße aus wurde Braunschmidts heißgeliebte Gattin nach dem Friedhofe gebracht, als Fanny, ein kaum mehr erhoffter spätgeborener Sprößling der Ehe, zehn Jahre zählte. Seitdem hatte die wackere Köchin Loni als getreue Wirtschafterin die Häuslichkeit der mutterlosen Familie mit einer Sorgfalt geleitet, die der herangewachsenen Tochter nur wenig und dieses Wenige nicht ohne kleine Eifersuchtsscenen zu thun übrig ließ. Die gute Loni hatte sich herzlich gefreut, als Fanny vor zwei Jahren Frau Leitner geworden war, und seitdem führte sie eine unumschränkte Herrschaft, bei der sich trotz gelegentlicher Übergriffe ihrer Zungenfertigkeit der Direktor und sein

Sohn sehr wohl befanden. War die Braunschmidtsche Küche im allgemeinen gut bestellt, so setzte Loni einen besonderen Stolz darein, am Sonntag der jungen Frau zu imponieren. Überdies war es ihr bekannt, daß Maler Leitner als geborener Wiener für gute Küche dankbares Verständnis hatte.

Frau Fanny Leitner kam allein, eine halbe Stunde vor Essenszeit.

Nachdem sie den Vater mit einem herzlichen Kusse begrüßt hatte, legte sie unter allerlei gleichgültigen Fragen und Redensarten Hut und Winterjacke ab und ordnete sich vor dem Sofaspiegel das Haar. Dann aber eilte sie mit lebhafterer Erregung auf den mitten in dem geräumigen Zimmer stehenden Vater zu, legte ihre schmalen weißen Hände auf seine Schultern und sagte mit heiterer Stimme, aber doch nicht ganz festen Tones:

„Paperl! Ich muß mit Dir was reden, deshalb bin ich früher hergekommen."

„Na! Was giebt's denn?" fragte der alte Herr nicht gerade unfreundlich, aber mit etwas mißtrauischer Spannung.

Frau Fanny spielte mit einer Hand am Aufschlage seines schwarzen Sonntagsrockes, mit der andern zupfte sie schmeichelnd eine der weißen Schnurrbartspitzen, und langsam, leise kam es von ihren Lippen:

„Ich brauche Geld, Papa!" „Nicht viel!" setzte sie rascher hinzu, und stockend, lauernd schloß sie:

„So — — — dreihundert Mark!"

Der Regierungsdirektor machte sich von der schmeichlerischen Berührung seiner Tochter frei. Seine Stirne war so ernst, daß Fanny flammrot im Gesichte wurde. Er streifte ihre ganze Gestalt mit einem zögernden Blick, als wolle er sich vor allzu harter Rede hüten. Er hatte sie, das späte Geschenk der Unvergeßlichen, so lieb, und sie trug schon in ihrem äußeren Wesen das Gepräge des Liebenswerten. Glich sie doch ganz genau dem Vater und dem Bruder. Das glatte, hellgraue Wollkleid zeichnete die sanftgerundeten Linien der hohen schlanken Gestalt in einem Charakter elastischer Vornehmheit, und aus einem weißen Stehkragen hob sich der nicht unbedingt schöne, aber sympathisch redende Kopf mit dem langgezogenen Oval der Wangen, der etwas zu großen Braunschmidtschen Familiennase, dem spitzen Kinn, dem vornehm gezeichneten, schwellenden, aber doch festgeschlossenen Mund; mit ruhigem Spiegelblick strahlten die großen braunen Augen eine makellos freie, selbstsichere Seelenklarheit aus, und die hohe glatt glänzende Stirne unter dem schlicht geordneten Braunhaar erhöhte den ihren Augen entspringenden Eindruck heiterer Klugheit.

„Ja, hör' mal, Fanny!" sagte er endlich. „Das kann so nicht fortgehen."

Er schritt im Zimmer umher mit lauter, wie dozierend klingender Stimme, unter lebhaften Armbewegungen fortfahrend:

„Ihr habt jetzt in den zwei Jahren seit Eurer Verheiratung zweitausend Mark über das Abgemachte

bekommen. Ich gebe Dir monatlich zweihundert Mark. Es ist dies wahrhaftig keine so ganz kleine Rente. Das haben nicht alle Beamtentöchter, die heiraten. Dazu hast Du eine ganz stattliche Aussteuer bekommen, die doch wenigstens in den ersten zwei Jahren größere Auslagen vermeiden ließ. Wo soll denn das hin? Ich kann Dir nicht noch mehr Zuschuß geben. Max will auch nicht nur auf sein Assessorgehalt angewiesen sein."

„Das wird ja nicht immer so bleiben!" erwiderte Fanny in bittendem Tone. „Ich habe freilich eine sehr schöne Aussteuer bekommen, aber trotzdem ist in den ersten Ehejahren wohl überall so manches nachzutragen, zu ergänzen, woran man vorher nicht gedacht hat. In diesem Jahre aber hat Poldl nicht so viel verkauft." —

„Nicht so viel verkauft!" fiel ihr der Regierungsdirektor in die Rede. „In diesem Jahre! Und so wird es auch im nächsten und so weiter gehen. Natürlich mit seinen Himmelstürmereien! Wer soll denn das verrückte Zeug kaufen?"

„Oho! Poldl ist ein Genie! Das sagen alle Künstler!" versetzte Fanny gekränkt.

„Ach was Genie!" sagte der Vater barsch. „Heutzutage wirft man damit herum, als brauchten wir die Genies nur von der Straße zu holen. Seine jungen Freunde bestärken ihn in den barocken Ideen. Ich hab' auch mit ältern Künstlern gesprochen. Die sagen, daß er wohl was kann, daß er sich aber völlig in eine unmögliche Richtung verrennt. Wenn man heiratet,

dann muß man auch vernünftig werden und zusehen, daß man etwas verdient. Da hören die Phantastereien und Hirngespinste auf. Er hat ja auch eine kleine Rente, und mit dem, was Du hast, könntet Ihr Euch ganz vortrefflich stehen, wenn er wie andere, was Vernünftiges malen würde."

„Ich wäre unglücklich", erwiderte Fanny, „wenn ich mir sagen müßte, daß er um meinetwillen sein Genie verkaufen würde. Seine Zeit wird auch noch kommen!"

„Wird, wird!" spottete der Regierungsdirektor. „Und bis dahin? Ihr habt wohl schon von seinem kleinen Vermögen eine und die andere Obligation versilbert?"

„Das haben wir noch nicht gethan! Kleinere Sachen, Studienköpfchen und Spielereien, die er so zwischendurch macht, verkauft Poldl immer ganz gut. Aber es wäre ein Verbrechen, ihn zwingen zu wollen, daß er um meinetwillen darauf verzichtet, seine eigenen Ideen zur Geltung zu bringen, sich künstlerisch auszuleben."

„Und ich soll, will ich nicht ein Verbrecher heißen, das Deficit der geehrten Herrschaften decken?" spottete der Regierungsdirektor mit grimmigem Humor. „Davon ist natürlich nicht die Rede, daß jemand, der das Bedürfnis fühlt in fragwürdigen Ideen sich ‚auszuleben', eben darauf verzichten sollte zu heiraten, weil die Ehe Pflichten hat, die sich mit diesem Ideenluxus nicht vertragen. Die übrige Menschheit mag in der Tretmühle der Alltäglichkeit ihre gemeine Pflicht thun;

der Künstler ist darüber erhaben; ihm soll der Pöbel, der sich der Notwendigkeit des Lebens unterwerfen muß, das Dasein besonders bequem machen. So ist es aber früher nicht gewesen. Ich habe ihrer genug gekannt der alten Meister, von denen noch mancher jetzt in Ehren herumgeht, die sich tapfer mit der Not des Lebens herumgeschlagen haben und doch echte Idealisten waren. Jetzt aber ist's Mode geworden, daß alles ‚Genie' heißt und daß ein jedes solches Genie auf anderer Leute Kosten vor jedem rauhen Wind geschützt werden will."

„Das ist mit Wagner so gekommen!"

Fannys Gesicht hellte sich auf.

„Du redest Dich in Eifer, Papa", sagte sie, „und denkst doch anders. Du hast den Poldl selber lieb, weil Du weißt, wie gut er ist und wie glücklich er Deine Fanny macht, und von Dir, von niemand anderem, hab' ich's gelernt, so über Kunst zu denken, wie ich denke."

Sie war mit schmeichlerischer Gebärde an den Vater herangetreten.

„Ich werd' aber mit dem Herrn Poldl ein Wörtchen reden! Gar zu bequem darf er sich's doch nicht machen!" sagte er noch immer mit rauhem Ernst in der Stimme, aber dabei liebevoll die Tochter betrachtend.

„Thu's nicht!" entgegnete diese schmeichelnd. „Du weißt, er ist in all den Dingen wie ein Kind und würde über den leisesten Vorwurf sich bitter grämen.

Bequem nimmt er's aber wahrhaftig nicht. Ich hab' genug zu thun, ihn aus seinen Grübeleien und Phantasien zeitweilig herauszureißen, daß er mir nicht ganz — — — —"

„Verrückt wird!" unterbrach sie der Vater lachend.

„Ach, spotte nur nicht!" entgegnete Fanny. „Es ist eine ernste Aufgabe, die ich da habe. Sie kostet mir viel Nachdenken. Brächt' ich ihn nicht zur rechten Zeit aus seiner Atelieratmosphäre heraus, dann würde er eben ein Sonderling werden und sich in einseitige, kranke Bahnen verirren."

„Und all das viele Nachdenken", versetzte gutmütig spottend der Vater, „läuft zuletzt darauf hinaus, daß Ihr zwei Kindsköpfe, wie die Turteltauben, Euch in ewiger Verliebtheit schnäbelt. Weiß schon, wie Du ihn aus der Atelieratmosphäre herausbringst." Dabei zupfte er die unter Lächeln errötende Tochter am Ohr und fuhr dann mit gutmütiger Derbheit fort: „Da ist's auch nicht anders, als wie mit der Malerei! Kommt nichts heraus dabei! Nur zweifelhafte Zukunftsmöglichkeiten! 's ist ein Hans Dampf, Dein Poldl! Soll sich was schämen! Ja, wenn Du mir mal sagen würdest, Du brauchtest Geld für eine Kinderstubenausstattung. Aber so was erlebt man nicht. Der Max thut ja auch nicht dergleichen, als ob's Zeit wäre!"

Frau Fanny sah einen Augenblick befangen vor sich hin. Dann sprach sie:

„Vielleicht ist's besser so! Hätten wir ein Kind, so

könnte ich ihm nicht mehr so ausschließlich leben, wie ich es jetzt thue und wie er es braucht."

Überspanntheit!" brummte der Vater. „Ist auch so eine moderne Idee, daß das Kinderkriegen Nebensache sein soll in der Ehe!"

Die Schelle der Flurthüre ertönte.

„Das ist einer von den beiden!" sagte der Regierungsdirektor und setzte, seine Taschenuhr ziehend, hinzu:

„'S ist auch eben ein Uhr."

„Ja, was ist's nun, Papa, mit den dreihundert Mark?" fragte Fanny.

„Was will ich denn machen?" lautete die Antwort. „Muß wohl daran glauben."

„Und, nicht wahr, dem Poldl sagst Du nichts?"

„Na, will's ihm schenken! 'S ist ja doch mit ihm nichts auszurichten!" erwiderte der Vater mit wegwerfender Gebärde.

Max trat mit dem Maler Leitner in das Zimmer, mit dem er auf der Ludwigstraße zusammengetroffen war. Leitner war ein kleiner junger Mann, mit rabenschwarzem, nach österreichischer Mode in die Stirne gekämmtem Haar und spitz zulaufendem dünnen Vollbart. Das blasse, hagere Gesicht mit den beweglichen braunen Augen hatte ein nervöses, überreiztes Gepräge, das ein der Verhältnisse Unkundiger um so eher hätte mißdeuten können, als der Künstler fast stutzerhaft nach der neuesten Mode gekleidet war. Er begrüßte erst den Schwiegervater mit einem im echtesten Wiener Dialekt gesprochenen „Grüß' Gott, Papa!" dann fragte

er die um einen halben Kopf größere Gattin, ihre Taille umfassend:

„Na, Muckl, bist schon lang da?“

Diese verband ihre Antwort mit der Gegenfrage, wo er sich inzwischen aufgehalten. Er erwiderte mit schmunzelndem Behagen:

„Beim Franziskaner war ich und hab' ein Glas Bock getrunken und Würstl mit Kraut gegessen.“

„Vor Tisch!“ grollte Fanny.

Leitner aber meinte lachend, deshalb werde er der Kunst Lonis nicht das geringste seiner Huldigungen versagen. Loni erschien alsbald, die Herrschaften zur Suppe in das anstoßende kleine Speisezimmer rufend. Dieses war, wie die Wohnstube, in der man vorher geweilt, in der stillosen Behaglichkeit früherer Jahrzehnte eingerichtet, gekennzeichnet durch roten Plüsch und grünen Rips in Verbindung mit spiegelglatt poliertem Nußbaum. Aber die wertvollen Pendulen mit Armleuchtern, die großen bronzierten Büsten Mozarts und Beethovens, dann die Fülle von Lithographien, Stichen, Photographien, Ölstudien, Rauchbildern, Handzeichnungen, die in allen Größen an der Wand hingen, die Spielereien in Porzellan, Holzschnitzerei oder Glas, welche umher standen, sie gaben den Charakter einer an Erinnerungen reichen, kunstdurchhauchten Gewöhnung. Als Mittelpunkt dieser kleinen Welt war das Ölgemälde der verstorbenen Gattin und Mutter zu betrachten, das die Selige als schöne junge Frau nach der Mode der vierziger

Jahre in ausgeschnittenem Kleide zeigte, wie es die Malweise damaliger Zeit gebot, mit angeblich griechischer Nackenbiegung und in süßlich kokettem Halbprofil, auf den Beschauer aus dem geschweiften Goldrahmen niederblickend.

Eine lebhafte Unterhaltung würzte das Familienmahl. Der alte Herr selber war mitteilsam und hatte seine Freude daran, wenn auch die Seinen sich erwärmten und bald ernsthaft, bald scherzend ihrem eigenen Wesen Luft machten.

Nach Tisch, so lautete die stete Sonntagsordnung, ging die ganze Familie durch den nahen englischen Garten nach dem, ein halbes Stündchen weit, jenseits der Isar gelegenen, Bogenhausen, dort den Kaffee einzunehmen.

Fanny mußte stets an seinem Arme gehen. Die beiden jungen Männer schritten, wie es eben kam, vor oder nach dem Paare. So gingen sie manchmal zu vieren nebeneinander, und das letztere war dem Alten am liebsten, denn dann konnte er am besten plaudern. Gern benutzte er jede noch so kleine Anregung, um von alten Zeiten zu sprechen, mochte es sich nun um verstorbene Künstler oder um die früheren berühmten Mitglieder des Hoftheaters, um Geschichten von den Höfen Ludwigs I. und Maximilians II., um verschwundene beliebte Kneipen oder um alte Stadtgeschichten handeln. Freilich kannten seine Begleiter die meisten seiner Erzählungen schon, aber sein Erfahrungsschatz war so reichhaltig, daß er immer wieder

Neues brachte. Aber auch über die Neuzeit sprach er sich gern aus. Er that dies mit der Skepsis des Alters, zuweilen sogar mit gutmütigem Spott, jedoch nicht als hartnäckiger Reaktionär. Sein Herz gehörte dem Alten, das er ganz durchlebt hatte, sein klarer Geist kam aber dem Neuen verständnisvoll entgegen. Der Spott war häufig nur das Mittel, einem Zugeständnis auszuweichen, dessen sich die Eitelkeit des Alters scheute. Ernstlich hatte er noch gegen Richard Wagner gekämpft und mit seinem Sohne darüber manchen Strauß ausgefochten. Schließlich aber war er großherzig genug, einzugestehen, daß ein so nachhaltig tief wirkender Geist doch ein Genie sein müsse, dessen ungewohnte Sprache eben nur das Alter nicht so leicht erfasse, wie die Jugend. Das Zugeständnis hinderte ihn doch nicht, über „Euren Wagner" und über den neuen Kunstenthusiasmus „im Baireuther Stil" zu spötteln. — Ebenso rieb er sich mit allerlei Witzen an der Renaissancemode im Baustil und Kunstgewerbe. Aber er beobachtete alle Vorgänge auf diesem Gebiete mit großem Interesse, blieb vor manchem Neubau lange prüfend stehen, und, wenn er in einer Auslage kunstgewerbliche Gegenstände sah, ging er nicht vorüber. Nur in einem Punkte ließ er jeglichen Spott, gab er sich der neuen Zeit mit voller Begeisterung hin. Das war Bismarck. Diesen Enthusiasmus entschuldigte er zwar damit, daß er entschieden betonte, Bismarck sei eben einer von den Alten, wie Kaiser Wilhelm und Moltke; die Alten hätten das neue Reich

geschaffen, nicht junge Leute. Er haßte die Ultramontanen, die mit ihrer partikularistischen Feindschaft gegen Preußen die Entwickelung einer nationalen Zustimmung in den niederen Volksschichten verhinderten, war ein Bewunderer Döllingers und betonte, obwohl Freigeist, mit Nachdruck seine Zugehörigkeit zur altkatholischen Gemeinde. Auf diesen politischen und religiösen Gebieten hatte er die meisten Wortgefechte mit seinem Sohne, der zwar durch und durch national gesinnt, doch an Bismarcks innerer Politik gelegentlich Kritik übte und, was den Altkatholicismus anging, über die verspätete Sektenbildung die Achseln zuckte.

Nach einem Stündchen Aufenthalt in Bogenhausen, gab der Regierungsdirektor das Zeichen zum Aufbruch. Die Familie ging jetzt über Anlagen an den Isarhöhen nach der Stadt zurück. Als man in die Maximilianstraße kam, wogte noch die Menge des Sonntagspublikums in dichten Scharen auf und nieder. Wenn auch der Spaziergang im englischen Garten stimmungsvoller, erfrischender war und das immerwährende Grüßen der vielen Bekannten lästig fiel, so entzog sich der Regierungsdirektor doch nicht völlig der Münchener Sitte, die jedem einigermaßen anständigen Menschen vorschreibt, sich wenigstens einmal täglich in der Maximilianstraße sehen zu lassen.

Man machte die berühmte Strecke zweimal im langsamen Schlenderschritte durch, blieb zuweilen bei einigen Bekannten stehen, und als man sich wieder am Café Maximilian befand, da flackerten am Max-

Josephplatz die ersten Gasflammen auf, und der eilenden Schrittes herankommende Anzünder gab mit dem kleinen Lichtchen auf seiner langen Stange das Zeichen, daß die Sonntagspromenade nun zu Ende gehe. Frau Leitner bestieg einen Pferdebahnwagen, der sie nach ihrer in der Adalbertstraße gelegenen Wohnung brachte, der Regierungsdirektor ging über den Marstallplatz und den Hofgarten nach Hause. Leitner aber verblieb, nachdem er der Gattin fest versprochen hatte, pünktlich um acht Uhr beim Abendbrot sich einzustellen, mit seinem Schwager Max in der Straße. Es war die „dumme Stunde", die für den Abendschoppen noch zu früh schien und sich auch sonst nicht verwenden ließ. Man mußte also noch ein bischen auf und ab bummeln, bis die passende Zeit kam, in die Wurstküche zu gehen. Das war, da der größere Schwarm der Spaziergänger sich verlief, nicht eben unangenehm. Max liebte dieses Flanieren in der Maximilianstraße, wo man sich nie langweilte, immer Bekannte fand, die man ansprechen konnte, immer diese und jene Beobachtung anzustellen Gelegenheit hatte. Er kannte die Wiener Ringstraßen, die Pariser Boulevards, die Berliner Linden. Das war alles großartiger, von weltstädtischerem Gepräge, aber nicht so behaglich, so bequem. Da verloren sich die Einzelnen in der Menge, da war die Strecke zu lang, da hatte man immer auf seinen Weg zu achten, man übersah nicht die gegenüberliegende Straße. Als sie erst eine kurze Weile gegangen waren, begegnete ihnen des Regierungsassessors bester Freund,

Baron Ereſing. Ereſing war Bezirksamtsaſſeſſor. Ein auffallend kräftig gebauter Mann mit hellblondem Vollbart, konnte er durch die Art auffallen, mit welcher er den Cylinderhut tief in die Stirne des vorgeneigten Kopfes geſchoben trug. So und den Spazierſtock wagerecht unter den Arm geſteckt, die Hände in den Paletottaſchen, ging er in einem eigentümlich ſchlottrigen, bei jedem Schritt in die Kniee ſinkenden Gange neben den beiden, nachdem er ſie mit einem unter näheren Bekannten ſonſt nicht üblichen, weiten Ausſtrecken des Hutes begrüßt hatte. Alsbald fragte er ſeine Begleiter, ob ſie ſchon etwas von der neuen Spionengeſchichte wüßten, welche die ‚Kölniſche Zeitung‘ aus Frankreich berichte. Auf deren verneinende Antwort erzählte er die Gefangennahme eines franzöſiſchen Offiziers in einem Dorfe an der lothringiſchen Grenze, bei dem ſehr verfängliche Briefſchaften gefunden worden ſeien, die auf weitverzweigte Verbindungen mit den Einwohnern der Grenzgebiete zum Zwecke einer förmlichen Organiſation des Kundſchafterdienſtes deuteten. Daran knüpfte er ſofort eine hochpolitiſche Auseinanderſetzung. Die Zuſtände im Weſten ſpitzten ſich zuſehends immer mehr zu, in Paris ſtehe die Deutſchenhetze in voller Blüte, die franzöſiſche Regierung werde über kurz oder lang zu einer Entſcheidung gedrängt werden. Es ſei ein unverzeihlicher Fehler Bismarcks geweſen, nicht losgeſchlagen zu haben, als die Franzoſen noch ohnmächtig waren. Jetzt ſeien ſie ſchon vortrefflich gerüſtet, und man habe gar keinen

Grund, so siegessicher zu thun, wie es geschehe. Der Regierungsassessor nahm diese Meinungsäußerungen mit leichtem Humor auf. „Natürlich!“ sagte er. „Du mußt immer schwarz sehen. Fürs erste sind wir noch lange nicht so weit, und fürs zweite kriegen, wenn es dazu kommt, die Franzosen wieder ihre Schläge!“

„Das unbesiegliche Preußen, das ist für Dich, wie ein Naturgesetz!“ lautete die gereizte Antwort. „Das kann auch einmal anders kommen. Wir aber, wir dürfen zwar in auswärtigen Dingen nicht mitreden, aber die Suppe mitauslöffeln, das dürfen wir dann.“

„Und wie wir sie auslöffeln werden!“ rief der Regierungsassessor mit freudiger Miene. „Mir käm's recht. Wüßte man dann doch, wozu man gedient hat.“

Auch Eresing hatte gedient, und zwar beim Leibregiment. Er entgegnete aber dem Freunde:

„Du kennst meine Meinung in diesem Punkte. Als Sport für Reservelieutenants ist mir der Krieg doch etwas zu Ernstes.“

Es entstand eine kleine Pause, ehe Max Braunschmidt etwas verletzt sagte:

„Sei doch nicht immer so pedantisch! Man darf Dich aber nicht wörtlich nehmen.“

„Willst Du damit sagen, daß ich anders denke, als ich rede?“ versetzte Eresing gereizt.

„Gott bewahre!“ lautete die Antwort. Aber jetzt sprichst Du davon, daß Bismarck nicht früh genug

losgeschlagen habe, ein anderes Mal hältst Du Reden über die Verwerflichkeit der Kriege."

„Das ist kein Widerspruch! Man kann politische Notwendigkeiten, die durch die Lage gegeben sind, erkennen und doch den Krieg verabscheuen."

„Gewiß! Gewiß!" erwiderte Braunschmidt beschwichtigend und heiter setzte er hinzu:

„Man kann auch über die Weiber sehr platonisch denken und doch einer unserer schönsten und pikantesten Theaterdamen den Hof machen."

„Schau, schau!" mischte sich jetzt auch Leitner munter ein. „Kommt man Ihnen hinter die Schliche, Herr Baron?"

„Was soll das heißen?" fragte Eresing lebhaft. „Diese Witze kannst Du ein für allemal bleiben lassen! Daß ich Fräulein Stahlmann vorigen Sommer in Tegernsee kennen gelernt habe und sie zeitweilig besuche, weißt Du ja, und ich mache gegen niemand ein Geheimnis daraus."

„Wohl, wohl!" neckte Braunschmidt weiter. „Aber diese Besuche müssen doch etwas häufig sein, denn die schöne Stahlmann hat Dich jemanden gegenüber als einen „lieben Hausfreund" bezeichnet."

„Und eine solche Redensart einer Dame genügt in diesem Klatschnest, um daran Bemerkungen zu knüpfen? Ich bin wohl seit drei Wochen nicht mehr bei ihr gewesen, habe sie überhaupt hier nur zwei oder dreimal besucht."

Leitner bemerkte:

„Auf der Bühne habe ich sie schon gesehen. Sieht sie in Wirklichkeit auch so hübsch aus?

Braunschmidt antwortete:

„Sie ist eine fesche Person. Freund Eresing hat keinen schlechten Geschmack!“

„So laß doch diese Witze! Sie ist eine geistreiche, fein gebildete Dame, und ich plaudere sehr gern mit ihr!“ entgegnete der Genannte. „Im übrigen kennst Du ja meine Ansichten in diesem Punkte.“

„Sie ist also wohl sehr solid?“ fragte Leitner.

Braunschmidt bemerkte: „Ich kenne einige Herren, die mit ihr verkehren. Von ihnen wird sie als ein ‚famoses Weib‘, aber auch als ‚verfluchter Racker‘ bezeichnet. Was Bestimmtes habe ich von ihr nie gehört, interessiere mich auch nicht für diese Damen. Wenn es eine nicht gar zu auffällig treibt, kümmert sich niemand um sie, und die meisten leben ja auch sehr zurückgezogen.“

Man wechselte noch mehrmals den Gesprächsgegenstand und schlug nach einiger Weile den Weg zur Wurstküche ein. Dichter Rauch durchzog wie ein gleichmäßiger, weißgrauer Schleier den Raum, den die hochbrennenden Gasflammen aber doch mit kräftiger Helle durchbrachen. Auf den Bänken und Stühlen von schlichtem Rohrwerk saßen eng aneinandergerückt die Gäste mit ihren Maßkrügen, hier und dort schaffte ein Essender sich mühsam Raum für die nötige Armbewegung. An den mit Geweihen geschmückten, mit einer braunen Holztapete bezogenen Wänden hingen

Mäntel und Hüte. Die überaus warme, die Eintretenden im ersten Augenblick wie Gluthitze umgebende Luft war mit kräftigem Bratengeruch gemischt. Durch das Stimmengewirr und das polternde, klappernde, klirrende Geräusch von Krügen, Bestecken und Tellern tönte grell die Stimme der Kellnerin: „Schlegelbraten ist keiner mehr da! „A Kotlett, mit was dazu?" A Kalbshaxen! Da is a Maß!" „Jesses na, i komm ja schon! „Wer kriegt G'röste?"

„Mir auch a Maß! „daher a Maß!" Ja, Peppi, wann krieg' denn i a mal mein Essen?" So klang es wirr dem rasch beweglichen, kräftigen Mädchen von derbem Gesichtsausdruck, aber mit zierlich gestickter weißer Schürze bekleidet, entgegen.

Die Eintretenden wendeten sich sofort einem bestimmten Tische zu. Laute Begrüßungen wurden gewechselt und, obwohl der Tisch dichtbesetzt schien, wurde für sie doch noch Platz geschafft. Als Eresing den Hut abgelegt hatte, sah er ganz verändert aus. Auf der Straße eine Figur von fast komischem Gepräge, war er in sitzender Stellung, in der er auch den Kopf nicht mehr vorneigte, ein ungewöhnlich schöner Mann. Die großen, etwas melancholisch im Ausdruck erscheinenden, blauen Augen, die stilgerechte griechische Nase, der zwischen dem hellblonden Vollbarte hindurchbrechende schöngeschweifte kleine Mund, die hohe reine Stirn gaben ihm ein empfindsames Gepräge, zu dem der breitschultrige Körperbau, die starken Hände einen Gegensatz bilden. Ein nazarenischer Christuskopf

auf einer Siegfriedgestalt, das war die Eigenart seiner auffälligen Erscheinung. Die drei saßen eben, und Braunschmidt hatte seinen Nachbar um die Tageskritik des Biers befragt, als zwei neue Gäste heran traten. Es fand sich für diese durch die Entfernung zweier der Anwesenden Raum. Der eine der Ankömmlinge, ein lang aufgeschossener, noch junger Mann mit einer mächtigen Adlernase, die aus dem hagern Gesichte über einem keck in die Höhe gewirbelten braunen Schnurrbärtchen ragte, wurde von mehreren Tischgenossen angerufen:

„Ah, der Rauhgraf!“ „Auch wieder mal hier, Graf von und zu Prechtling!“ „Sind's zum Viehhandel oder zum Holzhandel hier?“

Graf Prechtling nickte den Scherzenden lachend zu, legte den mit Fuchspelz besetzten schweren Radmantel ab und stellte dann seinen Begleiter, der sich ebenfalls des Überziehers entledigt hatte, vor.

„Herr Premierlieutenant von Wernikow.“

Der Vorgestellte, der sich in strammer militärischer Haltung verbeugte, war ein mittelgroßer Herr mit einem weit über das stark gerötete Gesicht hinausragenden, in die Breite gezogenen blonden Schnurrbart. Die Eigenart seiner tadellos eleganten Kleidung mit dem geschlossenen, knapp in die Taille geschnittenen Gehrock, aus welchem der von einer kleinen schwarzen Binde umschlossene hohe Stehkragen hervorwuchs, sowie das sauber gescheitelte, fest gegen die Schläfen vorgestrichene Blondhaar, ließen den preußischen Offizier

erkennen, ehe er noch auf eine Frage Braunschmidts, neben den er zu sitzen kam, mit heller Stimme in raschen, kurz hervorgestoßenen Worten erwiderte, daß er sich erst seit einigen Tagen in München befinde, aber hier dauernd seinen Wohnsitz nehmen wolle, um als Landschaftsmaler thätig zu sein, da er seinen Abschied genommen habe.

Die Tischgenossen beobachteten die wie in der Sprechweise, so auch in dem ganzen Gebaren besonders scharf ausgeprägte norddeutsche Art des Herrn von Wernikow, mit jener heimlich sich zulächelnden, heiteren Neugierde, die sofort in ihm den preußischen Offizier im getreuen Stile der ‚Fliegenden Blätter' zu erkennen glaubte. Graf Prechtling erzählte gelegentlich seinem Nachbarn mit gedämpfter Stimme, daß er den Herrn selber nicht näher kenne, sondern nur gelegentlich eines Besuches bei seiner Cousine, der Baronin Zankenhausen, getroffen und dann mitgeschleppt habe. Auch ihm schien der „Musterpreuße" eine etwas komische Figur. Es steckte einige Malice dahinter, als er Herrn von Wernikow sagte:

„Nun, wie gefällt's Ihnen hier? Recht aristokratisch schaut's freilich nicht aus!"

Wernikow antwortete:

„In der Erwartung bin ich auch nicht mit Ihnen hierher gegangen, sondern in der eines guten Trunkes. Darin habe ich mich auch nicht getäuscht und somit gefällt's mir hier ganz gut."

Durch seine Rede klang ein Ton frischen natür-

lichen Humors hindurch, den die Anwesenden sofort herausfühlten.

In ganz anderer Schattierung sagte nunmehr Graf Prechtling:

„Da lernen Sie Münchener Leben und Treiben kennen, da müssen Sie Ihr Standquartier aufschlagen. Bei unserer Aristokratie ist nicht viel zu holen.“

„Ei, Herr Graf! Machen Sie Ihre Standesgenossen nicht schlecht!“ sagte Wernikow darauf mit einer Gutmütigkeit, aus welcher doch etwas Verweisendes herausklang. „Ihre Frau Cousine ist doch eine höchst liebenswürdige Dame!“

„Ja, ja!“ lautete die Antwort. „Das ist noch eine von den besten. Die hat Schneid! Aber sonst — — — ich kenn's ja alle miteinander — — —.“

„Ach was, thun Sie doch nicht so, Rauhgraf!“ unterbrach ihn jetzt einer der Anwesenden, der Hofstallmeister Bierlinger. „Sie sind ja selber ein Stockaristokrat. Möcht' Sie sehen, wenn ein Prechtlinger Bauer den Hut nicht tief genug vor Ihnen herunterzöge!“

Da wurde der Graf ärgerlich und kam mit dem Hofstallmeister in Streit. Dieser ließ sich aber auch durch zweifellose Verbalinjurien nicht abhalten, unter dem Gelächter der Nächstsitzenden die demokratischen Anwandlungen des Grafen zu verhöhnen. Damit brachte er den Angegriffenen zu den radikalsten, mit allerlei Kraftworten gewürzten Redensarten.

„Prahlen Sie nur nicht! Sie sind ja doch kein

waschechter Socialdemokrat, sonst hätten Sie schon längst aus Ihrer Burg ein Wirtshaus mit Freibier gemacht!" neckte, den Hofstallmeister unterstützend, ein anderer Gast.

Ein dritter sagte:

„Das Bier aus der gräflichen Brauerei ist zu schlecht! Das saust kein Mensch umsonst!"

Der Graf antwortete mit neuen Kraftworten.

Herr von Wernikow sah zuweilen neugierig und leise lächelnd auf die Streitenden, unterhielt sich aber vor allem mit Braunschmidt und Leitner, welch letzterer ihm zur Linken saß. Baron Eresing hörte mit halbem Ohr, zuweilen Wernikow mit einem kurzen, lauernden Blick streifend, zu. Dieser erzählte in kurzen Worten, daß er in verschiedenen aristokratischen Salons Besuch gemacht habe, sich aber dadurch nicht gebunden fühle. Er sei nach München übergesiedelt, um eben ein nach jeder Richtung unabhängiges Leben zu führen. Mit der Malerei sei es ihm sehr ernst, er habe in Düsseldorf bei den Husaren in Garnison gestanden und schon dort gründlich gelernt. Die Verschiedenheit süddeutscher Art von seiner Gewöhnung sei ihm wohlbekannt, eben darum müsse er erst sich in den Verhältnissen umsehen. Er sei aber der Mann, auch in einer fremden Welt sich zurechtzufinden.

Mit einer von aller Prahlerei freien, offenherzigen Entschiedenheit, die aber in Bezug auf die persönlichen Verhältnisse doch eine vornehme Zurückhaltung bewahrte, waren diese Worte gesprochen. Braunschmidt

und Leitner knüpften daran allerlei Bemerkungen und Winke über Münchener Verhältnisse, und schließlich fühlte sich auch Eresing veranlaßt, eine Bemerkung zu machen, dahingehend, daß der Norddeutsche eben manche Vorurteile fallen lassen müsse, wolle er sich in München heimisch fühlen.

Wernikow griff diese Bemerkung auf, indem er sagte:

„Was die Vorurteile zwischen Nord- und Süddeutschen angeht, da wird wohl gelegentlich auf beiden Seiten gefehlt. Wir können aber alle nicht die Art der Heimat von uns willkürlich abstreifen, und am Ende kömmt es doch nur darauf an, was für ein Kern beim Einzelnen hinter der Landesart steckt. Die Stammeseifersucht ist ja ein altes deutsches Laster, das man aber nicht ewig fortpflanzen sollte."

„Man politisiert hier wohl viel?" warf er dann als flüchtige Bemerkung an Braunschmidt hin.

„Ziemlich viel!" antwortete dieser. „Doch mehr der Unterhaltung, der Lust sich auszusprechen wegen, als weil man's allzuernst dabei meinte."

Graf Prechtling hatte sein Wortgefecht beendet. Das Gespräch nahm eine allgemeine Wendung und schob sich von einem Gegenstand zum andern. War Wernikow auch nicht vertraut mit den oft Persönliches berührenden Gesprächsgegenständen, so hatte er doch auch wieder Gelegenheit durch Fragen und, als militärische Neuerungen zur Sprache kamen, durch längere Erörterungen, denen man willig lauschte, teilzunehmen.

Als er sich mit Graf Prechtling schließlich erhob und von seinen Nachbaren mit einem herzlichen Händedruck und „Auf Wiedersehen", von den übrigen mit einer zwangloseren Verbeugung, als die beim Eintritt war, schied, meinten die Zurückgebliebenen, er sei kein übler Mensch trotz der Sonderbarkeiten, die der Norddeutsche nicht lassen könne.

Fünftes Kapitel.

Die Residenzwache war eben aufgezogen. Die Musiker hatten sich in die mit den Bildsäulen Tillys und Wredes geschmückte Loggia hinaufbegeben, und weithin schallten die Klänge eines Wagnerschen Tonwerkes. Auf dem weiten, vor den Stufen der Loggia zwischen dem Residenzschloß und der Theatinerkirche mit ihren barockgeschnörkelten Türmen sich dehnenden Platze, von dem aus der Blick die breite Ludwigstraße mit ihren schweigsam stolzen Staatsbauten hinab an der weißleuchtenden Ludwigkirche vorbei bis zum fernen Siegesthor schweift, stand eine dichte Menge fast durchweg den besseren Ständen angehörender Herren in Gruppen umher oder schlenderte mit kurzen Schritten auf und ab, der Musik lauschend, plaudernd, die Damen betrachtend, die aus der Residenzstraße oder auf der andern Seite der Loggia aus der Theatinerstraße kamen.

Eine warme, heitere Frühlingssonne strahlte über der Ludwigstraße. Die Offiziere aller Waffengattungen

erschienen ohne Mantel, das Civil hatte den Winterpaletot mit dem luftigen Sommerüberzieher vertauscht. Die Gruppen verkleinerten oder erweiterten sich von Minute zu Minute, man ging dahin und dorthin, wechselte freundschaftliche Händedrücke, lachte, diskutierte sehr lebhaft, und wenn es Alter und Stand des Begrüßten mit sich brachte, dann gab es wohl auch tiefe Komplimente mit weiter Bogenschwingung des Cylinderhutes.

Herr von Wernikow ging langsamen Schrittes an den verschiedenen Gruppen vorbei über den Platz, umherspähend, ob er keinen Bekannten fände. Da trat von der Seite, ohne daß er es bemerkte, ein stattlicher alter Herr in Cylinderhut und hellgelbem Überzieher, mit aus dem spitzgeschorenen weißen Vollbart mächtig hervorragenden Schnurrbartenden an ihn heran und rief ihm grüßend zu:

„Herr von Wernikow! Wie steht das Befinden?"

Wernikow wendete sich gegen die laute Stimme und sagte dann erfreut, dem Herrn die Hand entgegenstreckend:

„Ah, Herr Graf! . . . Ich spähte eben nach einem bekannten Gesicht."

Graf Tatzenhofen war eine bekannte Persönlichkeit der Münchener Gesellschaft. Als nachgeborener Sohn eines der ältesten Adelsgeschlechter, hatte er, wie es früher in Bayern aristokratische Mode gewesen war, im österreichischen Heer, und zwar als Dragoneroffizier, gedient. Als junger Lieutenant hatte er sich 1859 aus-

gezeichnet, nach 1866 war er als invalider Rittmeister in Pension gegangen und führte seither in München ein wohlbehagliches Junggesellenleben im Verkehre mit den aristokratischen und militärischen Kreisen. Ein heiterer Gesellschafter und Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle, war er überall gern gesehen. Besondere Wertschätzung fand er als gewaltiger Nimrod in Jägerkreisen, wie er denn auch ständiger Gast auf allen Hofjagden war. Wernikow hatte ihn vor einiger Zeit auf einer Festversammlung kennen gelernt.

„Habe schon lange nicht mehr die Ehre gehabt!" sagte er zu diesem. „Na, wie haben Sie sich denn eingewöhnt bei uns?"

„Ach, ich habe mich sehr gut hier eingelebt", lautete die Antwort.

Tatzenhofen hörte die Betonung des „ich" sehr wohl heraus und fragte daher weiter:

„Ihre Frau Gemahlin aber weniger, nicht wahr? Das geht den norddeutschen Damen hier meist so, giebt sich aber mit der Zeit."

„Ich will es hoffen", versetzte Wernikow, und etwas Herbes klang jetzt aus seinen Worten.

Graf Tatzenhofen schwieg eine kleine Weile, tippte mit dem Rohrstock ein paarmal auf das Pflaster und streifte Wernikow mit einem heimlichen Blick.

Dann sagte er etwas zögernd, aber mit einem gemütlichen Herzenston:

„Wollen Sie von einem alten Kameraden einen Wink annehmen?"

„Sehr gerne!“ erwiderte Wernikow mit überrascht fragender Miene.

„Wenn Ihnen nicht sonderlich viel an der Musik gelegen ist“, sagte der Graf, „dann schlage ich Ihnen vor, ein Glas Bock im Hofbräuhaus zu trinken!“

„'S ist ja noch gute Zeit!“ setzte er, nach der Turmuhr der Theatinerkirche blickend, hinzu.

„Ist das der kameradschaftliche Wink?“ fragte Wernikow heiter.

„Nicht doch, nicht doch!“ versetzte Tatzenhofen, selbst belustigt, und fuhr fort:

„Ich meinte was Ernsthafteres. Kommen Sie aber jetzt mit!“

Er wies mit dem silbernen Stockknopfe die Residenzstraße hinauf, und beide setzten sich nach der angegebenen Richtung in Bewegung.

Als sie die Residenzwache mit ihrer von Neugierigen umdrängten Aufstellung der einander gegenüberstehenden, abgelösten und neu aufmarschierten Mannschaften des Leibregimentes hinter sich hatten, begann Tatzenhofen:

„Also, was ich Ihnen sagen wollte! Warum haben Sie denn gerade in unserer Hofgesellschaft Anknüpfungspunkte gesucht?“

„Das ist doch der Kreis, mit dem man naturgemäß zuerst Fühlung sucht, wenn man als Adeliger hierher kömmt?“ entgegnete Wernikow verwundert.

„Ganz gut! Aber Ihre Frau Gemahlin wird sich da nicht wohl befinden“, sagte Tatzenhofen.

Wernikow sah nachdenklich vor sich hin und meinte dann: „Die hiesigen Damen scheinen allerdings reservierter zu sein gegen Fremde, als man bei Süddeutschen erwartet. Meine Frau hat das, offen gestanden, unangenehm empfunden, ist einigermaßen verstimmt darüber. Aber das muß sich doch mit der Zeit arrangieren, denke ich."

„Es arrangiert sich aber eben nicht, Verehrtester, und Ihnen wird der Aufenthalt in München dadurch unangenehm. Und eben davor möchte ich Sie behüten, denn nach meiner Überzeugung giebt es keine Stadt, in der man angenehmer, behaglicher leben kann, als in München, wenn man sich die Annehmlichkeit nur nicht gleich von Anfang verdirbt."

„Wie soll ich dies verstehen?"

„Nehmen Sie es mir nicht übel, mein lieber Herr von Wernikow, wenn ich einen heiklen Punkt berühre. Wir kennen uns eigentlich noch nicht so genau. Aber ich hab's gerade bei Norddeutschen wiederholt erfahren, daß sie eine Zeitlang im falschen Fahrwasser herumgerudert sind und dann entweder verstimmt München den Rücken gekehrt oder sich in die norddeutsche Kolonie zurückgezogen haben, die hier ganz abgeschlossen von allem Münchnerischen ihr eigenes Leben führt. Das ärgert mich immer, denn es dient zu nichts anderm, als die beiderseitigen Vorurteile, statt zu vermindern, immer wieder zu nähren. Also! Ihre Frau Gemahlin ist eine Fabrikantentochter?"

Allerdings", sagte Wernikow in gedehntem Tone,

und zwar aus einer der ersten Fabrikantenfamilien am Rhein."

„Da haben Sie's, was Ihnen außer dem alten Tatzenhofen niemand sagt, was man offiziell sogar entschieden in Abrede stellen würde: Ihre Frau Gemahlin wird nie eine ihr zusagende Stellung in der Gesellschaft gewinnen, wird immer einen stillen Kampf mit derselben führen müssen."

„Ja, aber . . . . 's ist eigentlich komisch, so etwas sagen zu müssen . . . . meine Frau ist im größten Stil erzogen, ist reich, sogar sehr reich . . . ."

„Das macht die Sache eher schlimmer als besser. Ja, wenn Ihre Frau Gemahlin eine Amerikanerin, Engländerin, oder sonst etwas Ausländisches wäre! Aber eine deutsche Fabrikantentochter!"

„Ihre Eröffnungen überraschen mich, Herr Graf. Sonst gelten wir Preußen als das Volk des Kastengeistes, der Standesprivilegien, und Süddeutschland steht im Rufe der duldsamsten Gemütlichkeit."

„Und mit Recht! Aber sehen Sie, unsere Hofgesellschaft ist ein ganz besonderes Ding innerhalb der süddeutschen Verhältnisse. Viele Söhne unserer ältesten Familien stecken im Heere, im Beamtentum, ohne in der Hofgesellschaft zu verkehren. Diese werden kaum für voll genommen, man betrachtet sie als Adel zweiter Garnitur. Dagegen hat man wiederum Leute, deren Adel erst aus der napoleonischen Zeit datiert, auch solche, in deren Adern etliche Tropfen orientalischen Blutes fließen, wiederum andere, deren Abkunft mit

der Geschichte der höfischen Galanterie zusammenhängt, und diese gelten, eben weil sie in der Hofgesellschaft stehen, als vollwertigere Repräsentanten des Landesadels, als jene. Unser Hofadel ist mit ganz wenigen Ausnahmen nicht in der Lage, so den „Tory" herauszukehren, wie der Wiener Adel, er kann den Bürgern der guten Stadt München nicht durch Luxus imponieren, er hat die Mittel nicht, in der Kunststadt die Rolle des Mäcenatentums zu übernehmen, er hat keinen besonderen Einfluß in der Politik, und auch nicht, wie in Preußen, im Heere. Es sind alles gute, im Grunde liebenswürdige, vielfach auch ganz gescheite Leute, aber sie haben eine Position zu verteidigen, die immer schwieriger wird. Im Grunde genommen, ist die ganze Geschichte nur eine leere Formalität, ein Schein, der sich an einige wenige bedeutende Namen als Kern festklammert.

Es giebt keine zweite monarchische Hauptstadt in der Welt, in welcher der Adel so wenig bedeutet, wie hier. Aber man will sich doch nicht selbst aufgeben, man muß wenigstens die Fiktion aufrecht erhalten, als sei man wie anderswo, die führende, tonangebende Gesellschaft. Da wird man empfindlicher, exklusiver als gut ist, und dies erst recht da, wo es den Anschein hat, als ob durch Reichtum die mangelnde Ebenbürtigkeit ersetzt werden solle. Mit dem Geld ist's hier überhaupt, von der Aristokratie ganz abgesehen, auch so eine eigene Sache! Man weiß es natürlich zu schätzen, aber doch nur in dem Sinne, daß man den

Vorteil erkennt, den dadurch jemand für den Lebensgenuß gewinnt. „Der hat's leicht, der kann sich was erlauben!“ sagt man, „aber man gewährt ihm in der guten Gesellschaft darum keinerlei Vorzug, man räumt dem Geld als solchem keine sociale Rangstufe ein. Das geschieht nur in den ganz speciellen Geschäftskreisen und im kleinen Bürgertum!“

Der Graf blieb plötzlich stehen.

„Aber“, rief er aus und fuhr dann weiterschreitend fort: „Sie sind ja Maler! Die Künstlerkreise sind hier zum teil sehr glänzend. Ihre Frau Gemahlin trifft dort mit Landsleuten d. h. Norddeutschen zusammen. Wenn Ihnen dazu die Verhältnisse einen gewissen Luxus des Auftretens gestatten, können Sie unsere Aristokratie auslachen. Statt in einem verhältnismäßig kleinen, in der Stadt machtlosen Kreise sich zu bewegen, können Sie sich eine über mehrere Gesellschaftsgruppen ausgedehnte Position schaffen, die Ihnen ein breites Relief von der ganzen gebildeten Gesellschaft giebt.“

„Herr Graf raten mir also gewissermaßen einen Rückzug aus der bisherigen Position an?“ sagte Wernikow mit bitterem Humor.

Wieder blieb der Graf stehen und sah mit seinen munteren blauen Augen den Begleiter scharf an.

„Rückzug! Rückzug!“ sagte er mit deutlicher Unzufriedenheit. „Von einem Rückzug ist da doch keine Rede!“ Dann ging er wieder weiter. „Sie wollen hier angenehm leben, denke ich mir“, fuhr er fort.

„Dazu haben Sie bisher nicht den richtigen Weg eingeschlagen, wie ich die Verhältnisse kenne. Wenn Sie à tout prix in unserer Aristokratie verkehren wollen, na, dann ist's was anderes. Ich bin durch meine Familienbeziehungen da heimisch. Als unabhängigem Fremden aber, der das Münchener Leben ganz nach Belieben von der angenehmsten Seite nehmen kann, fiel's mir nicht im Traum ein, mich auf eine Gesellschaft zu steifen, die man hier völlig entbehren kann.

„Wirklich staunenswert!" sagte Wernikow. „Einer der vornehmsten Kavaliere und solche demokratische Ansichten!"

„Demokratisch!" rief der Graf aus, wieder einmal stehen bleibend. „Da haben Sie mich aber gründlich mißverstanden, wertester Herr von Wernikow! Nicht von Ansichten ist da die Rede, sondern von Thatsachen, wie sie sich den Fremden bieten. Sie haben Schwierigkeiten zu überwinden und doch keinen entsprechenden Gewinn dabei. Das ist's, was ich meine!"

Wernikow entgegnete darauf:

„Jeder Mensch hat aber, ob mit oder ohne Schwierigkeiten, die gesellschaftliche Stellung festzuhalten, die ihm zukömmt. Er darf sich nicht deklassieren. Das ist Ehrensache. Oder meinen Sie nicht, Herr Graf?"

Erstaunt erwiderte Tatzenhofen:

„Was heißt deklassieren? Ich mute Ihnen doch nicht etwas dergleichen zu? Von Ehrensachen verstehe ich auch einigermaßen etwas. Aber ein unabhängiger Mann braucht sich doch nicht um der Ehre willen

gesellschaftlich unbequem zu betten? Sich die Lebensbedingungen zu schaffen, von denen man den meisten Genuß hat, das ist ja eben das, was die Unabhängigkeit kostbar macht. Wenn Sie das Recht, die Geselligkeit frei von Verpflichtungen und Rücksichten wählen zu können, „deklassieren" nennen, dann verstehen Sie sich doch schlecht auf den Lebensgenuß, Herr von Wernikow."

„Auch der unabhängigste Mensch ist", versetzte Wernikow, „wenn er, wie ich, von Adel, ehemaliger Offizier ist, doch noch unter der Macht gewisser gesellschaftlicher Gesetze, von denen er sich nicht emancipieren darf."

„Das klingt mir ein bischen zu preußisch, Herr von Wernikow!" entgegnete Graf Tatzenhofen lachend. „Aber da sind wir schon am Ziele. Jetzt müssen Sie sich doch deklassieren, hilft alles nichts!"

Vor dem offenen Thorbogen des Hofbräuhauses, eines gelblichen Baues, auf dessen einzigem Stockwerk ein unverhältnismäßig hohes Ziegeldach sich aufbaute, wogte eine dichte Menge aus und eintretender Gäste, von etlichen Droschkenkutschern beobachtet und zuweilen auch bewitzelt, die, den Maßkrug in der Hand, neben ihren längs des Trottoirs gereihten Fuhrwerken standen. Zwei Gendarmen in ihren grünen Röcken und schwarzen Handschuhen, die goldig-glänzende Pickelhaube auf dem Kopfe, standen zu beiden Seiten des Einganges zu etwaiger Friedensstiftung bereit, sehnsüchtig nach dem Innern blickend, das sie am liebsten ohne

dienstlichen Anlaß betreten hätten. Man konnte sich zwar schon einen Schluck des kostbaren Getränkes verschaffen, aber es bedurfte der Vorsicht und eines klugen Freundes, der den Krug rechtzeitig an sich nahm, denn auch die Vorgesetzten liebten den Bock, und urplötzlich konnte man bei unerlaubtem Genusse ertappt werden. Zwischen den Gästen drängten sich außer Hausierern und Hausiererinnen auch hemdärmlige Handwerker, alte Frauen, Dienstmädchen und Laufburschen mit leeren oder gefüllten Krügen, Flaschen und Kannen hindurch. Brausendes Stimmengewirr klang auf die Straße heraus, und dazwischen hörte man die abgerissenen Töne von Geigen und Flöten.

Tatzenhofen und Wernikow hatten sich durch das Thor Bahn gemacht und waren in den langgestreckten Hof gelangt. Nur ein Teil der Gäste hatte in den gedeckten Galerien auf der einen Seite desselben eng zusammengedrückt Platz gefunden. Die andern standen an die Holzsäulen gelehnt, oder in der Mitte des gepflasterten Hofes in Gruppen umher und waren froh, wenn sie den schweren Krug auf ein Faß stellen konnten, oder an den Rand des Podiums, auf dem vier Musikanten mit Geige, Flöte, Harfe und Brummbaß die beliebten Bocklieder spielten.

Ein scharfer Biergeruch schwebte in der Luft. Das Brausen, das auf der Straße vernehmlich geworden war, steigerte sich jetzt zu einem tobenden Lärm. Ein Teil der Gäste begleitete die Musik mit Gesang und dem Klappern der zinnernen Krugdeckel, anderswo

machte ein heiterer Kumpan den laut lachenden Genossen allerlei Schnurren vor; da wurde mit einem Geräusch, als handle es sich um einen heftigen Streit, eine scherzhafte Debatte, eine heitere Neckerei geführt, dort hielt man einen Freund, der sich „drücken" wollte, mit Halloh zurück, wieder anderswo wurden Ankömmlinge mit Hurrah begrüßt. „Radi, Radi, meine Herren!" „Oar, frische Oar!" klang dazwischen der Ruf der Rettig- und Eierhändlerinnen. „Neueste Nachrichten!" „Vaterland!" riefen die Zeitungskolporteure. „Walnuß, schöne Walnuß!" lautete ein anderer Ruf. Schwarzgelockte Gipsfigurenhändler wandelten, ihre Waren stumm entgegenhaltend, umher.

Ein Dienstmann war alsbald an die beiden neuen Gäste mit dem Erbieten herangetreten, ihnen den wilden Kampf an der Schenke zu ersparen, und Tatzenhofen hieß ihn auf die Eroberung zweier Krüge ausgehen.

„Warten wir auf unseren Ganymed, der, wenn er uns nicht findet, schnell Abnehmer für seine Last hat!" sagte Tatzenhofen. „Da oben sehe ich schon Bekannte, zu denen wir uns dann gesellen wollen!" — Na, wie gefällt Ihnen das Bild?"

„Ganz originell!" sagte Wernikow lächelnd.

„Das ist das Hofbräuhaus in Gala, müssen Sie wissen! Was man da in Norddeutschland glaubt, als ob hier der General neben dem Dienstmann, der Minister neben dem Schustergesellen säße, das ist für die übrige Zeit im Jahr eine Fabel. In der Bocksaison aber trifft's wenigstens annähernd zu.

Früher, wie da drüben über der Straße noch nicht die große Bierhalle war, sondern das alte Gebäude, der sogenannte „Bockstall" gestanden hat, war's noch origineller. Aber auch jetzt gilt noch, daß man den Hofbräuhausbock nur im Hofbräuhaus selber trinken darf und, wer nicht wenigstens einmal während der kurzen Zeit dagewesen ist, das ist kein richtiger Münchener."

„Ja, die Münchener und ihr Bier!" sagte Wernikow mit einem ganz leisen Anflug von Spott.

Der Dienstmann kam mit erhitztem Kopfe, die beiden Krüge in der Hand, auf die Herren zu. Auf einer Schulter war seine blaue Blouse völlig durchnäßt von Bier, das im Gedränge aus den hochgehaltenen Krügen auf ihn niedergeflossen war. Er wischte, die Mütze abnehmend, den Schweiß von der Stirne, nahm mit freudiger Miene das Trinkgeld, das ihm die Herren gaben, entgegen und stürzte sich dann nochmals, jetzt in eigenstem Interesse, in das Gedränge an der zur Schenke führenden Thüre.

Tatzenhofen aber ging mit Wernikow auf eine größere Gruppe von älteren Herren zu. Es waren durchweg pensionierte Offiziere und höhere Beamte. Unter ihnen befand sich auch Regierungsdirektor Braunschmidt, den Wernikow, die seit der ersten Zusammenkunft in der Wurstküche fortgesetzte Bekanntschaft mit dessen Sohn benutzend, in ein längeres Gespräch verwickelte, während Tatzenhofen mit einigen anderen Herren eine lebhafte Jagddebatte führte.

Als der Krug geleert war, gestand Wernikow zu, daß das Getränk eine gewisse ermüdende Wirkung auf ihn übe, wozu nach seiner von den anderen Herren freundlich belächelten Meinung aber auch die feuchte Wärme der Frühjahrsluft wesentlich beitrage. Da er weit entfernt, in der Vorstadt Schwabing, wohnte, bestieg er eine der vor dem Bräuhause stehenden Droschken. Als er nun in raschem Tempo dahinfuhr, und namentlich in der endlos langen, schattenlosen Ludwigstraße die Mittagswärme sich ihm deutlich fühlbar machte und dazu das helle Sonnenlicht vor seinen Augen flimmerte, kämpfte er zwar mit Erfolg gegen deutlich aufkeimendes Schlafbedürfnis an, aber zugleich verspürte er eine heftige Reizbarkeit, ja etwas wie Streitsucht in sich. Was waren denn das für Leute, diese Bayern? Dazu war er doch nicht nach München gekommen, sich bald diese, bald jene Unannehmlichkeiten sagen zu lassen? Gestern Abend im Café Maximilian, hatte er nur eine kurze Bemerkung über den Mangel an Nettigkeit und Sauberkeit des Servierens, selbst in den feinsten Restaurants, gemacht. Da raunte Baron Eresing — überhaupt ein etwas unangenehmer Mensch — seinem Nachbar, ihm deutlich hörbar, ins Ohr: „So ein Preuße hat doch immer was zu kritteln!“ Er hatte nichts erwidert, sondern den Baron nur angesehen, war aber doch ärgerlich bald aus dem Lokal gegangen. Jetzt kam wieder dieser Graf Tatzenhofen mit seinen Auseinandersetzungen, daß seine Frau in der aristo-

kratischen Gesellschaft nichts zu suchen habe. Das war nicht zu leugnen, in den paar Gesellschaften, die sie besucht hatten, war seine Frau von den Damen einfach „geschnitten" worden. Der gute Graf hatte für einen Militär übrigens etwas sonderbar zahme Ansichten. Abwarten, nur abwarten! Ein preußischer Husarenoffizier wird nicht so schnell aus dem Sattel geworfen und erst recht nicht, wenn man es darauf anlegt. — J'y suis, j'y reste! — Das war er seiner Frau, seinem Namen, seiner Offiziersehre schuldig. Er wollte ihnen das „Schneiden" schon abgewöhnen. Die Preußen sind nicht die Leute, die man lange als Luft behandeln kann! . . . . . Er hatte sich die Sache in München doch ganz anders gedacht. Eigentlich war Traudchen, seine Frau, an allem schuld. Sie hatte ihm, als er in ein unerquickliches Verhältnis zu seinem Oberst geraten war, immer zugeflüstert, er habe es ja nicht nötig, er solle doch seinen Abschied nehmen und hatte nichts wissen wollen vom Versetzenlassen in weiß Gott was für eine Garnison. So war eines Tages das Abschiedsgesuch geschrieben worden. In Düsseldorf, unter den Augen der Regimentskameraden, unter den Augen der Leute, die ihn weghicaniert hatten, jetzt als Maler zu leben, das ging ganz und gar nicht. Es war ihm viel gesagt worden von seinem Talent, von seinem weitgereiften Können. Er war ganz erfüllt von den Vorzügen und Aussichten seines neuen Berufs. In München und nur in München, das sagten ihm Düsseldorfer Maler selber, war ein wirklich fruchtbarer

Boden, auf dem sich die Begabung frei entfalten konnte .... Traudchen schwärmte für München, das sie von einer Reise nach Italien her kannte. Er selber meinte, die ungewohnte Freiheit würde sich dort am besten ausnützen lassen .... Und jetzt? Er hatte sich da in Schwabing eine recht hübsche Villa, die käuflich war, einstweilen gemietet und saß noch in einem gewissen Provisorium, hatte z. B. noch gezögert, Pferde zu kaufen, obwohl er sich nach dem Sattel sehnte. Er war freilich der Ansicht, daß man nicht gleich von den ersten Schwierigkeiten sich irre machen lassen sollte. Aber Traudchen war es nicht zu verübeln, wenn sie sich lebhaft dagegen wehrte, irgend welche bindende Entschlüsse zu fassen.

Der Wagen hielt vor der straßenwärts liegenden Längsseite der Villa, deren Hauptfront dem rasch fließenden Isarkanal zugewendet war, welcher Schwabing vom englischen Garten trennt.

Das ziemlich geräumige Gebäude bot sich auf der Straßenseite sehr einfach, weiß getüncht, mit hellbraunen Fensterladen und einer schmalen Eingangsthür.

Schon auf der nach dem Garten und den zierlich sauberen Stallgebäuden zugewandten Rückseite war der weit vorspringende Giebel durch hellbraunes, mit dunkelroter Ornamentik bemaltes Holzwerk gefüttert und umrahmt. Auf der einen Längsseite, die nach dem größeren Teile des eben der Zurichtung unterliegenden Gartens zu gelegen war, sprang in der Mitte ein runder Turm vom ersten Stockwerke aus hervor, sein

hoch über das Giebeldach ragender, spitzer Blechhelm baute sich über einer luftigen Holzgalerie auf. Die Hauptfront war gegen das Wasser gekehrt und von oben bis unten mit Holz verkleidet. Am Giebelstübchen und am ersten Stocke befanden sich Balkone, von denen letzterer auf der vor dem Erdgeschoß befindlichen Veranda ruhte. Die Fenster waren hier mit bleigefaßten Butzenscheiben versehen. Überaus schmuck und anmutig hob sich die Villa von den auch villenartigen, aber viel einfacheren Häusern der Nachbarschaft und von dem Hintergrunde ab, in welchem die vielfach noch im Bau begriffenen Mietshäuser aufragten, die in ganz neuen Straßenzeilen das Bauerndorf, wo noch vor einem Jahrzehnt der Geruch der Düngerstätten aufstieg und die Jauche über die Straße rieselte, zu einem mächtig aufblühenden Vororte der Hauptstadt umwandelten.

Als Wernikow seine Gemahlin begrüßte, überreichte ihm diese die Visitenkarte eines Herrn, der in seiner Abwesenheit nach ihm gefragt hatte.

„Der?“ fragte Wernikow erstaunt. „Was will der von mir?“

Es war eine Karte des Barons Eresing.

Frau von Wernikow sah ihren Gatten prüfend an.

„Wo warst Du denn?“ fragte sie dann verwundert forschend.

„Weshalb fragst Du? Ich war mit Graf Tatzenhofen beim Hofbräuhausbock. Wollte mir das Ding mal ansehen!“ lautete die Antwort.

„Na aber, Männchen!“ sagte Frau von Wernikow jetzt lachend. „Du scheinst Dir das Ding recht genau angesehen zu haben. Du bist ganz rot im Gesicht und hast ganz schlaftrunkene Augen. Güntherchen, Güntherchen! Entweder hast Du Dich schon zu sehr an die Münchener Luft gewöhnt oder noch zu wenig.“

Er lachte und gestand dann zu, „das Zeug“ sei wirklich verdammt stark.

Man ging zu Tisch, und, die Suppe löffelnd, plauderte Frau von Wernikow:

„Die Baronin Zankenhausen war bei mir.“

„So? Hat sie erst jetzt unseren Besuch erwidert? Und der Baron?“ fragte Wernikow scharf.

„Sie hatten ja beide schon längst ihre Karten abgegeben. Die Baronin kam zum zweitenmal, wie sie selber sagte, aus Neugierde, wie es eigentlich bei uns aussehe. 'S ist eine recht muntere Dame, hat aber auch die üble Gewohnheit der anderen, sehr viele französische Phrasen in ihren Münchener Dialekt zu mengen. Etwas sonderbare Ideen scheinen diese Herrschaften hier überhaupt zu haben.

„Wieso?“ fragte Wernikow neugierig.

„Als sie das ganze Haus beguckt und auch die Kinder, die ihr sehr gefielen, gesehen hatte, meinte sie, das sei alles wirklich recht distinguiert, sagte mir dann allerlei Schmeicheleien, daß ich eine hübsche Frau sei und daß sie meine rheinische Sprache ganz reizend finde . . . . . .“

„Nun und . . . .?“

„Dann fragte sie, ob wir im nächsten Herbst ein Haus machen würden. Ich erwiderte, wir wüßten nicht, ob wir dann überhaupt noch hier wären. Sie that sehr bedauerlich, als ich ihr weiter unter der Blume zu verstehen gab, daß uns die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht gefielen und meinte, ich sollte mich nur an sie halten, sie werde mich schon in der Gesellschaft lancieren. Man sei hier etwas spröde gegen Fremde, und ich hätte mich auch nicht ganz korrekt verhalten, ich sei zu selbstbewußt aufgetreten, zu steif herablassend. Das habe man gerade mir, der geborenen Bürgerlichen, als gesellschaftliches Ungeschick ausgelegt."

„Du bist ihr doch nicht die Antwort schuldig geblieben?" fragte Wernikow heftig.

„Sie hatte eigentlich eine recht liebenswürdige, gutmütig humoristische Art, mit der sie das vorbrachte, so daß ich ihr nicht böse sein konnte. Ich sagte ihr aber doch sehr deutlich, daß ich so erzogen und solche gesellschaftliche Gewöhnungen an mir habe, um nicht noch erst eines Lehrkurses zu bedürfen. Mir sei dagegen der Mangel an Eleganz, an Luxus aufgefallen, den man in der ersten Gesellschaft einer Stadt, wie München, nicht erwarten sollte. Da lachte sie und meinte, das sei ja wahr, ich hätte brillante Toilette gemacht, aber das »je ne sais quoi« einer aristokratischen Gesellschaft hätte ich eben doch noch nicht los; das sei jedoch im Laufe der Zeit schon zu erlernen. Dann wiederholte sie, sie werde mich protegieren und eine der beliebtesten Damen der Gesellschaft aus mir

machen. „Ich octroyiere Sie der Gesellschaft, ich bringe das fertig!“ sagte sie und lud mich sogleich auf übermorgen zu einem Kaffeekränzchen ein, ganz en petit comité, wie sie sagte.

„Du nahmst an?“

„Natürlich!“

Wernikow erzählte seiner Frau nun den Hauptinhalt seines Gespräches mit Tatzenhofen, und zwischen den beiden Ehegatten entspann sich im Anschluß daran eine lebhafte Erörterung darüber, ob man in München bleiben und insbesondere, ob man sich durch den Ankauf der bewohnten Villa binden solle. Frau Traudchen übte zwar eine scharfe Kritik an den Münchener Zuständen, meinte aber schließlich, da für Günthers Malerei der Aufenthalt doch sehr vorteilhaft sei, so solle man bleiben und sich vollständig etablieren. Die gesellschaftlichen Schwierigkeiten seien doch kein ausreichender Grund, wieder fortzuziehen. Gerade in ihren Verhältnissen könnten sie den Kampf aufnehmen und sie sei auch entschlossen, dies in der nächsten Saison ganz systematisch zu thun.

Frau Traudchen war eine stattliche junge Dame von hohem Wuchs und junonischen Formen. Der von hellblondem Haar gekrönte Kopf hatte fein gezeichnete Züge, die man in ihrer vornehmen Bildung madonnenhaft hätte nennen können, wenn die Wangen dazu nicht gar zu voll gewesen wären und der Zug um die leuchtend roten Lippen, der Ausdruck der ernsten blaugrauen Augen nicht so viel selbstbewußte kühle

Energie ausgesprochen hätten. Schönheit, Klugheit, eine Lebensfülle, die sich sicherlich auch in einem heitern Lachen offenbaren konnte, sprachen aus dieser Erscheinung, die aber doch nichts unmittelbar Gewinnendes hatte, vielmehr auf einen jener Charaktere schließen ließ, die ihre besten Eigenschaften erst bei näherer Bekanntschaft offenbaren, weil ihr ausgeprägtes Selbstgefühl sich durchaus nicht verpflichtet sieht, jedermann zu gefallen. Ihr Vater, der Herr Kommerzienrat Johann August Heerdt in Elberfeld, in Firma J. A. Heerdt & Co., ging auch nicht mit den Nächstbesten Geschäftsverbindungen ein und wußte sehr genau, an welchem Tische im Kasino er seinen Abendschoppen zu trinken hatte. Um so mehr entrüstete sie die Wahrnehmung, daß man es wagte, solche exklusive Grundsätze gegen sie selber anzuwenden. Das hätte sie doch für unmöglich gehalten, daß es irgendwo in der Welt eine Gesellschaft geben könne, in der eine geborene Heerdt mit fragenden Blicken, wie sie denn hierherkomme, angesehen würde. Sie hatte ja ihren Günther sehr lieb, und daß sie durch ihn adelig geworden war, das dünkte ihr ein kleiner Vorteil, den sie aber eben deshalb nicht überschätzte, weil es gar nichts so Wunderbares war, daß eine Heerdt mit einer Million Mark barer Mitgift und Aussicht auf das Doppelte einen Adeligen zum Manne bekam. Von allem persönlich abgesehen, gleicht eben eine Million so ein „von" reichlich aus. Und wer waren die Leute, die sie so von oben herab zu betrachten sich erlaubten? Kein

halbes Dutzend war in der ganzen Gesellschaft, das sich mit Johann August Heerdts Reichtum hätte messen können. Im kleinsten Elberfelder Kaffeekränzchen saßen mehr Millionen Thaler beisammen, als hier in einer großen Soiree Hunderttausende von Marken zu finden waren. Traudchen Heerdt war in Elberfeld etwas wie eine Prinzessin gewesen, vor der man sich tief verbeugte und nicht bloß in Elberfeld, in Düsseldorf, Crefeld, Köln, wo die Verwandtschaft, alles reiche Leute, saß, war der Name „Heerdt" von einem Nimbus umgeben, der einer Fürstenkrone nicht unähnlich war. Und hier in München sollte sie über die Achsel angesehen werden in der Gesellschaft, die doch eben darum die ihr zukommende, weil sie die vornehmste war? Der Besuch der Baronin Zankenhausen war ihr sehr wertvoll gewesen. Aus der kordial aufrichtigen Art, mit welcher die liebenswürdige Dame sich offenbarte, schöpfte sie die Überzeugung, daß diese guten Münchener Herrschaften gar keinen Begriff davon hatten, was denn eigentlich eine Fabrikantentochter bedeute. Der gutmütig protegierende Ton der Baronin übte eine komische Wirkung auf sie aus, nachdem sich die erste Überraschung gelegt hatte. Sie hielt es aber für klug, die freundliche Dame durch frostige Zurückhaltung im Unklaren über die wahre Wirkung ihrer freundlichen Belehrung zu lassen. Es war kein Zweifel, die Baronin Zankenhausen hatte sich wie die andern unter einer Fabrikantentochter ein wohlerzogenes Bürgermädchen vorgestellt, das aber

von der „großen Welt“ keine Ahnung habe und daher die ungewohnte Rolle der Frau eines Adeligen nicht mit dem richtigen Geschick zu spielen vermöge. Diese Herrschaften sollten den Beweis erhalten, wer mehr „große Welt“ darstelle, die Elberfelder Millionärstochter oder sie. Die Leute legen es hier für spießbürgerliches Ungeschick aus, wenn eine Frau von Stand würdevoll zurückhaltend auftritt? Ei, Traudchen Heerdt hat allerlei gelernt und ist kein blöder Stockfisch!

Zum Nachtisch kamen, wie täglich, die Kinder, das jüngste im Langkleidchen auf dem Arme der Wärterin, um von da auf den Schoß Mamas zu wandern, der dreijährige Hans, um auf Papas Knien Exercitien zu machen. Papa war jedoch heute nicht so ganz bei Laune. Das Gespräch hatte ihn zwar etwas belebt, schließlich empfand er aber doch ein so unbesiegbares Schlafbedürfnis, daß er sich seines Kronprinzen bald entledigte und im anstoßenden Kabinett auf eine Chaiselongue streckte.

Als er nach einer Stunde sich eben wieder mit einem Gefühle übellauniger Trägheit aufgerichtet hatte, wurde ihm Baron Eresing gemeldet. Er empfing ihn, nicht wenig verwundert über die Dringlichkeit des ihm nicht sehr sympathischen Herrn, und seine Verwunderung kam auch in der fragenden Zurückhaltung des ersten Grußes zum Ausdruck.

Eresing erklärte, daß er nach dem verfehlten ersten Gang alsbald zum zweitenmal komme, weil ihm daran liege, durch persönliche Rücksprache ein Mißverständnis

zu verhüten. Wie es scheine, habe sich Herr von Wernikow am gestrigen Abend durch eine nicht für ihn bestimmte, zufällig gehörte Äußerung verletzt gefühlt. Er würde es nun gleich den übrigen im Kreise Anwesenden lebhaft bedauern, wenn diese von ihm gethane Äußerung zu ernsthaft aufgefaßt und Herr Wernikow der Gesellschaft, die ihn gern in ihrer Mitte sehe, dadurch entfremdet würde. Solche Bemerkungen fielen ja wohl einmal in der gemütlichen Zwanglosigkeit des Biertisches, ohne daß sich dahinter eine ernstliche Feindschaft verberge.

Ereſing hatte in seiner Entschuldigung mit einem sehr förmlichen Ton begonnen, der aber dann in eine kordialere Färbung umschlug, aus welcher deutlich die Meinung herausklang, die Sache sollte als ein unbedeutender Zwischenfall mit einer gegenseitigen Freundschaftsversicherung begraben werden. Um so peinlicher war ihm Wernikows Verhalten, der mit frostigem Ernst, in militärisch strammer Haltung die Sache als höchst formelle Erledigung eines Ehrenhandels aufnahm.

Er sagte, nach einer ceremoniellen Verbeugung auf einen Fauteuil deutend: „Es ist mir sehr wertvoll, Herr Baron, daß Sie sich veranlaßt sehen, den Zwischenfall in solcher Form zu erledigen und nicht einfach unter den Tisch fallen lassen. Sonst wäre ich gezwungen gewesen, die Gesellschaft ganz und gar zu meiden. Ich muß aber doch auch jetzt noch um eine unzweideutige Beantwortung der Frage bitten, ob etwa die

Mehrheit dieses Kreises, mit dem ich zufällig die Ehre hatte, bekannt zu werden, politische Anschauungen vertritt, die einem preußischen Offizier den Anschluß von selbst verbieten würde."

„Wie meinen Sie das?" fragte Eresing sehr erstaunt. „Welche politische Anschauungen sollen das sein?"

Es klang etwas scharf, als Wernikow erwiderte: „Ich glaube, darüber ist ein Zweifel nicht gut möglich. Ich denke an eine grundsätzliche Gegnerschaft gegen das bestehende Verhältnis zu Preußen, an reichsfeindliche Anschauungen."

Eresing lächelte und sagte nachdrücklich:

„Darüber dürfen Sie ganz außer Sorge sein. Sie haben es in unseren Kreisen nur mit deutschgesinnten Männern zu thun."

„Ja, aber Sie selbst . . . ich dächte wahrhaftig . . ."

„Auch an meiner Anhänglichkeit an die deutschnationale Idee bitte ich nicht zu zweifeln."

„Erlauben Sie! Das ist aber doch merkwürdig! Nach Ihrer Äußerung können Sie mir wahrhaftig nicht verargen . . . ."

Eresing nickte ein paarmal mit dem Kopfe und sagte dann lächelnd:

„Ich verstehe! Meine Äußerung, deren Ungehörigkeit ich ja zugebe, hat doch zu der Idee des Deutschen Reiches nicht die geringsten Beziehungen? Aber es ist bezeichnend für die Norddeutschen, daß sie jede Kritik irgend welcher Art, die an ihrem Wesen, an ihren Sitten, Anschauungen u. s. w. geübt wird, sofort mit

dem Namen „Partikularismus“ belegen, während sie selber es lächerlich fänden, wollte man ihre gelegentlichen, nicht immer ganz wohlwollenden Beurteilungen süddeutscher Art auch so nennen. Sie identifizieren Preußen mit dem Reiche, während wir in Preußen nur den größeren, den führenden Teil des Reiches, nicht aber dieses selber sehen und daher erst recht nicht verstehen können, was die Beurteilung gänzlich unpolitischer persönlicher Eigenschaften irgend eines Preußen mit dem Deutschen Reiche zu thun haben soll. Wir hängen naturgemäß an unserem engeren Vaterland und haben gar keine Lust, etwa unsere heimischen Einrichtungen und Gewohnheiten mit preußischen zu vertauschen. Das hat aber wiederum nichts mit dem Reiche zu thun, denn die Reichsverfassung schreibt nicht im geringsten vor, daß in ganz Deutschland nur preußische Einrichtungen herrschen sollen.“

Wernikow war verwirrt. Da steckte sicherlich irgend eine juristische Spitzfindigkeit dieses bayerischen Partikularisten dahinter. Er war aber kein Politiker von Fach und wollte sich nicht aufs Trockene setzen lassen. So sagte er nur sehr zurückhaltend:

„Es giebt aber doch Feinde des Reiches in Bayern.“

„Das läßt sich nicht bestreiten“, entgegnete Eresing. „Aber die haben Sie in Preußen ja auch! Dagegen möchte ich behaupten, daß die nationale Idee eher lebhafter im deutschen Süden sich ausprägt, als bei Ihnen, wo die Begriffe Preußen und Reich immer durcheinander schwimmen.“

„Sie unterscheiden sehr genau zwischen Preußen und dem Reiche. Für das erstere haben Sie wohl wenig übrig?“ fragte Wernikow mit leichter Ironie.

„Oh!“ entgegnete Eresing. „Es giebt bei uns sehr lebhafte Bewunderer Preußens. Aber auch diese unterscheiden wiederum zwischen den Vorzügen, die sie dem preußischen Staate und seinen Einrichtungen zuschreiben, und der Meinung über den einzelnen preußischen Unterthanen.“

„Also kurz und gut, man genießt uns Preußen hier mit Vorsicht!“ sagte Wernikow darauf lachend, und sein Lachen dünkte Eresing von scharfem Spott durchtränkt.

Er erhob sich und mit einer ceremoniellen Verbeugung sagte er:

„Ich hoffe, daß Sie in unseren Kreisen sich in Zukunft nicht über gewisse Gegensätze, die wir eben im allgemeinen besprochen haben, zu beklagen haben werden. Eben deshalb habe ich mich bemüht, den durch mich veranlaßten kleinen Zwischenfall sofort zu beseitigen.“

Wernikow, der sich ebenfalls erhoben hatte, entgegnete gleich ceremoniell:

„Ich weiß Ihr Entgegenkommen zu schätzen. Bitte mich den Herren zu empfehlen.

Dabei reichte er ihm mit sehr oberflächlichem Druck die Hand und, in der Mitte des Zimmers stehen bleibend, verneigte er sich nochmals in militärischer Haltung vor dem die Thüre öffnenden Eresing. Dieser

schlug den Weg nach der Hauptstraße ein, um die Pferdebahn zu gewinnen.

Als gestern abend Wernikow die Gesellschaft ziemlich auffallend verlassen hatte, waren ihm von den Genossen allerlei Vorwürfe über sein Verhalten gemacht worden. Wernikow, so hieß es, sei ein sehr „patenter" Mensch. Über das, was einem in einem Wirtshause nicht gefalle, sich zu äußern, sei doch jedermanns Recht und könne höchstens den Wirt ärgern. Wernikow habe auch sachlich ganz recht, denn die „Schlamperei" in den Münchener Wirtshäusern sei auch ein Übelstand. Er sei eben nicht in der Welt herumgekommen und wisse also nicht, wie es anderswo aussehe. Wernikow bilde sich jetzt vielleicht ein, er sei in eine richtige „schwarze" Partikularistengesellschaft geraten. Man dürfe doch einen Fremden nicht vor den Kopf stoßen. Das sei die beste Art, die Vorurteile der Norddeutschen zu bestärken, statt sie ihnen abzugewöhnen. Auf dem Nachhauseweg hatte ihm Assessor Braunschmidt noch des weiteren freundschaftlich zugesetzt, ihn über seine verkehrten Ideen ausgescholten, mit denen er sich nur selber schade und ihm schließlich das Versprechen eines Entschuldigungsbesuches bei Wernikow abgenommen.

Jetzt fand er eine bittere Genugthuung, als ob seine angeblich so verkehrten Ansichten eine Bestätigung gefunden hätten. Wie frostig spröde, ja verletzend hochfahrend, nahm dieser Preuße eine Entschuldigung wegen einer solchen Bagatelle von einem bayerischen

Beamten hin! Wie entgegenkommend wäre in gleichem Falle ein bayerischer Offizier gewesen! Es ist diesen Preußen einmal nicht gegeben, das Liebenswürdige, das Herzhafte. Alles an ihnen ist Selbstgefühl, Betonung ihrer angeblichen Würde als Preußen, als wäre jeder von ihnen ein Bismarck oder ein Moltke. Das war ja eben seine von Braunschmidt so oft verworfene Idee, daß zwischen den Preußen und den Süddeutschen nie eine innige Gemeinschaft, ein volles Herzensverständnis aufkommen könne, daß die Volkscharaktere von einander unüberbrückbar verschieden seien. Er war ein guter Deutscher in dem Sinne, daß er eine Einheit aller Deutschen nach außen hin als notwendig erkannte, er bewunderte Bismarck von rein menschlichem Standpunkte, weil er eine lebhafte Empfindung für alles Große, Starke hatte, er gehörte nicht zu den veralteten Träumern, welche die Kaiserkrone nur dem Hause Habsburg gönnten, aber ihm dünkte es ein Fehler, daß auch im Innern, in friedlichen Zeiten man Süd und Nord in allen Dingen zusammenschweißen wolle, er hielt es nicht für gut, daß die Politik über geschichtliche Entwicklungen und Volksempfindungen, die trennend wirkten, hinweggegangen sei. Braunschmidt freilich nannte seine Idee von einer im Reichstage und in der Kaiserkrone ihre Spitze findenden Föderativverfassung von Südstaaten und Nordstaaten ein staatsrechtliches Ungetüm und schalt ihn einen Partikularisten. Das wollte er aber nicht sein, er wehrte sich immer gegen diese Be-

zeichnung mit dem Hinweise, daß er deutsch denke und eben deshalb den preußischen Partikularismus bekämpfe, der sich an die Stelle einer deutschen Idee als führendes, maßgebendes Element setzen wolle. Alle nannten sie ihn einen Träumer, einen Sonderling, einen Menschen mit verdrehten Anschauungen in jedem Punkte des Lebens. Wenn er etwas sagte, dann war er sicher, gleich zu hören: „Aber ich bitte Sie . . . .", wenn nicht gar ein ungestümes Oppositionsgebrüll losging. Aber man widerlegte ihn nicht, man überzeugte ihn nicht eines Bessern, immer fand er seine Meinungen durch Thatsachen bestätigt.

Da kam die Pferdebahn. Er sprang auf den Hinterperron, wo zwei Herren standen. Im Innern des Wagens saß nur eine Frau aus den niederen Ständen mit einem Korb auf dem Schoß. Als man an die Mündung der Schellingstraße kam, wartete dort eine Dame. Es war die Hofschauspielerin Fräulein Stahlmann, die mit einer von einem freundlichen Lächeln begleiteten vornehmen Verbeugung dankte, als Eresing sie grüßte und in das Innere trat. Eresing folgte nach kurzem Besinnen.

Ihm die in ganz lange gelbe Handschuhe eingezwängte Hand reichend, sagte sie:

„Sie leisten mir Gesellschaft, Herr Baron? Das ist hübsch von Ihnen. Eigentlich sollte ich Ihnen eine Strafpredigt halten. Sie haben mich ja ganz vergessen! Eine wahre Ewigkeit, daß ich Sie nicht gesehen habe!"

Das kam sprudelnd lebhaft, heiter, mit einem deutlichen norddeutschen Accent hervor, der aber ganz anders als der Wernikows, einschmeichelnd weich klang. Sie sah reizend aus. Das schwarze Haar schmückte ein winzig kleines Kapothütchen von braunem Samt mit lila Blumen. Ein weißer Schleier bedeckte zur Hälfte das pikante Gesicht, ein braunes Samtjäckchen auf den Schultern mit kupfrig schimmerndem Schmelzwerk und reichen Troddeln nach spanischer Art verziert, schmiegte sich um die volle Büste und die schlanke Taille, unter dem hellgrauen Kleide traten die spitzen, winzig kleinen Lackschuhe hervor, die Linke hielt den Spitzenschirm mit dem großen barockphantastischen Griff auf den Wagenboden aufgestützt.

Eresing erwiderte auf ihre Vorwürfe mit einer Redensart von baldigem Besuch und fragte dann:

„Wie kommen Sie denn eigentlich in diese Gegend, Fräulein?“

Fräulein Stahlmann lachte mutwillig und sagte:

„Wenn eine Dame in einer Gegend betroffen wird, wo man sie nicht vermutet, dann giebt es nur zwei Wahrscheinlichkeiten: Entweder hat sie ein Rendezvous gehabt oder sie war bei einer Schneiderin.“

„So wollen wir das letztere annehmen!“ sagte Eresing scherzend.

„Nur annehmen? Es ist in der That der Fall. Natürlich! Das wäre so etwas für Euch Herren, die Elise Stahlmann auf heimlichen Wegen zu ertappen!“

„Das werden Sie doch nicht von mir . . . .“

„Ach was! Sie sind nicht besser als die andern! Wir armen Dinger sind einmal dazu da, daß man über unsere Kunstleistungen schimpft und über unser Privatleben Bosheiten spricht.“

„Aber, Fräulein . . . .“

„Na, na! Verteidigen Sie sich nur nicht! Ich machte es ja gerade so, wenn ich Sie wäre. Den besten Unterhaltungsstoff geben immer die Sünden des lieben Nächsten ab, das ist natürlich.“

„Natürlich?“ fragte Eresing aufrichtig erstaunt.

„Nun freilich!“ lautete die Antwort. „Sich begeistern, Lob spenden, das verlangt einen gewissen Aufwand, einen Anlauf. So eine kleine Bosheit spricht sich so bequem, so mühelos aus.“

„Sie sind Berlinerin, nicht wahr?“ sagte Eresing, sie nachdenklich betrachtend.

„Ich habe den Vorzug!“ entgegnete Fräulein Stahlmann mit einer humoristischen Verbeugung. „Aber Sie wollen damit doch nicht sagen, daß nur wir Berlinerinnen an solchen kleinen Teufeleien Spaß haben? Bewahre! In der Hauptsache sind sich die Menschen überall gleich; in München sind sie nicht besser als anderswo.“

„Aber Sie fühlen sich doch wohl in München?“ fragte Eresing.

„Wie werd' ich nicht!“ lautete die Antwort. „Könnte mir's gar nicht besser wünschen.“

„Eine Stellung in Berlin wäre Ihnen also nicht lieber?“

„Das nu' mal schon gar nicht! Ich liebe mein Berlin. Aber dort Komödie spielen — das ist nichts für Lischen Stahlmann. Das ist hier doch ein anderes Ding."

„Ist man in Berlin strenger als hier?"

„Erlauben Sie! Habe ich vielleicht ein strenges Urteil zu fürchten?"

„Aber, Fräulein, so habe ich das doch nicht gemeint."

„Hier verlangt man eine gute Komödie auf der Bühne und ist dafür warmherzig dankbar. Und damit ist's aus. In Berlin macht man sich, als Dame zumal, nur eine Stellung, wenn man auch außer der Bühne Komödie zu spielen versteht, und der Besten kann es begegnen, daß ihr ein junger Hauskiekindiewelt sehr gelehrt beweist, sie verstehe vom Komödienspielen gar nichts. „For's Wissenschaftliche" sind aber die Berliner sehr und, wenn was recht „gebildet" aussieht, dann glauben sie bombenfest daran. Denn so helle sie in den täglichen Dingen sind, mit allem, was Kunst ist, wissen sie nichts anzufangen. Da fallen sie auf jede geschickt vorgetragene Dummheit herein, wenn sie nur gedruckt ist."

Die Pferdebahn hielt an der Mündung der Briennerstraße. Fräulein Stahlmann und Ersing stiegen gleichzeitig aus.

Auf eine Frage des letzteren erwiderte die Schauspielerin:

„Ich will beim Briennerbäcker eine Tasse Chocolade trinken. Kommen Sie mit? Aber, ich kann

mir denken, Sie sind wohl kein Freund von süßen Sachen?"

Der Briennerbäcker ist eine altberühmte, namentlich vom feinen Damenpublikum viel besuchte Zuckerbäckerei. Eresing, der die schöne Schauspielerin sehr gern dorthin begleitet hätte, besann sich rechtzeitig, daß er in dem Geschäfte von Bekannten seiner Mutter und Schwester gesehen werden konnte, die selber zuweilen dort Einkehr hielten. Ohne die herausfordernde Koketterie, mit der Fräulein Stahlmann ihn bei ihrer Frage ansah, zu bemerken, bedauerte er, daß seine Bureaustunde gekommen sei und streckte ihr zum Abschied, den Hut tief ziehend, die Hand entgegen.

Sie hielt dieselbe fest, während sie sagte:

„Nun hoffe ich, daß Sie Ihre Schuld bald gut machen und sich in den nächsten Tagen bei mir sehen lassen. — Wissen Sie was? — Ich habe heute nichts im Theater zu thun. Wann gehen Sie aus dem Bureau?"

„Um sieben Uhr!" lautete die Antwort.

„Prächtig! Vortrefflich! Da kommen Sie auf ein Täßchen Thee zu mir. Jetzt ist's ja lange hell. Zur anständigen Zeit schicke ich Sie schon fort."

Eresing entschuldigte sich mit anderweitigen Verpflichtungen, denn Mutter und Schwester hielten ihn in strengster Hausordnung, und er hatte endlose Klagen und Vorwürfe über seine Rücksichtslosigkeit zu erwarten, versäumte er die Stunde des Abendessens.

„Schade!" bemerkte Fräulein Stahlmann, mit der Schirmspitze auf dem Trottoir spielend.

„Darf ich vielleicht Sonntag vorsprechen?“ fragte Eresing.

„Übermorgen? Da bin ich auch wieder frei. Aber dann zum Thee, nicht wahr? Und nicht zu spät, so gegen sechs Uhr. So haben wir dann Zeit vor uns zum Plaudern.“

Eresing verneigte sich. Sie schüttelte ihm herzhaft die Hand, und nickte ihm dann mit freundlichster Munterkeit zu, während sie sich der wenige Schritte entfernten Zuckerbäckerei zuwendete.

Eresing ging seines Weges weiter. Die Liebenswürdigkeit der Stahlmann überraschte ihn. Er hatte bisher mit ihr immer auf einem gewissermaßen ceremoniellen Fuße verkehrt. Sie hatte sich mit ihm lebhaft und geistreich unterhalten, auch wohl einmal einen kleinen Scherz gemacht, war ihm aber immer als die große Dame, die Künstlerin, die sich von einem Verehrer ihrer Leistungen huldigen läßt, erschienen. Ihre Einladung zum Thee klang auffallend kordial, freundschaftlich, fast herzlich. Hatte er sich wirklich mehr, als er bisher denken konnte, in die Gunst des schönen Mädchens gesetzt? — Das war wieder so ein Punkt seiner Lebensführung, an dem die Bekannten, sein vertrautester Freund Braunschmidt vor allen, allerlei zu witzeln und zu spötteln fanden. Die Art, wie die jungen Männer seiner Bekanntschaft mit den niedersten Elementen des weiblichen Geschlechtes verkehrten und dieses Verkehrs in derben Scherzen, wie einer völlig natürlichen und ordnungsgemäßen Sache Erwähnung

thaten, dünkte ihm unwürdig, erniedrigend. Braunſchmidt freilich, der ewige Opportuniſt, lebte zwar auch ſehr beſonnen und hielt ſich ſelber frei von cyniſchem Gebaren; er lachte aber über dieſe Art, wenn er ſie bei anderen traf, und huldigte dem Grundſatze, es gehe eben einmal nicht anders, als daß auch der Gebildete den beſtialiſchen Inſtinkten des Menſchen gelegentliche Zugeſtändniſſe mache. In anderer Richtung fand es Ereſing ſogar läppiſch und auch nicht frei von ſchwerer Verantwortung, immer als Courmacher ohne tieferes Gefühl, ohne ernſten Zweck junge Damen zu umſchwärmen, ihnen das Naſchwerk galanter Artigkeit zu reichen, ihrer Eitelkeit zu dienen und dabei auf leichtfertige Weiſe ſo einem argloſen Herzchen recht weh zu thun, das die Sache ernſter nahm, als ſie gemeint war. Gleichwohl liebte er weiblichen Umgang, war für Frauenſchönheit ſehr empfänglich und ſah das höchſte Glück des Mannes in der Lebensgemeinſchaft mit einem körperlich und ſeeliſch liebreizenden Weibe. Bei ſeinen engen Verhältniſſen war ein ſolches Glück ein in unabſehbarer Ferne ſchwebendes Traumgeſicht, denn er war nicht der Mann, ſeiner Sehnſucht die kalte Zuverſicht des mutigen Eroberers zu geſellen. Auch darum ſchalt ihn Braunſchmidt, der es liebte, den heiteren Courmacher zu ſpielen, und bei jungen Damen gern geſehen war, des öftern, indem er behauptete, gerade ſolche zielloſe Träumerei und ſchwachmütige Empfindſamkeit ſei unmännlich und verderbe den Charakter mehr als ein gelegentlicher Seitenſprung

der Natur, bei dem ein gesunder Mensch nicht allzuweit vom Hauptpfade abirrt. Der Freund wußte dabei sehr genau, daß er auch, wie andere, als ganz junger Student, den angeblich allgemeinen und unvermeidlichen Sitten eine kurze Weile näher gekommen war, sich aber bald mit Ekel davon abgewendet hatte; er wußte ferner, daß Ereſing den wunderbar schönen, entzückenden ersten Liebestraum durchlebt hatte in der reinen Neigung zu einem anmutigen Mädchen, daß der Vater dieſes Mädchens eines schönen Tages dem Glücke ein rauhes Ende bereitete, indem er sich allen Ernstes verbat, daß man dem Kinde unfruchtbare Schrullen in den Kopf setze und es ins Gerede käme, wodurch es nur an einer ernsthaften Partie gehindert würde. Zwei Jahre später heiratete das Mädchen einen Premierlieutenant mit dem höchst unpoetischen Namen Bimmerl und war seitdem schon Mutter mehrerer Kinder geworden. Freilich war auch in seinem Herzen das Bild verblaßt, er trug keinen Liebesschmerz mehr mit sich herum, aber die Erinnerung an jene köstlichen Empfindungen machten ihn zu tändelnden Spielereien untauglich, und cynische Lebensanschauungen schienen ihm erst recht widerlich. So galt er bei den jungen Damen, mit denen er in Berührung kam, als ein äußerst höflicher Mensch, ein seelenguter Kerl, dem man bei Landpartien das ganze Handgepäck aufhalsen konnte, der um ein liegengebliebenes Jäckchen eine halbe Stunde weit Trab lief, der aber doch nichts weniger als amüsant war.

Was nun die Stahlmann anging, so hatte er sich gut zu ihr gefunden. Sie war schön, elegant, heiter, in manchen kleinen Zügen freier, als es ein Mädchen hätte sein dürfen, und doch weckte sie in ihm niemals eine sinnliche Empfindung. Es war nur ein eigenartig reizender Duft, der sie umgab und der nichts Berauschendes, aber etwas angenehm Narkotisierendes für ihn hatte. Sie zu küssen, wäre ihm plump erschienen, ja eine fürchterliche Brutalität, als gelte es, in einem herrlichen Blumenbeete mit den Füßen herumzustampfen. Und doch gab er sich keinen idealistischen Illusionen hin, sondern hielt es gar für wahrscheinlich, daß dieses Wesen, das ihm ein schöner Schmetterling mit zartestem Flügelstaub war, anderen sich ganz anders offenbaren mochte. Diese andere Erscheinungsform wies er aber absichtlich aus seinem Denken, er wollte sie nur so, wie sie ihm erschien.

Was bedeutete nun ihre auffallende Art?

Darüber grübelte er auf dem Wege zum Bureau.

Wollte sie selber den in seiner Harmlosigkeit so reizenden Verkehr auf schlüpfrige Bahnen drängen, eben der Harmlosigkeit müde, ihn auf eine Weise beleben, die sie bei anderen gewohnt sein mochte? Das hieß für ihn nur ein Verlust; denn zum gleichgesinnten Genossen eines frivolen Weibes war er nicht zu haben. Liebte sie ihn aber mit Leidenschaft, dann war der Fall noch schwieriger. Heiraten konnte er, der arme Assessor, die verwöhnte Hofschauspielerin nicht, und dachte sie an einen freien Liebesbund, dann hieß es, ihr ent-

weder weh thun oder selber sich vor eine Krisis stellen, die er nicht leicht nahm, die seine Grundsätze in vollen Aufruhr brachte.

Braunschmidt hieß ihn ja immer den Grillenfänger! Vielleicht hatte er diesmal wenigstens recht. Die Stahlmann war liebenswürdig, hat es wohl freundschaftlich gemeint und würde am Ende belustigt über die Zumutung lachen, einem solchen Bettelbaron und Aktenwurm, der ja zur gelegentlichen Gesellschaft gut genug ist, zu gewähren, was ganz andern Leuten als seltene Kostbarkeit gilt!

„Und was doch der Bettelbaron verachtet!“ setzte er nach einer Sekunde hinzu und, fester auftretend, betrat er das Bezirksamtsgebäude.

Sechstes Kapitel.

Elise Stahlmann wohnte in der Hildegardstraße, einer ziemlich verkehrsarmen Parallele der Maximilianstraße. Sie bewohnte mit einer Dienerin die aus vier Zimmern und Küche bestehende Hälfte des dritten Stockwerkes. Ohne besonderen Luxus war sie mit bürgerlichem Behagen in der Art der Mehrzahl ihrer Kolleginnen eingerichtet. Da war der Salon mit den kleinen schwellend gepolsterten, grünen Plüschmöbeln, den sauber geordneten Albums und Prachteinbänden auf dem Sofatisch, dem bunten Teppich, dem von einer Shakespearebüste gekrönten Bücherschrank, dem Pianino, der Spiegelkonsole und dem Blumentisch mit einer die Blattpflanzen überragenden Palme, ein bischen nüchtern und konventionell; traulicher und persönlicher sah das anstoßende Wohnzimmer aus, mit dem Wandschmuck der buntschleifigen Lorbeerkränze und Theaterphotographien, dem mit rot- und schwarzgestreiften Rips bezogenen Ruhebette, das in der Mitte des Zimmers stand mit einem kleinen Tischchen und

einem Schaukelstuhl daneben, dem kleinen Sofa in der dämmerigen Ecke mit einem von Zeitungen und Büchern bedeckten Tisch davor und zierlichen Rohrstühlchen ringsum, dazu ein Etagereschränkchen mit kleinen Vasen, Bouquethaltern und Photographien vor einem großen Spiegel und endlich einem kleinen Schreibtisch, auf dem neben zierlichem Gerät wiederum Photographien teils in Rahmen, teils rahmenlos aufgestellt waren. Das eleganteste Gepräge hatte das kleine Schlafzimmer mit dem großen Bette aus Eichenholz, das von einer rosenfarbenen Gardine mit grünen Blumen überragt war, den beiden gleichfarbigen Fauteuils, deren einer auf einem schwarzen Bärenfelle vor demselben, der andere in einer Ecke stand, dem breiten eichenen Waschtische mit dem rosenfarbenen, goldgeränderten Glasgeschirr und dem dreithürigen Spiegelschrank.

Die Künstlerin saß in ihrem Wohnzimmer am geöffneten Fenster, den Kopf in die linke Hand gestützt, und las in einem auf dem Fensterbrett liegenden Buch. Gravitätisch hockte vor ihr der im Theater, sowie auch allen Maximilianstraßenbummlern wohlbekannte schwarze Pudel Styx, ein Prachtexemplar seiner Rasse, elegant geschoren, mit Schnurrbart, Fußmanschetten, glattem Hinterleib und mähnenartigem Gelock um Kopf und Brust bis zur Leibesmitte. Die rechte Hand wanderte zuweilen spielend nach dem Kopfe des Tieres, den dann die schmalen weißen Finger krauten, ohne daß die Leserin ihre Beschäfti-

gung unterbrach. Sie trug zu einem glatten dunklen Rocke eine mattgelbe mit gleichfarbigen Spitzen und himmelblauer Seide geputzte Haustaille mit rundem Ausschnitt, breiten, über die Brust fallenden Falten und weitbauschigen Ärmeln, die aber unten eng anschließend waren, so daß der den Kopf stützende Arm sich nur bis zum Beginn der stärkeren Schwellung entblößte. Elise Stahlmann zählte siebenundzwanzig Jahre, und der rosige Puder verbarg, so sehr er sie verjüngte, nicht völlig die Spuren dieses Alters, die weniger in gewissen Schattenlinien des scharfgeschnittenen Gesichtes, als im Körperbau sich geltend machten. In der Bühnenentfernung oder bei der Anwendung stärkerer Toilettekünste für die Straße erschien dieser viel schlanker und mädchenhafter, als in der bequemen Haustoilette und in unmittelbarster Nähe. Da zeigte sich zwar auch keine das Ebenmaß störende Fülle, wohl aber eine schwellende Reife, die namentlich im Oberarm und Nacken in die Erscheinung tretend, weniger bei Mädchen als bei Frauen ein Symptom dieser Lebensjahre zu sein pflegt. Man hielt Elise Stahlmann sehr häufig für eine Jüdin. Ihr Gesichtsschnitt berechtigte dazu die große Anzahl der Leute, welchen der jüdische Typus nur in gewissen allgemeinen Zügen vertraut ist. Dieses mehr nach dem Runden, als nach dem Mandelförmigen neigende, weniger sinnlich glühende als geistreich leuchtende Auge, dessen freier Blick oft herausfordernd, ein andermal herrisch erschien, hatte nichts Orientalisches an sich,

und ebensowenig war die elegante Krümmung der kleinen Adlernase jüdisch. Der wunderschöne, scharf modellierte Mund gab in den nach unten sich neigenden Winkeln und der leicht beweglichen, oft unwillkürlich vibrierenden oder blitzartig und ganz leicht nach oben zuckenden Oberlippe dem Frauenkenner verräterische Winke. Im Verein mit diesem Munde verliehen die zarte Linie der Kinnlade, der elegante Ausbau des spitzen, aber doch nicht allzu scharfen Kinns dem Kopf das Gepräge einer edlen Rasse. Die kecken, pechschwarzen Brauen und das ebenso dunkle Haar mochten die auf orientalische Abstammung weisende Vermutung noch bestärken, waren aber doch auch nur wie die Augen das Erbe des von der Mutter stammenden polnischen Blutes. Einen besonderen Reiz erhielt der pikante Kopf, der auf einem langen, edel geneigten Halse saß, durch die Frisur dieses schönen schwarzen Haares, das im Carmenstil auf dem Scheitel aufgebaut und dort mit einem großen Schildkrötenkamme befestigt war, während an die Schläfen und auf die Stirn sich kleine, sorgfältig gedrehte Ringelchen fest anschmiegten.

Das Geräusch der sich öffnenden Thüre ließ die Leserin aufblicken.

„Guten Tag, Elise!“ sagte ihr entgegenschreitend ein bildhübsches, sehr elegant gekleidetes junges Mädchen.

„Lina, Du? Ach, das ist nett!“ lautete der Gegengruß der rasch sich erhebenden Schauspielerin. Sie reichte dem Mädchen die Hand und küßte es flüchtig auf die Wange.

Styx, der bei dem erſten Geräuſch der Thür einen kurzen bellenden Laut von ſich gegeben hatte, zappelte, ſchnuppernd und neugierig den Kopf wiegend, zwiſchen den beiden Damen hin und her.

„So laß Dich mal angucken! Haſt ja eine ganz neue Toilette!“ fuhr Eliſe fort, das üppig ſtramme Mädchen, das ſich ſcherzend im Kreiſe wendete, von oben bis unten betrachtend. „Sehr hübſch, ſehr ſchick! Siehſt brillant aus. Aber ſchnüren thuſt Du Dich, Mädel, daß es nicht mehr ſchön iſt. Dieſe Taille zu ſo viel Büſte, das iſt ſchon der Gipfel der optiſchen Täuſchung. Nun ſetz' Dich mal da auf die Chaiſelongue oder in den Schaukelſtuhl und laß uns klatſchen.“

Lina Koch war eine in München eingeborene junge Schauſpielerin, die vor einem Jahre von der Schauſpielſchule weg für kleine Liebhaberinnenrollen in das Hoftheater engagiert worden war. Eliſe Stahlmann hatte an dem friſchen blühenden Geſchöpf, das außer ſeiner Schönheit nicht gerade ſonderlich viel für die Bühne mitbrachte, Gefallen gefunden, es an ſich herangezogen und war ihm Freundin und Lehrerin zugleich geworden.

Lina warf ſich, danach die Röcke zurechtſtreichend, in den Schaukelſtuhl.

„Was macht die Mutter?“ fragte Eliſe.

„Danke, 's geht ihr gut!“ lautete die kurze Antwort.

„Haſt Du keine neue Rolle bekommen?“

„Jawohl!“ entgegnete die Gefragte mit bitterem Spott, die Achſeln aufziehend. „Eine von Johannas

Schwestern in der „Jungfrau.“ Das ist meine neueste Repertoirebereicherung! Bin bei der Excellenz gewesen!“

„Ja und?“

„Artigkeiten, Versprechungen, daß ich ganz gewiß demnächst eine recht schöne Rolle bekommen würde und dann mit lächelnder Miene zur Thüre hinausgedrängelt. Meinetwegen! Ich ärgere mich nicht mehr!“

„Laß mal sehen! Ich bin wieder einmal gut angeschrieben. Vielleicht kann ich ein Wörtchen Deinetwegen dieser Tage fallen lassen.“

„Ach was! Ich habe eigentlich ganz was anders im Kopf, was mich zu Dir führt.“

„Und das wäre?“ fragte Elise neugierig.

Lina senkte den Kopf, schaukelte sich ein paarmal ziemlich heftig, hielt dann plötzlich inne, und mit den Fingern auf dem Tischchen, das vor ihr stand, trommelnd, sprach sie: „Du bist ja eine vernünftige Person — mit Dir kann man reden . . . .“

„Nanu! Was kommt denn da heraus?“ sagte Elise gedehnt und warf einen scharf forschenden Blick auf die jüngere Freundin.

Diese schlug die Augen nieder und sagte mit einem gezwungenen Lächeln:

„Nun ja, was wird man denn einer Freundin zu vertrauen haben?“

„Du bist verliebt!“ rief jetzt Elise mit spöttischer Heiterkeit aus.

„Das ist's nicht allein!“ versetzte Lina zaudernd.

„Mädel! Du wirst doch nicht eine Dummheit ge-

macht haben?" fragte jetzt Elise in einem Tone ernster Spannung.

„Was heißt Dummheit?" entgegnete Lina fast beleidigt. „Das weißt Du doch recht wohl, daß ein junges Mädchen das Leben genießen will und daß so etwas gerade nicht selten vorkommt!"

„Also doch! Wieder einmal eine!" sagte Elise mehr zu sich als zur Freundin, aber doch dieser hörbar, in einem bittern Tone.

„Du bist sonderbar!" versetzte Lina verlegen. „Wenn Du so bist .... Von Dir hätt' ich das doch nicht gedacht! Ich hatte eine Bitte an Dich."

„Die ich mit Freuden erfülle, wenn ich kann."

„Nun ja! Du weißt doch, daß ich in meiner Wohnung keine Liebhaber empfangen kann. Ich war also ein paar . . zwei . . mal .... bei ihm. Aber es ist doch zu gewagt . . . hier in dem Klatschnest .... wenn Mama .... du lieber Gott! Da dachte ich, ob Du . . ."

„Dem Pärchen einen Unterschlupf für Schäferstunden gewährtest?" ergänzte Elise. „Nicht wahr?"

„Ach ja, Elise! Gelt, Du thust mir den Freundschaftsdienst? Ich wußt' es ja, daß Du vernünftig bist! Ich sag' Dir, er ist so nett, ein so guter Kerl, mein Emil! Er wird Dir auch gefallen!"

Mit diesen Worten sprang Lina vom Schaukelstuhle auf und machte eine Bewegung, als wollte sie die Freundin umhalsen. Diese wehrte mit der Hand ab und sagte:

„'S thut mir leid, liebe Lina, aber den Gedanken ſchlage Dir nur gleich aus dem Sinn!"

Lina hielt in ihrer Bewegung inne und ſah mit verlegenem Staunen auf die Freundin, denn Eliſens Ton klang überraſchend ernſt.

Erſt nach einer kleinen Pauſe murmelte ſie, ihre vorgeſtreckte Fußſpitze betrachtend:

„Weißt Du, daß ich das eigentlich komiſch von Dir finde?" Dazu lachte ſie mit erzwungenem Spott.

„Ich weiß nicht, was komiſch darin ſein ſoll, wenn ich eine ſehr zweifelhafte Rolle, die Du mir zumuteſt, ablehne", lautete die ruhige Antwort. „Wärſt Du zu mir gekommen in reuevoller Verwirrung und hätteſt mir das Geſtändnis einer unbeſonnenen Leidenſchaft gemacht, Du hätteſt Dich nicht in mir getäuſcht, ſondern eine liebevolle Tröſterin gefunden, die Dir über Deine Lage hinweggeholfen hätte. So aber bin ich, aufrichtig geſtanden, erſtaunt, daß Du die Sache ſo leicht nimmſt und nur die einzige Sorge im Kopf haſt, Deiner Abenteuerluſt in ſicherer Heimlichkeit folgen zu können. Das hätte ich von Dir nicht erwartet. Wie kommſt Du eigentlich zu dieſem verwegenen Leichtſinn?"

Lina lehnte ſich weit in den Stuhl zurück, wiegte ſich leiſe und ſagte mit betontem Übermut:

„Ich ſoll wohl auch hier die undankbare Rolle ſpielen und es den ältern Damen überlaſſen, ſich womöglich mit mehreren Liebhabern zu verſorgen? Ich bin kein Kind mehr, bin nicht häßlich und, wenn man

mich schon im Theater wie ein unnützes Möbel behandelt, so sehe ich doch nicht ein, warum ich es außerhalb desselben schlechter als andere haben und immer an Mamas Rockfalte hängen soll. Dazu wird man doch nicht Künstlerin!"

„Ach so! Du meinst, die lockere Lebensführung gehöre zur jungen Schauspielerin so, wie die Narben im Gesicht zum Studenten?" versetzte Elise mit kühlem Spott.

„Das klingt ja gerade so, als ob Du mir Vorwürfe machen wolltest? Du als Sittenpredigerin, das wäre ein Schauspiel für Götter!"

Lina lachte hell auf zu diesen Worten.

Elise blieb sehr ernst und erwiderte:

„Ich denke nicht daran, obwohl das vielleicht gar nicht so komisch wäre, wie Du meinst. Du kannst nur vom Hörensagen, von den Redensarten der Kollegen und Kolleginnen wissen, wie es um meine Moral steht, denn ich selbst habe Dir meines Wissens nie Mitteilungen gewisser Art gemacht. Kann sein, daß mir einmal ein verwegenes Wörtchen über die Zunge geschlüpft ist. Die Kollegen wissen im Grunde auch nicht mehr, als daß ich zu einem kecken Scherze lache und wohl auch selber mal einen solchen wage. Aber die Leute haben recht. 'S ist nicht sehr sonderlich bestellt mit meiner Sittsamkeit. Doch eben deshalb könnte ich Dir manches sagen, woran Dein unreifer Leichtsinn nicht denkt. Nur das eine magst Du Dir merken. Du bist ein hübsches Mädchen. Wahrtest Du

Deinen Ruf, so wäre Dir eine gute Partie mit einem Kollegen oder einem andern, noch bessern Manne sicher. Ein bischen Theaternimbus hast Du ja auch für Dich. Du hast aber nicht das Zeug zur großen Künstlerin. Was man an Deinem Privatleben mäkeln kann, wird nicht ausgeglichen in der öffentlichen Meinung oder gar in das Licht des Genialen gesetzt durch den Glanz Deiner Künstlerschaft. Du wirst nie die gefeierte Koch, von der man sich Romane erzählt, deren Bekanntschaft man sich aber rühmt, sondern Du bleibst das fesche Theatermädel, von dem jeder Laffe im Kaffeehaus sagt, daß es, wie der schöne Ausdruck dieser Herren lautet, „zu haben" ist. Und das thut mir weh!"

„Du bist sehr realistisch in Deinen Anschauungen!" sagte Lina und sprang rasch vom Stuhle auf. Gereizt setzte sie hinzu:

„Da wird wohl das Theatermädel gut daran thun, sich von der großen Künstlerin zu verabschieden."

Elise erhob sich gleichfalls von ihrem Sitze und sagte:

„Du schmollst, weil ich ein bischen deutlich war. Kennst mich lange genug, um zu wissen, daß ich die Dinge gerne beim richtigen Namen nenne. Aber ich kann nichts ändern an dem, was ich gesagt habe. Na, wer ist denn übrigens der siegreiche Überwinder?"

„Graf Gerlinger bei den Chevaulegers!" lautete die mit höhnischer Selbstgefälligkeit gegebene Antwort.

„Buntes Tuch und ein Graf dazu! Ach, nun be-

greife ich. Na, mög' er Dir gut bekommen, Dein grün und roter Graf! Mir soll's recht sein!" sagte Elise und reichte Lina die Hand, die diese nur flüchtig berührte, mit den Worten sich zur Thür wendend:

„Du entschuldigst hoffentlich meine thörichte Zudringlichkeit. Es war recht ungeschickt von mir!"

Ehe Elise antworten konnte, war sie verschwunden. Styx, der sich mit den Damen erhoben hatte, sah seine Herrin verwundert an, und da diese nicht sofort Notiz von ihm nahm, stellte er sich gerade vor sie hin. Sie aber schritt, immer noch seiner nicht achtend, vorwärts und stolperte über ihn. Er war gewandt genug, sich so zu biegen, daß er ohne schmerzhaften Tritt davon kam, schlich aber schwer gekränkt nach seinem Platze unter dem Schreibtisch, da sie nichts anderes für ihn hatte als ein ärgerliches:

„So geh' doch, dummes Tier!"

Tiefe Bitterkeit kochte in Elisens Seele. Da war wieder einmal eine Illusion dahin, da hatte der cynische Geist wieder einmal recht, der in bösen Stunden zuweilen über sie kam und den sie dann immer, wie ein häßliches Gewürm, zu erdrücken bestrebt war. Was hatte sie zu diesem Mädchen hingezogen, den Verkehr damit ihr so lieb gemacht? Die Reinheit, die sorglose Unerfahrenheit, mit der das muntere Ding in die Welt schaute, übte einen bestrickenden Reiz auf sie, es lag eine wehmütig süße Musik in dem Gedanken an die Unberührtheit dieses schönen Geschöpfes, und ein liebliches Spiel der Phantasie war es zu denken, wie

glücklich einmal der Mann werde, der diese sonnig liebliche Menschenblume sein eigen nennen durfte. Wie balsamischer Duft, von lindem, wohlig warmen Windhauch zu ihr getragen, kam ihr aus diesem Mädchen die Empfindung des Guten, Schönen, Lieblichen, das diese Welt doch immer noch neben manchem andern biete. Oft hatte die Kleine sichtliche Verwunderung gezeigt über die stürmische Zärtlichkeit, mit welcher Elise diesen Gefühlen, die sie der Arglosen nicht in Worten erklären konnte, Luft machte. Nie hatte sie von dem Mädchen eine Spur lüsternen Abenteuerdranges, vergifteter Denkweise bemerkt, und selber sich ängstlich gehütet, ihr etwas von dem zu verraten, was die Männer als „kühn", „pikant" an ihrem Wesen rühmten. Man ist nicht immer Herr seiner selbst, und lockere Gewöhnungen kommen oft unbewußt zum Ausdruck. So mochte ja das eine oder das andere Mal Lina von ihr gehört haben, was nicht für ein naives Mädchen paßte; aber allzu Schlimmes konnte es nicht gewesen sein. Und dennoch war sie vielleicht mittelbar die Verführerin? Hörte das Mädchen nicht von anderen über Elise Stahlmann reden? Konnte da nicht bei der ersten Versuchung im jungen Gehirn der Gedanke aufschießen, es handle sich nicht um Schlimmeres, als was die Freundin sich erlaube, eben die Freundin, die der Bühnenanfängerin noch dazu von einem gewissen Nimbus umgeben erschien? Es giebt keinen mächtigeren Bundesgenossen der Verführung, gerade beim Theater, als der Gedanke: „Die andern machen es ja ebenso!"

Deutlich genug hatte Lina sich in gleichem Sinne ausgesprochen. Zu den „andern" gehörte sie selber, aber in erster Linie. Die abschreckende Dreistigkeit in Linas Auftreten war gar nicht erklärlich, wenn ihr nicht der Gedanke zu Grunde lag, die Freundin Elise sei nicht zu Vorwürfen berechtigt, vor ihr brauche man sich nicht zu schämen.

Der Gedanke that bitter weh, obwohl ihr sonst nichts alberner schien, als eine empfindelnde Sünderin. Wenn's zu sündigen ihr gefiel, that sie es dreist, klaren Willens, reuelos. In den fünf Jahren, seit sie in München wohnte, hatte sie, obwohl gleich den anderen Kolleginnen zurückgezogen lebend, sich einen nicht ganz kleinen Freundeskreis geschaffen. Das waren Männer verschiedenster Berufsarten, die sie nach und nach gelegentlich und zufällig kennen gelernt hatten. Es fand sich aber keiner darunter, der sich nicht durch ein gewisses Maß von Intelligenz, wenigstens im leichten Genre der humorvollen Lebenslust, ausgezeichnet hätte, zum Teil waren es sogar ganz bedeutende Köpfe, und Lebemänner wechselten mit sehr ernst denkenden Persönlichkeiten. Die seichte Sorte der Courmacher, die es der eigenen Eitelkeit zuträglich findet, eine Künstlerin als ihre Freundin bezeichnen zu können, wurde von ihr gewöhnlich so übel behandelt, daß sie immer nach kurzer Zeit aus ihrem Umkreise verschwand. Einen Einzigen, der wenigstens nach seiner äußeren Art zu dieser Sorte hätte gezählt werden können, duldete sie in ihrer Umgebung. Das war

Herr Kagerer, einer der reichsten Brauereibesitzer Münchens, der sich als Sportsman sowie als Freund der Maler und der Theaterleute gefiel. Er war ein gutmütiger Mensch, der sich glücklich schätzte, in ihrem kleinen Salon sitzen und ihr schöne Blumensträuße schicken zu dürfen, nachdem sie ihm kostbare Geschenke, die er ihr angeboten, strenge verboten hatte. Was die andern anging, die sich nicht alle untereinander kannten, so liebte sie ein heiteres Gespräch mit ihnen, das sich auch auf sehr glatte Bahnen verirren durfte, aber nicht minder gefiel ihr eine ernste Rede, aus der sie Belehrung für sich schöpfte. Sie las alles mögliche, darunter schwere, einer Dame sonst fern liegende Werke, wußte sogar in vielen politischen Dingen Bescheid und ließ sich hierbei mit dankbarer Fügsamkeit von ihren Freunden führen, die sie zuweilen mit ihren Fragen und Einwendungen arg in die Enge brachte. Da gab es oft mit einem und demselben Freunde gar bunte Unterhaltung, die mit den ernstesten Dingen begann und mit übermütigen Scherzen endigte oder auch mitten aus gewagtem Witzspiel sich in eine tiefsinnige philosophische Diskussion verwandelte. In solchem Zusammenhang geschah es dann auch einmal, daß, ehe man sich's versah, eine Stimmung entstand, die dem freundschaftlichen Verkehre eine ganz andere Färbung verlieh.

Als Gunst des Zufalls und der Freundschaft entspringende Vertraulichkeit einer angeregten Stunde, nicht anders durfte der Beglückte annehmen, was ihm

geworden war. Alle ihre Freunde hingen an ihr. Einzelne derselben, die von München verzogen waren, unterhielten einen regen schriftlichen Gedankenaustausch mit ihr, und, wenn sie ihr Weg vorübergehend wieder hinführte, versäumten sie nicht, nach der Hildegardstraße zu gehen, wo sie mit herzhafter Freude empfangen wurden und wohl auch einen Willkommkuß erhielten, wenn sie darum baten. Es gab keinen unter denen, die zu ihrem engeren Kreise gehörten, der in jener mißachtend lächelnden Lebemannsweise von ihr gesprochen hätte. Sie war „pervers", so sagte man, kein Umgang für Mädchen oder junge Frauen, aber doch ein Ding mit gutem Sinn, ohne Falsch und eigentlich ein Charakter. Sie enthüllte aber ihren Freunden nicht die ganze Seele, eben weil sie keine Empfindlerin scheinen wollte. Eine Sehnsucht lebte in einem Winkel ihres Innern, von deren Unerfüllbarkeit sie überzeugt war. Unerfüllbar war sie um der Vergangenheit willen, und dieser Vergangenheit entstammte die vernarbte, aber doch zuweilen noch schmerzende Herzenswunde. Das Eheglück war ihr kein leerer Wahn. Sie war keine Emancipierte in dem Sinne, daß sie Tugend für beschränktes Vorurteil und ihre Lebensweise für den Gipfel einer vernunftgemäßen Weltanschauung gehalten hätte.

Eine ehrbare Frau zu sein, das dünkte ihr ein schönes Los, das sie in Träumen sich entsprechend ausgestattet hatte. Bei ihren Münchener Kollegen sah sie in mehrfachen Beispielen das Bild einer glücklichen

Künſtlerehe, und herrlich ſchien es ihr, mit einem tüchtigen Kollegen verheiratet zu ſein, Mutterfreuden, Familienleben zu genießen und dabei noch mit dem Gatten ſich gegenſeitig künſtleriſch zu fördern. Wer aber wäre der Thor geweſen, Eliſe Stahlmann zu heiraten? Ja, wenn ſie vielleicht beſſer heucheln könnte! Aber die Vergangenheit ſaß ihr im Blut, ſie hatte den ängſtlichen Sinn nicht mehr, der vor allem Unkeuſchen inſtinktiv errötend zurückbebt, im Gegenteil, jede kleine Anſpielung reizte lauernde Gelüſte. Bei einer ſolchen Perſon iſt es Aberwitz, ſie als treue Gattin, als ſorgſame Mutter zu denken! O dieſe Vergangenheit! Da war zu Hauſe die Frage, ſoll man Eliſchen, das ein treffliches Lehrerinnenexamen gemacht hatte, nun Lehrerin oder Gouvernante werden laſſen, oder iſt es für ihre Zukunft nicht nach allen Richtungen ausſichtsvoller, wenn, wie Freunde rieten, das hübſche, kluge Mädchen zur Bühne ginge? Man ließ ſich nochmals ein Opfer koſten für die Ausbildung zur Schauſpielerin und dann noch eins für die Beſchaffung der Garderobe. Was thun gute Eltern nicht für die Zukunft ihres Kindes! Dann ging es ins erſte Engagement nach einer anſehnlichen Provinzſtadt. Da fühlte Eliſe ſich zunächſt gar wichtig, denn ſie ſtand zum erſtenmal auf eigenen Füßen, hatte ihre eigene Wohnung und rauſchte in einer ganz modernen Toilette mit großem Federhut als Künſtlerin durch die Straßen der fremden Stadt. Aber nach einigen Tagen veränderte ſich das Bild. Schon im

Theater war es ein bischen sonderbar. Die Art, wie man vom Direktor angesehen wurde, die Reden, die zwischen Herren und Damen fielen, die Zwanglosigkeit der Damen unter sich in den Garderoben und die Bemerkungen, die sie der jungen Kunstnovize zuwarfen, das alles trieb das Blut in die Wangen, erregte die Nerven, berauschte und beängstigte. Es war so ganz anders, als man sich's vorgestellt hatte. Jetzt hatten auch die Blicke der Menschen auf der Straße, die man kurz zuvor mit selbstgefälliger Eitelkeit bemerkt hatte, ein anderes Gepräge. Die Herren in dieser Stadt waren doch eigentlich ein bischen frech, und die Damen hatten etwas abscheulich Hochmütiges in ihrer prüfenden Neugier, mit der sie einen ansahen. Daheim in der Stube war es aber recht langweilig, namentlich des Abends nach dem Theater, wenn man sein Gläschen Bier trank und einen Hering und ein paar Schnittchen Wurst dazu aß und um so inniger an die Lieben in Berlin dachte, als es mit dem Gelde gar nicht klappen wollte. Das bischen Gage schwand unter den Fingern, man brauchte gar so viel, und von Hause konnte man nichts mehr erbitten; die hatten schon genug gethan. Da war der kleinen Schauspielerin manchmal recht weh, recht weinerlich zu Mut. Sie gefiel aber dem Publikum, das belebte die Lebensgeister wieder gewaltig und brachte mäßigen Trost in schönen Zukunftsträumen. Nach einiger Zeit hatte sich ihr auch eine Kollegin, die schon mehrere Jahre bei der Bühne war, freundschaftlich genähert, und sie

war froh, einen Anschluß gefunden zu haben, doch nicht immer in den freien Stunden allein in ihrer möblierten Stube sitzen zu müssen. Freilich stellte sich bald heraus, daß die Freundin ein recht verdorbenes Ding war und von Sachen redete, die man eigentlich nicht hätte anhören sollen. Aber deshalb giebt man doch nicht den einzigen Umgang auf, man ist ja kein Kind mehr und läßt sich darum noch nicht zu was Unrechtem verleiten. Schließlich ergab sich, daß die Freundin in vielen Dingen, die einem anfangs ganz abscheulich erschienen, gar so unrecht nicht hatte. Was soll es denn heißen, kümmerlich und in Langweile dahinzuleben, während man nicht einmal für solche Enthaltsamkeit den Lohn der Anerkennung hat, sondern jedermann überzeugt ist, daß eine junge Schauspielerin es mit der Tugend nicht streng nimmt? Die großen Künstlerinnen haben ihr Leben in vollen Zügen genossen. Eine Schauspielerin ist eben nicht mit dem Maßstab von solchen Spießbürgerstöchtern zu messen. Da kommt der Tag, wo man der Freundin sich als gelehrige Schülerin erweist und wo man aufhört, ein „dummes Mädel" zu sein. Die leisen Zuckungen des Gewissens sind nach ein paar schlaflosen Nächten erstorben. Man verkauft sich nicht, wie es diese und jene Kollegin thut, aber man amüsiert sich, nimmt eine Einladung zu Souper, auch ein hübsches Geschmeide an. Die Brücken sind abgebrochen. Man lernt die Männer kennen und die Macht, die man auf sie übt, wenn man klug ist. Man nimmt jetzt nicht

nur Soupers und Geschmeide an, man läßt sich auch Schulden bezahlen. Den einflußreichen Recensenten, der sich in eine vergafft hat, abzuweisen, wäre ein Wahnsinn, der sich bitter an der Carriere rächen würde. Der Direktor ist ein unleidlicher Geselle, aber den Kontrakt für die nächste Saison erneuert zu haben, nicht wieder anderswohin ziehen oder gar ohne Engagement bleiben zu müssen, hat seinen unbestrittenen Wert. Dem Publikum hat man gefallen, aber was verhindert, daß man doch gekündigt wird, wo eine Nebenbuhlerin mit geringerer Gage engagiert ist? Nur jener Herr Kommerzienrat, der stets hinter den Coulissen voll Artigkeit und süßem Lächeln sich herumtreibt, kann als einflußreiches Comiteemitglied die Gefahr verhindern. So hatte Elise Stahlmann vier Saisons an Provinzbühnen verbracht und war eine gute Schauspielerin geworden. Eine gute Provinzschauspielerin, war eigentlich das der Zweck? Noch glühte der Ehrgeiz in ihrer Brust, noch fühlte sie sich wie von Fittichen gehoben, beglückt in einem wonnig wärmenden Selbstgefühl, wenn sie Bühnenlampen flackern, die Menschenmenge im Saale sah und den Ton der eigenen Stimme hörte. Aber sie war Provinzschauspielerin, man nannte sie nicht in den großen Zeitungen, sie war da unbekannt, wo die echten Bühnenkränze, nicht die Benefizlorbeeren und die Blumensträuße der Freunde geflochten werden, und noch immer fehlte jede Spur, daß von einer jener Stätten aus die forschenden Blicke sich auf sie gerichtet hätten. Sollte das so

bleiben, sollte es ihr Los sein, so Deutschland von einer Provinz zur andern zu durchqueren, heimatlos, dem schwankenden Schicksal preisgegeben? Da muß der Ehrgeiz sterben, da tritt das schnöde Handwerk an die Stelle aufwärts strebender Kunst, und tiefer, immer tiefer geht es in den Sumpf. Schaudernd erkannte sie, wie tief sie darin schon versunken war. Mit ihrer Zuchtlosigkeit prunkend, ihren reichen Geist vergeudend in frechen Witzen, ihre jugendliche Schönheit Wüstlingen und Laffen preisgebend, war sie in stillen Nächten, da der gute Engel, der sie noch nicht verlassen hatte, zu ihr redete, sich selbst zum Ekel. Aber es war zu spät. Die letzten Zuckungen eines besseren Selbst waren zu nichts anderem gut, als nun erst recht im fesselnden Wirbel tollen Lebens sich zu betäuben und einen Gipfel darin zu suchen, daß sich die Damen der Stadt bei den Kaffeekränzchen Geschichten zuzischelten, was für eine schändliche Person diese Stahlmann sei.

Da kam ihr ganz unerwartet der Antrag an die Münchener Hofbühne. Erst stachelte dies nur ihr Selbstbewußtsein und bestärkte sie in ihrer übermütigen Schrankenlosigkeit. Wie hatte sie nur in schlechtgestimmten Stunden so thöricht sein können, sich für eine Verlorene zu halten? Sie war ein Genie, sie durfte sich in dionysischen Reigen tummeln, ihresgleichen sank nicht erschöpft zu Boden, um von den rasenden Mänaden zerfleischt zu werden! Als sie aber, erst zum Gastspiel, nach München kam, da sah ihr kundiger Blick wohl das Menschliche der Dinge,

aber sie spürte auch den Hauch einer anderen Luft, als die war, in der sie bisher gelebt hatte. Das war nicht das Handwerk, das Spießbürgern die tägliche Vergnügungssuppe kochte, das war die Kunst, die wirkliche, die wahre, die streng, mühsam das Werk bereitet, das eine Schöpfung des Menschengeistes ist. Alles, was noch gut war in ihr, es knospte, wie in Frühlingsschauern, in ihrer Seele neu auf, das vergiftete Blut schien wie in einem Wunderbad gereinigt, mit Verachtung gedachte sie der Gesellen, die in ihr die Künstlerin mit Füßen getreten, das Weib mißbraucht hatten, und Flügel wuchsen ihr, die sie aus dem Sumpf in die höheren stolzen Zukunftsträume führten. Es war ein schaudervoller Augenblick, als sie heraustrat vor die Rampen und im goldglänzenden Haus Hunderte von lautlos stummen Richtern sah, die, sie ahnten es nicht, über ein Menschenleben entschieden. Der hohe Einsatz aber gab ihr tollkühnen Mut. Rasch schwand die herzbeklemmende Angst. Auch hier flackerten die Bühnenlichter, auch hier witterte man den Bühnenstaub, auch hier war ihr Reich. Dann freilich, als der Beifall kam und immer wärmer wurde, bis er zuletzt in einer stürmischen Anerkennung gipfelte, da wurde ihr ganz sonderbar zu Mut. Anstatt lächelnd sich zu verbeugen, wäre sie lieber weinend niedergekniet und hätte diesen Menschen, die ihr Götter dünkten, zugerufen: „Ich danke Euch! Ihr habt mich gerettet!“

Dreimal siegte sie im verhängnisschweren Wett-

lauf und sie war bühnenkundig genug, zu erkennen, wie groß der Sieg war in der Gemeinschaft von Genossen, deren Kunst sie bewunderte, vor einem Publikum, aus dessen feierlichem Ernst sie fühlte, wie stolz und vornehm es seines Amtes waltete.

Als sie dann nach München übergesiedelt war und den Verhältnissen etwas näher trat, kam keine Enttäuschung, sondern sie überzeugte sich nur noch immer mehr von der Gunst des Schicksals, die ihr widerfahren war. Selbst die mancherlei Menschlichkeiten, die ihr nun häufiger und deutlicher sichtbar wurden, konnten sie darin nicht beirren. Diese Schlacken waren ihr notwendige Ergebnisse des Künstlerlebens, und selbst diese hatten ein anderes, ein weniger abstoßendes Gepräge, als ihre bisherige Erfahrung. Was sie vor allem hob, ihr die verlorene Selbstachtung wiedergab, das war der Umstand, daß sie innerhalb wie außerhalb des Theaters sich stets als Künstlerin mit der tiefsten Hochachtung behandelt sah, daß es niemandem beifiel, sich ihr so zu nähern, wie sie es gewohnt gewesen war, mit der bald unzweideutigen, bald schlechtverhehlten Miene, daß man in einer Schauspielerin eine Persönlichkeit vor sich habe, mit der man nur bei den ersten Förmlichkeiten, wie mit einer Dame spricht, um bei näherer Bekanntschaft einen zwangloseren Ton anzuschlagen. Die Neugierde, die ihr auf der Straße mit den Blicken folgte, hatte ein ganz anderes Gepräge, als die dreiste Vertraulichkeit der Provinzjünglinge. Sie studierte ernsthaft und gab

sich mit Erfolg Mühe, künstlerisch zu wachsen, die Verlotterung ihres Talents im Provinzgetriebe zu beseitigen. Sie fühlte recht wohl, daß die Männer, die ihr persönlich näher traten, keine schwärmerischen Idealisten waren, sondern neben der Künstlerin auch das schöne Weib umwarben. Was verloren war, blieb verloren, die Vergangenheit ließ sich nicht ungeschehen machen, selbst nicht durch eine Entsagung, die ihrem Sinne fern lag. Thorheit, so schloß sie, wäre es gewesen, ohne Unwiederbringliches gewinnen zu können, auf das zu verzichten, was dem Leben Reiz gab. Aber sie war aus dem Sumpf zur rechten Zeit gerettet worden.

Die neuen Männer, die sie jetzt umgaben, sie würden im vorhinein enttäuscht oder, erst noch die Frucht pflückend, die sich ihnen bot, und dann die Achseln zuckend, von ihr gewichen sein, hätte sie sich so gezeigt, wie sie noch bis vor kurzem war. Ihren Platz hätte dieselbe Sorte Menschen eingenommen, die sie kannte in ihrer Art, ein Weib zu vergiften durch und durch, ihr aus Herz und Sinn alles auszutilgen, was nach Edlerem zielt und ihr nichts zu lassen, als die wahnwitzige Eitelkeit, tierische Begierden zu entflammen, den Wahn zu herrschen durch das Geschlecht, der am Ende nur das ekle Gefühl hinterließ, nichts zu sein als Männerspielzeug. Das lehrte sie aber eine neue Erfahrung, daß es ein anderes Ding ist, wenn im ungerufenen Drang der Stunde, im geheimnisvollen Weben der Natur zwei Wesen, die

sich freundschaftlich schätzen, plötzlich des Geschlechtes sich bewußt werden und dem Ruf gehorchen, weil, ihm zu widerstehen, ihnen kein Grund gegeben scheint. Sie sah, daß ihre jetzigen Freunde solch feine Geister von gutem Geschmack waren, die eine derartige Gunst des Augenblicks ohne mißachtenden Nebengedanken und, ohne zu mißbrauchen, was der Augenblick geboren, zu genießen wußten. Je mehr sie in der neuen Atmosphäre sich geistig hob, mit desto feinerer epikuräischer Würze stattete sie dieses geräuschlos stille, nicht ängstlich heuchlerisch verborgene, aber doch der Öffentlichkeit nur in vagen Mutmaßungen bekannte Nachbild der griechischen Hetäre aus. Allein sie überschätzte ihre Lebensphilosophie keineswegs. Sie sah darin nur das erträgliche Flickwerk des in der Vergangenheit Zerstörten, das doch nicht für die Zukunft nützte, kein echtes Lebensziel enthielt. Es kam einmal die Zeit, wo Elise Stahlmann alt wurde und die Freunde, den früheren Duft vermissend, langsam von ihr gingen, wo man ihr die Rollen abnahm, sie in das alte Fach übertrat, der eigentliche Nimbus schwand, und endlich sank die pensionierte Hofschauspielerin in die Grube.

Auf das Ruhebett ausgestreckt, die Arme über den Scheitel geschlungen, hatte Elise diese Bilder der Vergangenheit, wie zuweilen in stillen Stunden, an sich vorüberziehen lassen und ergrimmte dabei über das thörichte Mädchen, über Lina, die mit dem Aberwitz unerfahrener Eitelkeit, lüsterner Abenteuersucht wegwarf, was sie mit entsagendem Heimweh in ver-

lorenen Fernen als glänzenden Stern schweben sah. Solch liebenswürdige Jugend, solch maienhaft duftende Taufrische, hingeworfen der platteſten Begierde! Das ist die Erbsünde, und nur die Töchter Evas, nicht die Söhne, trifft ihr Fluch. Die Männer sind nicht die verdammenswerten. Sie wären nicht Männer, hätten nicht die Welt mit starken Armen vorwärts gewälzt, wenn sie nicht selbstsüchtig wären und ergriffen wegwürfen, was ihr Begehren reizt und wessen sie satt sind. Die Weiber, die ewig thörichten, sind's, die da glauben, Wunder was für ein Zauber es sei, mit diesem Stückchen weißen Fleisches Männer zu berauschen, weil sie nicht wissen wollen, daß der Rausch verfliegt, aber der Schmutzfleck auf dem schönen Körperchen nicht mehr wegzuwaschen ist. Gut, weise ist's, daß unsere Sitten Ketten und Eisengitter um die meisten dieser eitlen Närrinnen schmieden, ein Hexensabbath herrschte sonst auf Erden! Die, die man freiläßt, deren Käfig man öffnet, deren Ketten man lockert, die können nicht schnell genug den Herren der Schöpfung in die Arme rennen, um sich das Brandmal aufdrücken zu lassen, daß sie Evas Töchter sind!

Während Elise so vor sich hinbrütete in ihrem Zorn, der zeitweilig die gestreckten Glieder kurz aufbäumen oder ungebärdig zucken ließ, trat das Dienstmädchen mit der Meldung ein, Baron Ereſing wünsche vorgelassen zu werden.

„Ach so! Schon gut! Ich lasse bitten!“ sagte Elise, wie aus dem Schlaf erwachend, und sprang auf.

In den Spiegel sehend, tastete sie an Brust und Haar und wendete sich dabei wieder an das Dienstmädchen mit den Worten:

„Richten Sie gleich auf dem Tischchen hier den Thee und dann halten Sie etwas kaltes Fleisch und von dem Weißwein, der vor kurzem gekommen ist — Sie wissen ja — bereit!"

„Das ist reizend, daß Sie Wort gehalten haben, Herr Baron!" rief sie, auf den Eintretenden lebhaften Schrittes zueilend, und schüttelte ihm kräftig die Hand.

Eresing, im schwarzen Gesellschaftsrock, mit hellen Handschuhen, verbeugte sich sehr tief und fragte, ob er nicht am Ende gestört habe.

„Meine Freunde stören mich niemals", lautete die Antwort, „und überdies ist die Stunde verabredet. Sonst wären Sie ja doch noch lange nicht gekommen."

„Aber", fuhr sie fort und ließ dabei den Blick über seine Gestalt gleiten, „Sie kommen mir so äußerst ceremoniell, so unheimlich feierlich vor? Es war doch ausdrücklich nur ein ganz harmloses Tete-a-tete gemeint, ein zwangloser Plausch bei heißem Wasser und Zwieback! Ziehen Sie vor allem diese demonstrativen Handschuhe aus, bitte schön, und setzen Sie sich hier auf die Chaiselongue; der Schaukelstuhl ist nicht jedermanns Geschmack."

Eresing that nach ihrem Geheiß und sagte, die Handschuhe abstreifend:

„Ich fürchtete schon zu stören. Das Mädchen sagte mir, Sie schliefen wahrscheinlich."

„Nur ein bischen vor mich hin geträumt habe ich", erwiderte Elise, den Schaukelstuhl zurechtrückend, daß sie näher an Eresing zu sitzen kam, das Tischchen zur Seite, ihre ganze Gestalt ihm zuwendend. „Nun aber, lieber Baron, beichten Sie einmal. Was habe ich gethan, daß Sie mich so lange gemieden haben?"

„Aber, Fräulein, Sie werden mich kaum vermißt haben!"

„Was soll ich darauf sagen? Wenn man jemand freundlich aufgenommen, ihm gezeigt hat, daß man gern mit ihm verkehrt, und der läßt sich weiß Gott wie lang nicht mehr sehen, so muß man doch schließen, das Wohlgefallen sei kein gegenseitiges . . . . . Ah! . . . Entschuldigen Sie sich nicht! Zum mindesten zeigt ein solches Verhalten eine völlige Gleichgültigkeit. Gott, München ist ja groß! Sie werden viele Bekannte haben, und solche Damenbesuche sind nicht nach Ihrem Geschmack. Ich weiß es von unsern Herren im Theater: um die Zeit geht man zum Bier, in die Scholastika oder wie die Lokale alle heißen. Da habe ich Sie nun einmal heute gestraft. Wären Sie ein braver Freund, so würde ich Ihnen vielleicht eine Maß Hofbräu holen lassen. Oh! Das ist schon vorgekommen! Ich thue viel für meine Freunde, wenn sie's verdienen. Sie müssen beim Thee aushalten. Hätten Sie doch wenigstens den Schein gewahrt und wären in der Zeit ein oder zweimal auf ein steifes Viertelstündchen gekommen. Ich hätte schon gemerkt, daß Sie keine besondere Leidenschaft für mich haben. Es war aber

doch nicht nötig, mir so klipp und klar Ihre Gefühle völliger „Wurschtigkeit“ zu verdeutlichen.“

„Nein, Fräulein, das ist nun doch zu viel, da thun Sie mir aber großes Unrecht!“ sagte Eresing eifrig. „Übrigens trinke ich zu Hause jeden Tag Thee, ist also keine Strafe für mich!“ setzte er mit Humor hinzu.

Das Mädchen trat mit einem zierlichen, für zwei Personen berechneten chinesischen Service auf einer lackierten Holzplatte ein. Elise gab kurze Anordnungen und als das Mädchen die Stube verlassen hatte, der Thee eingeschenkt war und sie wieder mit der Tasse in der Hand im Schaukelstuhl saß, setzte sie das Gespräch mit den Worten fort:

„Die Strafe, meinen Sie, war also verfehlt? Aber etwas Schuldbekenntnis liegt doch in Ihren Worten.“

„Nicht doch!“ erwiderte Eresing jetzt mit voller Treuherzigkeit. „Ich wollte mich nur nicht lästig machen mit häufigen Besuchen.“

Der Ton seiner Stimme, der Ausdruck seiner blauen Augen veranlaßte Elise, ihn mit einem kurzen, stutzenden Seitenblick zu streifen. Dann setzte sie die Tasse beiseite und sagte:

„Welch thörichte Idee, wenn das mehr sein soll als Phrase! Zu solchen Gedanken habe doch ich keinen Anlaß gegeben? — Nun gut! ich habe Sie wieder eingefangen, und jetzt wollen wir's ernsthafter nehmen mit unserer Freundschaft, d. h., jetzt denken Sie wenigstens alle vierzehn Tage einmal daran, daß es hier eine Hildegardstraße giebt. He?“

Dabei reichte sie ihm die langfingerige, bläulich schimmernde Hand über das Tischchen und sah ihn mit einem warmen Blick der klugen Augen an.

Er küßte stumm die Hand, während sie einen sanften Druck auf seine Finger übte. Dabei sah sie gegen das geöffnete Fenster, ließ ihm die Hand ziemlich lang, entzog sie ihm dann mit einem jähen Ruck, stand auf und ging an das Fenster, das sie schloß. Im gegenüberliegenden Hause hatte sie zwei junge Damen bemerkt, die sich sogar mit Operngläsern bewaffnet hatten, um ihre Neugier genugsam befriedigen zu können.

In der kurzen Frist, während welcher Elise zum Fenster hin und zurückging, drängte sich Eresing, der ihr aufmerksam mit dem Blicke folgte, ein Vergleich auf. So wohl war ihm zu Mut, so erfrischend, nervenbelebend in der Atmosphäre dieses schönen Geschöpfes, das in dem graziösen Geschmacke seiner Kleidung, in dem anmutigen Gang, der vornehmen Haltung des Oberkörpers, der tadellosen Schönheit der feinen Bewegungen, als sie das Fenster schloß und jetzt zurückkehrend den Arm hochhob, den Kamm fester in das Haar zu drücken, dann, ehe sie sich in den Schaukelstuhl setzte, das Kleid rückwärts ein wenig aufzog, ganz umflutet war von dem unendlich zarten, einem gröberen Sinne kaum auffälligen, seinen Augen aber so unendlich wohlthuenden Wesen der eleganten Dame, deren Schönheit durch die unbewußte Anmut der kleinsten Bewegungen und Gebärden immer neue Reize erhielt. In solchem Dunstkreise wird der Geist frei, zieht lachender Sonnenschein

in das Gemüt, erhält die Phantasie Schwungkraft, wird der Mensch ein heiter selbstbewußter Gott, der durch das Leben geht, wie durch einen mit blühenden Blumen, schattenspendenden Bäumen und rauschenden Wassern geschmückten Lustgarten! Sein Tagewerk ging vor sich in einem kahlen Bureau vor langweiligen Akten. Zu Hause fand er die Mutter vor und die altjüngferlich werdende Schwester, die gegenseitig wegen Kleinigkeiten miteinander stritten und von des allzu harten, mürrisch despotischen Vaters Zeiten her gewohnt waren, in ihm ein gefügiges Geschöpf zu sehen, das, wenn es einmal einen eigenen Willen äußerte, oder gar, des ewigen Gezänkes müde, eine unwirsche Bemerkung wagte, sich als rücksichtslos, hartherzig, als einen Menschen, der arme Frauen, die ihre Stütze in ihm suchten, mißhandle, angeklagt sehen mußte. Außer Gezänk und Anklage gab es da nur noch den trivialsten Stadtklatsch und bissige Rede über den lieben Nächsten. So wenig sie ihm boten, so sehr waren diese Damen bemüht, ihn möglichst an diese fragwürdige Häuslichkeit festzuketten mit der Redensart, daß sie ja ohne ihn, da die bescheidenen Verhältnisse häufigeren Theaterbesuch und andere Zerstreuungen nicht gestatteten, völlig vereinsamt wären. Braunschmidt, der die Verhältnisse kannte, hatte dem Freunde wenigstens so viel Energie eingeflößt, daß sich dieser nicht, wie sie es am liebsten gehabt hätten, vollständig von einem freundschaftlichen Verkehr abschloß. Das „ewige Kneipen" war aber die Ursache zahlreicher

Vorwürfe und peinigender Sticheleien. Auch heute war er nicht ohne Zank aus dem Hause gekommen. Daß er zu einer Schauspielerin zum Thee gehe, hütete er sich, zu verraten, denn ein solches Unterfangen wäre ihnen als der Gipfel einer ungeahnten Verworfenheit des Sohnes und Bruders erschienen. Er hatte schon genug zu kämpfen mit dem erst staunenden, dann klagenden Widerstand gegen seine durchaus revolutionäre Absicht, dem abendlichen Familienthee fern zu bleiben, und seiner Berechnung gemäß, nach seinem Besuche bei der Stahlmann unmittelbar ins Café Maximilian zu gehen.

Lieb Schwesterchen ließ es ohnedem nicht an Sticheleien fehlen, es sei wohl eine recht interessante Verabredung, die der Bruder habe, was die Mutter wiederum veranlaßte, zu sagen: „Na, von solchen Geschichten kann doch nicht die Rede sein. Das ginge auch noch ab!“

Gepeinigt von dem Gefühle der Lächerlichkeit eines reiferen Mannes, der sich von Weibern wie ein Schulknabe behandeln läßt und, diese klägliche Lage zu ändern, kein Mittel weiß, kam er zu Elise. Nun mischte sich in das Gefühl des Wohlbehagens, das deren Anblick ihm bereitete, der bittere Gedanke, dieser liebenswürdige Zauber bedeute für ihn doch nicht mehr, als einen nur kurz bemessenen Ausflug in eine freundliche Landschaft, auf den die Rückkehr in eine öde Alltäglichkeit folgen mußte. War's nützlich, wie es die Anmutsvolle von ihm begehrte, öfter mit diesem Reiz auch

die widrige Empfindung des schreienden Gegensatzes durchzukosten? Er war ja doch ein Mann. Am Ende trieb ihn gerade dieser Gegensatz zu einer Sehnsucht und von da zu Gefühlen, die Wahnwitz waren? Man soll die Gefahr nicht versuchen, und ihm wollte es scheinen, als ob sein heutiges Empfinden nach dem vorhergegangenen Ärger unruhiger wäre, als bei früheren Besuchen und dabei nicht mehr so allgemeines Wohlgefallen, sondern eine bestimmtere Gestalt mit eigentümlich verschärfter Beobachtung an sich trage. Jetzt, da sie wieder im Schaukelstuhl saß, lenkte sie mit magnetischer Gewalt seinen Blick auf die kleinen Füße, auf die gelben, roten und blauen Tupfen, mit denen die durch den Schuhausschnitt sichtbaren schwarzen Strümpfe besäet waren. Auf diesen schwarzen Strümpfen schimmerte eine hellere Farbe. War vom Gebrauche etwa die Farbe abgenutzt, oder war der Strumpf so dünn, daß die Haut des Fußes hindurchschimmerte? Der Blick irrte dann blitzartig, um wieder zurückzukehren, von dem Fuße ab und flog rasch über das dunkle Kleid hinweg.

„Ei, Baron, Sie sind nachdenklich geworden! Ist der Thee nicht gut, oder was liegt Ihnen sonst auf dem Herzen?“

So scherzte Elise, als eine etwas lange Pause des Gespräches entstanden war.

„Der Thee ist ausgezeichnet“, erwiderte Eresing.

„Na, so bin ich's zufrieden und will nicht indiskret weiter fragen“, fuhr Elise fort. „Aber es will mir

überhaupt ſcheinen, als ob Sie eine ſehr ernſthafte Natur wären, Herr Baron? Ich glaube, Ihnen fehlt eine nette kleine Frau!"

Ereſing lächelte und erwiderte:

„Mir will es ſcheinen, als ob die Sache dann erſt recht ernſthaft würde."

„Ei, das klingt ja wie eheſcheu!"

„Das bin ich gerade nicht. Aber das Heiraten liegt einem königlich bayeriſchen Bezirksamtsaſſeſſor aus guten Gründen etwas fern."

„Warum das? Man kann ja auch ein ſehr reiches Mädchen heiraten?"

Ja, ja, man kann —"

„Nun alſo?"

„Alſo ſoll ich heiraten, meinen Sie?"

„Nun ja, freilich! Sie ſind in den beſten Jahren und ſollen ſchon gelegentlich Ihr Glück machen, wie das ſo . . ."

„Stil iſt! nicht wahr?" unterbrach Ereſing die Sprecherin ironiſch.

„Sie werden bitter. Ich glaube gar, Sie ſind ein grundſätzlicher Peſſimiſt?"

„Hielten Sie das für einen großen Fehler? Nun, natürlich, Sie; wie kommen Sie dazu, an eine peſſimiſtiſche Weisheit zu glauben?"

„Ach ſo! Ich, die Schauſpielerin, bin wohl eine leichtſinnige Libelle, die da in der Welt herumfliegt, ohne weiter über die Dinge nachzudenken?"

„So habe ich es nicht gemeint, denn dazu ſind Sie

zu geſcheidt. Aber Sie ſind glücklich in einem ſchönen Wirken auf einer freien Höhe . . . ."

„Auf die mich doch nicht ſchon der Storch geſetzt hat, verehrter Freund, und die auch nicht ſo in der nächſten Nachbarſchaft vom Himmelsthor, ſondern hübſch auf Erden iſt. Wenn ich mich ganz erträglich gebettet finde, ſo iſt es eben darum, weil ich mir auf alle Dinge einen Vers gemacht, der nicht peſſimiſtiſch iſt. Solang es gute, glückliche Menſchen giebt, iſt der Peſſimismus eine Marotte. Und es giebt gute, glückliche Menſchen!"

„So ſpricht eine ſchöne Seele!" ſagte Ereſing, von dem warmen Ton, mit welchem Eliſe die letzten Worte geſprochen hatte, lebhaft gerührt.

„Bitte, laſſen Sie das mit der ſchönen Seele! Ich habe gar kein Talent zur Schwärmerei und zu idealiſtiſchen Gefühlen. Ich bin ein richtiges Berliner Kind, und Couliſſenſtaub iſt ſcharfer Tabak. Wir haben unſer Schickſal alle ſelber in der Hand. Wenn wir Dummheiten damit machen, ſo müſſen wir's tragen und die richtigen Folgerungen daraus ziehen, die Dummheit gut machen, ſo weit's möglich iſt. Dem einen wird es leichter gemacht, dem andern weniger. Peſſimismus, bah! Man hatſ eine ſchlimmen Stunden, nun wohl, aber man muß leben, und mit dem Schickſal hadern, iſt kein Leben."

Sie hatte das in den Stuhl zurückgelehnt, geſenkten Auges, in einem ganz ruhig mit heller Stimme dahinfließenden Tone, aus dem es wie blaſiert herausklang, geſprochen.

Ereſing fühlte ſich eben durch dieſen kühl mit der Frage ſpielenden Ton zum Widerſpruch gereizt, und es entwickelte ſich nun ein Geſpräch, in welchem Eliſe immer mit der Miene eines jede lebhaftere Erregung vermeidenden, achſelzuckenden Phlegmas dem eifrig docierenden Freunde Rede ſtand und neuen Köder auswarf, auf den ſein Eifer anbiß. Nur hier und da ſchlug ſie, während er ſprach, die Augen auf, und ſah ihm aufmerkſam auf den Mund. Das Geſpräch ſchweifte vom beſondern Kapitel des Peſſimismus nach der ſocialen Frage, von da nach den Begriffen des Ariſtokratiſchen und des Demokratiſchen. Immer behielt Eliſe ihre ſpielende Ruhe, immer war ſie ſchlagfertig, und zwar nicht nur mit frauenhaft logiſchen Sprüngen, ſondern ſie zeigte auch, daß ſie von den Fragen tiefere Kenntnis hatte, nicht bloß nach dem Gefühle urteilte. Ereſing wurde durch ihre Art gefeſſelt und erregt zugleich. Er ſtaunte über ihren Scharfſinn und wurde ungeduldig, daß er ſie niemals weder überzeugen, noch in Erregung bringen konnte. Sein Eifer, aus dem Rededuell als Sieger hervorzugehen, nahm um ſo mehr zu, je weniger Eliſe aus ihrer Gelaſſenheit, mit der ſie, wie im Schachſpiel, Zug um Zug ihm antwortete, zu bringen war.

Dieſe aber beſchäftigte bald nebenher noch ein ganz anderer Gedanke als der, die Disputation in geiſtreich tändelnder Manier aufrecht zu erhalten. Sie fing ſogar an zerſtreut zu werden und manchmal eine recht flache Wendung zu gebrauchen. Sie hatte ſich dieſen

Baron bisher gar nicht so genau angesehen. Das war ja eigentlich ein sehr schöner Mann! Er hatte eine prächtige, kraftstrotzende Gestalt, und im Eifer der Rede belebten sich die blauen Augen in ganz interessanter Weise. In seiner Rede und seinem Wesen war etwas Naives, schwerfällig Ungelenkes. Er hatte wenig Witz und nahm es mit seinen Ansichten sehr ernst. Sie waren idealistisch, doktrinär, diese Ansichten; nur ein Pedant, der sich die Welt theoretisch konstruiert, konnte mit so viel Aufwand von Geistesanstrengung so unfruchtbare, in der Wirklichkeit täglich widerlegte Gedanken aussinnen. Bei aller Pedanterie hatte er aber Temperament, Phantasie. War sein Pessimismus etwa nur von besondern Verhältnissen zurückgehaltene, in engem Raum verkümmerte Lebensfülle? Er hatte noch wenig gelebt, obwohl er in den Jahren war, in denen andere schon anfangen blasiert zu werden. Er hatte noch Ideale, und so naiv war er, daß er nicht einmal die Eitelkeit besaß, Erfahrungen zu heucheln, den Lebenskundigen zu spielen, wie es junge Männer, zumal Frauen gegenüber, gern thun. Pfui! Es war ein häßlicher Gedanke! Sie war doch keine Messaline! Aber er kam immer wieder, immer wieder trieb es sie, die von den Wimpern beschatteten Augen über die Gestalt des Barons gleiten zu lassen. Es war das Gift des Sumpfes, das sich ganz neuartig wieder meldete. Wie von Sammet oder dem weichen Fell einer Katze berührt, dehnte und bog sie sich in kaum sichtbaren leisen Bewegungen auf ihrem

Sitze. Sie wurde es mit einem Male müde, dem Gespräche, das auf Fragen der allgemeinen Moral übergegangen war, zu folgen und beteiligte sich daran nur noch in sprunghaften und schroff klingenden Sätzen.

„Sie sind mir ein Rätsel, Fräulein!“ sagte Eresing endlich. Ihre Ansichten lauten bald ganz konservativ, bald geradezu nihilistisch. Man könnte fast meinen, Sie leugneten die Berechtigung der herkömmlichen Moral und fügten sich ihr doch mit einer bewußt gewollten Resignation, die etwas Heroisches hat!

„Heroisch! Ach Gott!“ versetzte Elise mit leisem Lachen, sich im Stuhle aufrichtend. „Wir sind an einem Punkte angelangt, wo die allgemeine Erörterung doch etwas persönlich würde. Aber, mein Freund, so seid Ihr Männer eben! Kaum hat man sein Seelchen ein bischen dekolletiert, da wollt Ihr gleich weiß Gott was noch alles in Augenschein nehmen.“

Sie hatte, sich erhebend, ohne besondere Betonung, ohne Eresing anzusehen, diese Bemerkung hingeworfen.

Sehr verlegen erwiderte dieser:

„Ich bitte um Entschuldigung, Fräulein! Es lag mir nichts ferner, als Sie mit meinem Gespräche zu belästigen.“

„Ei was! Sie haben mich doch nicht belästigt!“ lautete die Antwort. „Wir haben uns sehr interessant die Zeit vertrieben. Jetzt wollen wir aber an etwas anderes denken, an das Abendbrot!“

„Aber, Fräulein, ich weiß wahrhaftig . . . . . .“ stammelte Eresing, sich gleichfalls erhebend.

Elise schritt nahe an ihn heran und, mit der Hand wehrend, daß sie fast seine Schulter berührte, sagte sie:

„Sie müssen gar nichts, als ruhig hier sitzen bleiben. Sie bekommen kein Souper. Seien Sie darüber unbesorgt.“

„Aber, so war doch nicht die Meinung . . . . .“ versetzte Eresing.

„So war allerdings meine Meinung, und jetzt gehorchen Sie hübsch und setzen Sie sich wieder!“ entgegnete Elise und berührte nunmehr ziemlich kräftig seinen Arm.

Dann ging sie an die Thüre und rief das Mädchen, das alsbald auf dem in der Ecke stehenden Sofatisch eine Platte mit kaltem Fleisch und eine Flasche Wein zurichtete, eine zweite auf den Wink Elisens am Fensterbrett in Vorrat stellend.

„So! Nun Ihren Arm, wenn's gefällig ist!“ scherzte Elise und ließ sich vom Baron nach dem Tische geleiten, auf das Sofa sich setzend, während dieser auf einem Stuhl neben ihr Platz nahm.

Styx saß würdevoll da und drehte, das Betteln unter dem Schein der Neugier verbergend, das schwarze Haupt lebhaft zwischen Herrin und Gast hin und her.

Die Mahnung der erstern: „Allons, Styx, nicht betteln!“ wurde mit dem Augenzwinkern gekränkter Unschuld beantwortet.

Man plauderte, stieß mit den Gläsern an, und Eresing ließ sich ein paarmal dabei ertappen, wie er den schönen Hals seiner Nachbarin heimlich be-

wunderte. Beim dritten Mal griff sich Elise mit der Hand an denselben und sagte leichthin:

„Es wundert Sie wohl, daß ich keinen Schmuck trage? Das sieht ein bischen bloß aus, nicht wahr? Aber es ist so bequem.“

Etwas verlegen bemerkte Eresing: „Es kleidet Sie vortrefflich und erinnert mich an englische Kupferstiche.“

Er sprach nun vom guten Geschmack in der Damentoilette, von der richtigen Eleganz, daß Elise mit staunendem Lachen sagte:

„Ei, Baron! Das hätt' ich ja von Ihnen gar nicht gedacht, daß Sie für solche Dinge ein Auge haben! Mein Herr Pessimist, da komme ich ja auf eine ganz neue Spur!“

„Das ist doch ein harmloses Vergnügen!“ erwiderte Eresing mit einem sanften Kandidatenlächeln.

„Kömmt darauf an! Ebensogut kann es einen sehr raffinierten Geschmack bedeuten.“

„Ach nein! Da irren Sie wahrhaftig!“ verteidigte sich Eresing mit großer Lebhaftigkeit. „Davon kann bei mir gar keine Rede sein. Im Gegenteil, ich hasse alles Entnervende, Verweichlichende in unserer Kultur. Was raffiniert ist, ist nicht schön.“

Elise warf einen kurzen Seitenblick auf ihn, während sie ein Stückchen Schinken nach ihrem Munde führte.

„So! Nun stecken Sie eine Cigarre an und schenken Sie sich noch ein Glas Wein ein!“ sagte sie, als er auf ihre Aufforderung nichts mehr von dem kalten Fleische genoß.

„Oder sind Sie kein Raucher?“

„Doch, Fräulein, aber . . . .“

„Kein Aber! Thun Sie mir den Gefallen und rauchen Sie con amore Ihre Cigarre. Sie sehen, ich mache es mir auch bequem. So läßt sich behaglich plaudern!“

Damit streckte sie sich, mehr liegend, als sitzend, den Rücken in die Sofaecke geschmiegt, mit leicht gekreuzten Beinen aus. Ihr Kopf ruhte in der an der Lehne aufgestützten Rechten, mit der herabhängenden Linken kraute sie zeitweilig den Kopf des Pudels, der näher an sie herangekommen war. Auf der Straße war es noch hell, im Zimmer fing es schon zu dämmern an. Wie ganz leise vom Winde bewegtes Buschwerk wurde die Brust der Halbliegenden von der Bewegung des Atems gewiegt. Das Gespräch floß langsam. Eresing hatte das unheimliche Gefühl, die Dame langweile sich, denn bald sah sie mit verlorenem Blick gegen das Fenster, bald auf des Hundes Scheitellocken, die sie durch die Finger gleiten ließ; dann schaute sie wieder ihn fragend an, als ob sie sagen wollte:

„Nun, wird's bald?“

Und er konnte gar nicht auf einen nachhaltigen Gesprächsgegenstand kommen. So sonderbare Schrullen schossen ihm durch das Gehirn. Da hätte er zu gern einmal seinen Kopf auf diese leise wogende Brust gelegt, dann fühlte er einen Kitzel, diese ganze Gestalt auf die Arme zu nehmen und hochzuhalten. Es lag etwas Vertrauliches in der Situation, das

ihm unbequem war. Das war nicht mehr die elegante Dame, mit der man konverſierte. Da gehörte jetzt jemand her, der gute Einfälle hatte, die ſie lachen machten oder auch jemand, der mit kleinen Dreiſtigkeiten geſchickt zu ſpielen verſtand. Das war aber nichts für ihn. Ja, wenn er ſie nur ſo ruhig hätte anſehen, mit den ſchmalen Fingern, die den Pudel krauten, hätte ſpielen dürfen! Das wäre ihm Freude geweſen. So wartete er mit Ungeduld auf den Augenblick, wo es ſchicklich war, zu gehen.

„Na, na!“ rief Eliſe und richtete ſich in die Höhe, als Styx mit ſeinen Vorderpfoten ſich auf ihren Schoß ſtellte. „Ich weiß ſchon, was Du willſt.“

Sie nahm ein Stückchen Schinkenſpeck, ſtand vollends auf und hielt es rückwärts ſchreitend in die Höhe. Styx marſchierte auf den Hinterbeinen dem erſehnten Biſſen zu.

„Oh, er kann noch mehr! Nicht wahr, Styx?“ ſagte Eliſe, nachdem ſie ihm endlich den Biſſen in das ſchnappende Maul geworfen hatte. Styx müßte aufwarten, den toten Hund machen, Handſchuhe apportieren, durch die verſchlungenen Arme ſpringen. Endlich wies ſie auf den Baron und ſagte:

„Da, da, böſer Bub'!“

Styx ſtellte ſich vor ihn und bellte, was ſeine Kehle vermochte.

Luſtig lachend, hockte ſich Eliſe zu dem Hunde nieder, warf ihn zu Boden, wälzte ihn rund um und ſchmiegte endlich ihren Kopf an ihn. Als ſie aber dann den

gespitzten Mund seiner Schnauze entgegenstreckte, da rief Eresing heftig aus:

„Oh, keinen Hund küssen, Fräulein!"

Elise sah überrascht auf, ließ Styx los und sagte in mutwilligem Tone:

„Ach so! Hab's schon gehört, daß man es nicht thun soll. Aber, mein Gott, uns Damen scheint das Küssen eine angeborene Notwendigkeit zu sein. Wir küssen unsere Freundinnen, kleine Kinder und faute de mieux auch unsere Hunde!"

„Da haben Sie doch noch etwas Wesentliches vergessen!" scherzte Eresing und stand auf.

Sie sah ihn mit humoristischer Naivität an und fragte:

„Das wäre?"

„Ich will nicht indiskret sein!" fuhr Eresing fort. „Aber sollte dieser schöne Mund wirklich nur Freundinnen, Kinder und diesen Pudel hier geküßt haben?"

„Sie wollen doch nicht schon etwa gehn?" fragte, statt zu antworten, Elise.

„Allerdings. Es ist höchste Zeit!"

„Ach was! Viertel nach acht Uhr erst! Da sehen Sie? Wir haben noch nicht einmal die Flasche ausgetrunken. Bleiben Sie doch noch ein Viertelstündchen."

„Fräulein sind zu gütig, aber . . . ."

„Nun ja! Zwingen kann ich Sie nicht!" entgegnete Elise in schmollendem Ton, legte ihre Hand ganz locker in die seinige und sah ihn mit einem vorwurfsvoll fragenden, eindringlichen Blick an, der ihn mit seiner

ſchmeichelnden Vertraulichkeit berauſchte. Er hatte ja vorhin mit den Küſſen eben nur auch einen Witz machen wollen, ſo der Form wegen. Jetzt kam es über ihn, ſo wie bei einem Betrunkenen, der lange das gefährliche Getränk ruhig zu ſich genommen hat und mit einem Mal die Laune zu tollen Streichen bekömmt.

„Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet, Fräulein!“ ſagte er.

Sie wandte den Kopf und ſagte:

„Ich gebe Ihnen auch keine Antwort darauf. Ich bin Ihnen böſe!“

„Dann hole ich ſie mir ſelber!“ ſagte er nach einer Pauſe mit geräuſchvollem Ungeſtüm, daß Eliſe ganz verwundert aufſah. Da brannte ein Kuß auf ihren Lippen.

„Aber, Baron!“ ſchrie ſie auf und huſchte unter ſeinem Arm, der ihre Schulter berührt hatte, hindurch.

Einen Augenblick bangte Ereſing um die Folgen ſeiner Kühnheit.

„Sie haben doch noch keine Antwort auf Ihre Frage!“ ſagte Eliſe, ſich im Spiegel beſehend und ihr Haar zurechtdrückend. „Sie haben gefragt, ob ich geküßt *habe*, nicht, ob ich geküßt worden bin. Das iſt zweierlei!“

„Bleiben Sie noch was! Hm?“ fuhr ſie dann, ſich gegen ihn drehend, fort und winkte lächelnd mit dem Kopfe.

Er zögerte. Wenn er blieb, dann gab es keine

Wahl mehr für ihn; er konnte nur bleiben, wenn er wollte, was nicht zu wollen sein ehrlicher Wunsch war. Er mußte aber bleiben, denn, das fühlte er, der übermütige Kuß war ihm zur Kette geworden. Wenn er die Kette brach, beleidigte er das Zartgefühl des Weibes, das ihn nach solchem Vorgang zu bleiben bat. Da schlang sie sanft die Hände um seinen Arm und sagte: „Sie bleiben also, nicht wahr? Abgemacht! Das ist nett von Ihnen! Jetzt tragen wir uns den Wein dahin an die Chaiselongue, da ist's gemütlicher!"

Eresing nahm die Flasche. Die am Fenster im Vorrat stehende nahm Elise.

„Da setzen Sie sich in die Ecke!" sagte sie, Eresing den Platz in der Chaiselongue anweisend. Sie setzte sich neben ihn an das Fußende.

„Nun sagen Sie mal aufrichtig, ob Sie mir böse sind, daß ich Sie so gewissermaßen gewaltsam durch meine Einladung zu mir zwang?" fragte sie, sich mit einer Hand auf das Sitzpolster stützend und gegen ihn geneigt.

„Aber, Fräulein! Wie sollte ich darum böse sein?" erwiderte Eresing lächelnd und doch beklommen von ihrer Nähe. Ein feiner Wohlgeruch ging von ihr aus, und zugleich war es, als ob von ihren Kleidern her ein rätselhafter Lufthauch wehe.

Elise fuhr fort:

„Oh, es war eine gute Idee von mir! Auf diese Weise sind wir erst die richtigen Freunde geworden. Nicht?" Damit streckte sie ihm die Hand hin, die er

faßte. Sie plauderte weiter: „Ich bin kein Muſtermädchen, man muß ſchon ein Auge zudrücken, wenn man mich annehmbar finden will. Aber mit meiner Freundſchaft meine ich's ernſtlich und, wen ich einmal lieb habe, um deſſen Wohl iſt's mir auch zu thun, deſſen Schickſal geht mir nahe. Und heute will's mir nun klar geworden ſein, als ob Sie — nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich mich ſo friſchweg um Ihre Angelegenheiten kümmere — ich weiß nicht, wie ich's richtig ſagen ſoll . . . . als ob Sie ſo ein bischen in unfreien, muffigen Verhältniſſen ſteckten, als ob Ihnen die gute Luft fehlte?"

„Sie haben vielleicht nicht unrecht", erwiderte Ereſing, leiſe aufſeufzend, und ſpielte mit ihren Fingern, die ſie ihm gelaſſen hatte.

„Ah! Das ſoll aber nicht ſein!" fuhr Eliſe im Tone herzlicher Teilnahme fort. „Ein junger, blühender Mann, wie Sie, der darf doch nicht in einer ſo lebensfrohen Stadt, wie es unſer ſchönes München iſt, verkümmern in Verſtimmungen und grübleriſchen Gedanken! Da müſſen Sie ſich herausmachen, lieber Freund! Das iſt kein Leben, in dem man nicht frei Atem ſchöpfen kann."

Es lag ſo viel Herzlichkeit in ihrem Tone, und er war froh, daß dadurch in die ſchwüle Stimmung, die ihn immer mehr mit ihrem ſüßen Duft zu umnebeln drohte, ein anderer, friſcherer Luftſtrom gekommen ſchien. So wurde er mitteilſam und ließ Eliſe deutlich in ſein Gemüt ſchauen.

Sie hörte aufmerksam zu, und als er geendet hatte, sagte sie, ihm die Hand entziehend und vor sich hinblickend: „Das ist freilich kein genußvolles Leben, an dem sich Geist und Herz erquicken können!“

Dann wendete sie sich lebhaft zu ihm, so daß sie, vorher durch einen kleinen Zwischenraum noch von ihm getrennt, ihm jetzt ganz nahe kam, ihn mit dem Kleide streifend: „Jetzt, da ich das weiß, müssen Sie erst recht oft mich aufsuchen, mein armer Freund! Ich will's versuchen, ob Sie vielleicht doch bei mir so ein bischen frischen Atem schöpfen, dem Leben einen besseren Reiz abgewinnen können! Ich bin ja keine Märchenfee und 's ist im Grunde nicht viel, was ein kluger Mann bei mir findet, aber . . . . . .“ Sie vollendete nicht, sondern sah ihn nur stumm, mit großen Augen an. Ganz unbewußt war sie mit ihrer lebhaften Gebärde ihm so nahe gekommen. Jetzt fühlte sie die Schauer, mit deren leisen Reizungen sie bisher getändelt hatte, in ihrer vollen Macht. Eine Sekunde verging, ehe sie Eresings Kopf ganz sanft mit beiden Händen faßte und ihm zwei leise Küsse auf die Lippen drückte. Er antwortete ihr. Tiefe Stille herrschte. Dann schob sie seinen Arm mit zähem Druck von sich und stand auf.

„Ich will Licht bestellen“, sagte sie mit halblauter, etwas tiefer klingender Stimme und schritt der Thüre zu, von wo sie dem Mädchen rief:

„Bringen Sie die Lampe! Und nehmen Sie auch den Styx mit, daß er die Überreste vom Abendbrot bekömmt!“

Das Mädchen hatte die Lampe mit dem großen, spitzenbedeckten Schirm auf das Tischchen vor die Chaiselongue gestellt. In Eresings Gehirn tobte und hämmerte es. Anders als einen vorwitzigen Knaben erschüttert den Mann der Zusammenbruch seiner ganzen Lebensweisheit. Nun gab es keinen Rückweg mehr, und doch lebte im Rausche noch ein Rest von Sehnsucht nach solchem Rückweg. Wie auch die Zauber um ihn wallten und wogten, wie auch alle Sinne schwelgten in unfaßbaren, unbestimmten Empfindungen, er wußte sich ganz genaue Rechenschaft davon zu geben, woher es gekommen war, daß zart glitzernde, goldene Fäden, rosige, samtene Schnüre sich aneinandergereiht, ineinander geschlungen hatten und er jetzt umsponnen, unentrinnbar verwickelt war in das Netz. Elise saß wieder neben ihm. Sie hatte die Hand leicht auf seine Schulter gelegt, ihre Augen lachten, und vom weißen Halse her kam wieder jener sonderbare Hauch . . . .

„Eine Buhlerin! — Und ich der Narr, der ihren Künsten verfällt! — Eine Pantherkatze, die mit zierlichen Gebärden das Opfer umschleicht, dem es dann die Gurgel durchbeißt. — Sie irren, mein Fräulein, so war es nicht gemeint. Lassen Sie mich gehen! Ich habe nichts zu schaffen mit Weibern Ihrer Art! Ich will nicht um eines tollen Augenblickes willen mir selber untreu werden!“ . . . . . .

Das war der Gedanke, der ihn bei der erneuten Annäherung Elisens erfaßte. Aber er besann sich darauf, daß man eine Dame nicht einfach von sich

ſtoßen konnte; von ihr allmählich ſich loszuwinden, das war die Kunſt, die es galt.

„Nun, lieber Freund, giebt's gar nichts mehr zu beichten", ſagte Eliſe in einem ſcherzend zärtlichen Schmeicheltone, „iſt alle Laſt von der Seele geſprochen?"

„Da, da", fuhr ſie, mit dem Finger auf ſeine Stirn tippend, fort, „iſt noch ein dunkler Schatten. Weg damit!"

„Fräulein . . . ." hub Ereſing unſicher an.

„Herr Aſſeſſor?" fragte ſie mit ironiſch übertreibender Freundlichkeit und lachte ihn dann mit blinkenden Zähnen, den etwas zur Seite geneigten Kopf in den Nacken werfend, an.

„Süßer Thor! Großes Närrchen!" fuhr ſie fort, ſeinen Hals umſchlingend. „Wir zwei haben uns ein klein bischen gern? Iſt's nicht das, was Sie ſagen wollten, mein lieber, lieber Herr Aſſeſſor?"

„Sie lieben mich wirklich, Fräulein Eliſe?" rief jetzt Ereſing mit lachender, bebender Stimme.

Von ſelbſt geſchah's, daß er den Arm um ihre Taille legte.

„Ei!" entgegnete Eliſe. „Glaubt der Herr Baron vielleicht, daß Fräulein Eliſe ſich ſo kurzweg von ihm küſſen ließe?"

„'S iſt in der Küche! Das Mädchen kommt nicht mehr herein", ſagte ſie nach einer Weile in haſtendem, flackerndem Tone, als Ereſing, von einem Geräuſch überraſcht, den Blick nach der Thüre wendend, von ihr weichen wollte.

Er hatte ja das Weib nicht gekannt! Der goldig milde Schein der Lampe wurde zu blendender Glut, der schlichte Raum dehnte und wölbte sich. Was dort im Halbschatten blinkte, war kein Spiegel, sondern der schwimmende, schwankende Glanz dunklen Marmors. Ein Götzenbild saß dort mit großen, leeren Augen und starrem Lächeln auf den Lippen, nackt, die Glieder eng aneinander geschmiegt. Eine von Wohlgerüchen bald leiser, bald stärker durchzogene, bald wohlig laue, bald atemhemmend heiße Luft umwallte ihn; knisternde, raschelnde Geräusche unterbrachen die Stille. Das war doch die gemeine Sünde nicht, nicht das Handwerk einer Buhlerin? Ein dunkler Kult, irgend eine Magie war es, zu deren Anhängern Elise Stahlmann gehörte. Aber wo war Elise Stahlmann? Dieses Geschöpf war doch Elise Stahlmann nicht mehr, das fiebernd, wildatmend, mit lechzenden Lippen und trunkenen Augen seinen Armen entglitt und, kein beseeltes, denkendes, wollendes Wesen mehr, einer unbekannten Macht in unentrinnbarem Zwang zu gehorchen schien, als es mit stummer, jäh hastender Gebärde sein Geheimnis enthüllte und von Schauern durchrüttelt, wie der Baum vom Sturmwind, mit brechendem Blick um Erbarmen flehend, seufzend und stöhnend, als die sich selbst opfernde Priesterin des nackten Götzen mit den leeren Augen und den starr lächelnden Marmorlippen, ihn in die magischen Kreise ihres Kultus zwang?

„Jetzt will ich Dich nicht mehr länger halten.

Also gute Nacht! Aber komm' bald wieder, hörst Du, recht bald! — Gute Nacht, mein süßer, großer Junge!"

So sprach Elise, Eresing umhalsend und küssend. . . . . Was war das? Dieses verglaste Auge, dieses heißgerötete Gesicht, diese dunklen Schatten in den älter scheinenden Zügen? . . . . . Das war die Sünde! Das war Eva, die das Paradies verspielt hat. — Gram im Herzen, floh Adam in die Nacht hinaus . . . . .

Elise Stahlmann saß, den Kopf in den aufgestützten Arm gelegt, vor der Lampe und träumte.

„Ein sonderbarer Mensch! . . . . . Ob er wieder kommen wird? Vielleicht faßt den Sonderling die Reue, daß er sich von der Sünde fortreißen ließ, sieht er mit grimmiger Ernüchterung nur ein unzüchtiges Weib in mir? Er thäte mir leid, der arme Schelm, wenn er eine schöne Illusion verloren hätte. . . . . Wenn er wiederkommt und wenn er's ernst nimmt? . . . . . Sei nicht ruchlos, Elise! Hast bis jetzt noch kein ehrliches Herz auf dem Gewissen! . . . Wär's eine Dummheit oder vielleicht eine Heilung für mich? . . . . Ich habe nicht gespielt mit ihm. Mir war selber ganz seltsam zu Mut. Wenn ich ihn wirklich lieben könnte, wenn das Liebe gewesen wäre? Das wäre schön, sehr schön . . . . . ."

Siebentes Kapitel.

Es giebt in München keinen zoologischen Garten. Daher treten dort noch Wandermenagerien, die man in anderen Großstädten gar nicht mehr kennt, gelegentlich auf. Eine solche hatte wieder einmal in der Vorstadt Haidhausen auf einem großen Platze sich niedergelassen. Der Maler Leitner besuchte sie eines Tages, als er zufällig in die Stadtgegend kam, und fand lebhaftes künstlerisches Gefallen an den Bewegungen und Stellungen verschiedener Tiere. Der Besitzer gestattete ihm in den Morgenstunden, um die Zeit, da die Tierbändigerin ihre Übungen beendigt hatte und die Bude doch vom Publikum noch nicht besucht wurde, Studien zu malen und sah dabei mit den Wärtern und der Tierbändigerin neugierig zu. Das Mädchen trug ein von der phantastischen Tracht der Vorstellungen abweichendes Kostüm, das aus bis über das Knie reichenden Pluderhosen von grauem Halbwollstoff und einer eben solchen Schoßjacke mit Gürtel bestand, welche die Arme und den Hals frei

ließ. Dazu trug sie Schuhe und grobe Frauenstrümpfe. Anna Bockreiter, die sich auf den Anschlagzetteln, Miß Ada, die weltberühmte Löwenkönigin nennen ließ, war eine hochgewachsene zwanzigjährige Person von ungewöhnlich starkem Körperbau, mit rotbackigem Gesicht, dessen Züge in ihrer Schönheit nur durch ein Gepräge der geistlosen Brutalität geschädigt wurden. Sie war aber keineswegs dirnenhaft frech, sondern trat dem Maler mit einer gutmütig plumpen Zwanglosigkeit, die durch den schwäbisch-fränkischen Dialekt sogar etwas Freundliches gewann, entgegen. Leitner hatte jedoch die Empfindung, daß dieses Weib, etwa zum Zorn gereizt, einer der niedersten Bevölkerungsklasse entsprechende Roheit entwickeln würde. Mit besonderer Aufmerksamkeit studierte er das Gebaren einer prächtigen Königstigerin. Anna war eines Tages allein im Raume, als er eben das mit leichtgebogenem Leibe hingelagerte Tier malte. Plötzlich wurde es unruhig, richtete sich auf und schritt im Käfig hin und her. Er gab seinem Ärger Ausdruck. Die Bändigerin meinte in ihrer Sprachweise:

„De' Mietze soll wohl e bisle länger still holte? Das wolle mir glei mache."

Auf eine erstaunte Frage Leitners, ob denn die Tigerin auch dressiert sei, erwiderte Anna:

„Noi! dressiere läßt sich de Mietze nit, aber sie thut mi doch kenne!"

Dann holte sie ihre Peitsche, stellte sich vor den Käfig und schrie mit voller Stimme das Tier an:

„Setz' dich, Mietze! Couche! allez couche! Dabei fuhr die Peitsche knallend durch die Luft.

Die Tigerin brüllte, fletschte die Zähne und sprang gegen das Gitter

„Allez couche!" schrie das Mädchen wieder mit einer für ein Weib abstoßenden Rauheit, und die Peitsche sauste auf eine der Vorderpfoten des Tieres nieder, das wie rasend, brüllend und fauchend an dem Gitter rüttelte. Noch gewaltthätiger klang Annas Stimme; die Peitsche traf jetzt in zwei wuchtigen, rasch sich folgenden Schlägen die Tigerin mitten über den Kopf.

Wie ein Beben ging es durch ihren Leib, und mit funkelnden Augen, heisere Töne zwischen den fürchterlichen Zähnen hervorstoßend, legte sie sich nieder. Anna hielt die Peitsche in die Höhe und richtete nur hin und wieder einen kurzen befehlenden Anruf an das Tier, das sie bewegungslos anstarrte. Leitner beobachtete die Züge des Mädchens, erstaunt, von welch eigenartiger Schönheit jetzt dieses sonst stumpf-brutale Gesicht belebt war. Bewegungslos, wie das Tier, stand die Bändigerin da, die Miene bekundete keinerlei Erregung, selbst der Mund zeigte eine starre Ruhe, der Atem ging nicht stärker, wie sonst, aber das Auge war vergrößert, trat vor und ließ in seinem drohenden Feuer die Ansammlung aller Willenskraft erkennen, und dieser starke Wille eines ungebildeten Weibes, auf nichts Höheres gerichtet, als darauf, eine Bestie durch Furcht zu zwingen, ließ eben dieses Weib wie ein

Weſen von ganz ungewöhnlicher Intelligenz erſcheinen, den Durchſchnitt ihres Geſchlechtes, deſſen gröbſte Stufe ſie doch bezeichnete, weit überragend. Leitner war von der Erſcheinung ſo gefeſſelt, daß er dem Tiere nicht die volle Aufmerkſamkeit widmete.

„Jetzt kann i de Mietze nimmer lang halte!“ ſagte nach einer Weile die Tierbändigerin.

„Nur noch ein paar Minuten!“ bat er und arbeitete mit erhöhtem Eifer an ſeiner Skizze. Sie hielt auch einige Minuten ſtand, dann ſenkte ſich die Peitſche, und der Tiger machte einen wütenden Satz gegen das Gitter, der mit einem ſauſenden Lufthieb beantwortet wurde.

„Jetzt geht's nimmer!“ ſagte ſie, ſich dem Maler zuwendend, und holte tief Atem. Nur einen Augenblick lang glänzte in ihrem Auge noch der Schimmer einer ſtärkeren Macht, dann nahm das Geſicht ſeinen gewohnten plumpen Ausdruck wieder an. Sie erbot ſich, wenn es nötig ſein ſollte, am anderen Tag wieder die Mietze „zu halte“, was, da die Skizze ihn noch nicht ganz befriedigte, Leitner auch annahm.

Am dritten Tage, als ſie wieder fragte, ob er ihrer Dienſte benötige, erwiderte er, das ſei allerdings, jedoch in einem anderen Sinne der Fall und ſtellte ohne beſondere Umſchweife den Antrag, ſie möge ihm gegen Erkenntlichkeit Gelegenheit geben, ihren entblößten Oberkörper zu malen. Da wurde das Mädchen flammenrot und erklärte mit zorniger Stimme, daß ſie zu ſolchen Dingen nicht zu haben ſei, und der verdutzte

Leitner mußte ein in sehr deutlichen Ausdrücken gehaltenes Urteil über seine eigene Person anhören. Es gelang ihm zwar, die zornige Amazone durch allerlei Erklärungen zu besänftigen, sie beharrte aber dabei, ein ordentliches Mädchen zu sein, das sich niemals zu so etwas hergebe. Als er am nächsten Tage die Menagerie betrat, grüßte sie ihn mit gewohnter Freundlichkeit, verschwand aber sofort.

Er hatte sich jedoch in einen Einfall festgebissen, der auf den merkwürdigen Blick, mit dem das Mädchen den Tiger bannte, fußend, in seinem Gehirn gärte und immer deutlichere Gestalt gewann. Es galt, eine Sphinx, halb Weib, halb Tigerin zu malen. Anna hatte vielleicht etwas derbe, unedle, aber doch zweckdienlich starke Formen; gelang es, den das gewöhnliche Gesicht seltsam verwandelnden Blick festzuhalten, dann war die Grundlage eines Werkes gegeben, mit dem seine Phantasie in traumhaften Ahnungen koste. Ihre Weigerung machte ihn nur ungeduldig. Mit der rücksichtslosen Selbstsucht des Künstlers sah er darin ein ärgerliches Hindernis, nicht eine bei einer solchen Gauklerin doppelt achtungswerte Sittsamkeit. Es war ihm nicht neu, daß gerade solche Mädchen niederer Stände auch dann, wenn ihnen keineswegs ein Tugendpreis ausgestellt werden konnte, in dem Antrage, Modell zu stehen, ihre Nacktheit dem kalten Blick des Malers zur Schau zu bieten, eine entehrendere Zumutung sahen, als in einem unzüchtigen Antrage, den sie oft auslachen oder mit einem derben Scherze abweisen.

Der Menageriebesitzer hatte sich mit ihm angefreundet und er trank gerne in einem nahen Restaurant ein Glas Bier mit ihm, seinen Erzählungen aus dem Vagantenleben zuhörend. Er offenbarte sich ihm und erfuhr, daß Anna in der That ein unbescholtenes Mädchen sei, das schon sehr verlockende Versuchungen abgewiesen habe und, was eigentlich noch mehr bedeute, auch in den untereinander in weitverzweigten Beziehungen stehenden Kreisen des Meßbudenvolkes als lustige Genossin, aber als vollständig unzugängliches Mädchen gelte. Der Mann meinte aber, sie habe wohl die ganze Sache nicht so recht verstanden, der Verkehr auf Messen und in Wohnwagen kenne keine Prüderie, ihm selber habe sich das Mädchen schon oft im Zufalle des täglichen Verkehrs ohne jede Zimperlichkeit in einem sehr einfachen Negligé gezeigt. Wenn dem Maler daher gar so viel daran liege und er wirklich keine bösen Hintergedanken hege, dann würde sich die Sache vielleicht durch die Vermittelung seiner Frau machen lassen. Leitner beteuerte in den lebhaftesten Ausdrücken seine Vertrauenswürdigkeit. Zwei Tage später teilte ihm der Menageriebesitzer mit, Anna sei unter der Bedingung bereit, daß die Frau Prinzipalin bei der Sitzung anwesend sei. Durch die Aussicht auf ein Geschenk sei schließlich die weibliche Eitelkeit gekitzelt worden. Er möge ihr aber ja nicht Bargeld, sondern nur irgend einen Schmuckgegenstand geben.

„Und wenn Sie meiner Alten eine Flasche Liqueur

ſpendieren, ſetzte er ſchlau lächelnd hinzu, dann macht ſich die Sache um ſo glatter.“.

Zu verabredeter früher Stunde kam er am nächſten Tage in die Menagerie. Die Prinzipalin, ein dickes Weib in den Vierziger mit zigeunerhaft brünettem Geſicht zeigte ſich über die Flaſche Vanille im höchſten Maße erfreut. Sie klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und ſagte, die dunklen Falkenaugen beredt ſpielen laſſend:

„'S iſt alles in Ordnung. Geſchieht, was Sie haben wollen!“

Er war von keinem anderen Gefühl beſeelt, als der fieberhaften Begierde, an die Arbeit zu kommen und beachtete nicht den Kampf, der ſich in Annas Zügen zwiſchen Scheu und Freude abſpielte, als er ihr ein Ohrgehänge mit Broſche von nicht gerade hohem, aber immerhin für ein ſolches Mädchen anſehnlichem Wert überreichte. Es klang hart, unzart, als er ſagte: „Können wir gleich anfangen?“

Anna antwortete leiſe:

„'S iſch guet!“ und beſah noch einmal den Schmuck.

Er forderte ſie nun auf, ſich in der gewünſchten Entblößung mit dem bändigenden Blick vor den Käfig der Tigerin zu ſtellen. Deſſen weigerte ſich das Mädchen aber mit haſtiger Entſchiedenheit:

„Noi, noi! das auf koin Fall, nit um tauſend Thaler! Wenn Sie das wolle, da habe Se den Schmuck wieder, da nehm' ich ihn nit.“ Da hinten beim Jobo — ſo hieß der Elefant — aber ſonſcht nirgends.

Die Prinzipalin unterstützte das Ansinnen des Malers nur sehr lässig und meinte dem wachsenden Eifer Annas gegenüber, am Tigerkäfig könnten die Knechte heimlich die Scene beobachten, der Herr Maler werde auch da hinten zurecht kommen.

Leitner vermochte nicht mehr zu erreichen, als daß ihm das Mädchen versprach, den Blick, auf dem ihm so viel ankomme, werde sie auch ohne Tiger fertig bringen.

Hinter dem Podium des Elefanten befand sich ein Winkel, in welchem Kisten und verschiedene Werkzeuge aufgestellt waren. Er hatte durch eine offene Dachluke ein ganz treffliches Oberlicht, was Leitner wieder mit der Sachlage versöhnte. Die Frau Prinzipalin setzte sich auf eine Kiste. Sie hatte die Vanilleflasche mitgenommen und zog aus der Tasche einen Korkenzieher, während Leitner sein Werk vorbereitete.

Erst auf sein besonderes Geheiß streifte Anna ihre Kleidung bis zur Hüftengegend herab und bedeckte dann das tief gesenkte Gesicht mit dem Arme. Er war überrascht über den außerordentlich schönen Körper des Mädchens, der seine Erwartungen weit übertraf. Eine ungewöhnlich helle Haut von zartestem Farbenschmelz spannte sich über Formen, die nichts von der rubensartigen schwammigen Fülle an sich hatten, sondern ihre kraftstrotzend mächtigen Umrisse in dem reinen Linienspiel strafffehniger Muskulatur entwickelten. Der starke Hals saß auf vollen Schultern, die mit den breiten, festen Oberarmen sich zu monumentaler Kraft

vereinten. Die hochaufschwellenden Brüste entwuchsen dem weitgespannten Rumpfe wie getriebene Buckel einem Panzer. Die Taille war wohl nie oder doch nur wenig geschnürt gewesen, in natürlicher Breite entfaltete sie ihre elfenbeinschimmernde, faltenlose Weichheit. Es war das vollendete Bild einer jungfräulichen Athletin, einer Karyatidengestalt.

Leitner hatte Mühe, das Mädchen aus einer bei ihrer mächtigen Gestalt tölpisch erscheinenden Geschämigkeit zu zweckdienlicher Stellung zu bewegen. Die Prinzipalin unterstützte ihn, indem sie in österreichischem Dialekt sagte:

„Na, so mach' nit so viel Sperenzen! Sixt ja, daß der Herr nix Bös' will. Dem is dös amal sein G'schäft!"

Nach diesem Weisheitsspruch that sie mit Behagen einen kräftigen Schluck aus der Flasche und sagte zu Leitner:

„Aber, Herr Maler, so'n Stamperl laß' i mer g'falln!"

Anna beruhigte sich und gehorchte des Malers Weisungen, aber sie machte dabei ein herzlich dummes Gesicht.

„I kann's nit, jetzt kann i's mit dem beste Wille nit!" sagte sie in weinerlich klagendem Tone, als er immer dringlicher sich den tigerbändigenden Blick erbat.

Unwillig begann er zu malen. Anna fand sich immer mehr in die Situation, als sie seinen unent-

wegten Ernst sah. Ein hellgoldiger Strahl der Morgensonne fiel durch die Dachluke ein und spielte mit dem nackten Leibe des Mädchens, das auf eine erneute freundlich dringliche Bitte des Malers, ihn doch gerade so wie die Tigerin anzusehen, endlich einging. Leitner fühlte, daß dies zunächst nur mit einer abgeschwächten, äußerlichen Mimik geschah. Er mahnte, steigerte die Mahnung zu einem befehlenden Tone. Von den Käfigen kam bald ein Knurren, bald das Geräusch eines brüllend langgezogenen Gähnens, dann ein zornig fauchender Katzenschrei, das Gekreisch der Papageien, und auf einmal trompetete dicht neben der Gruppe ohrzerreißend der Elefant. Anna hatte endlich den gewünschten Blick gefunden und gab sich ehrliche Mühe, ihn festzuhalten. Die Sache kam ihr jedoch jetzt komisch vor, und um ihre Lippen zuckte ein Lächeln. Was war das? Das war anders, als er gewollt hatte, aber es war furchtbar, dämonisch schön! Dieser lichtumflossene Prachtleib, das durchbohrend starre Auge und das verhaltene Lächeln in den zuckenden Mundwinkeln, sie gaben eine neue, ungeahnte Charakteristik. Kam's durch das Lächeln, war der Blick doch nicht genau derselbe, das Weib hatte ein ganz anderes Wesen als vor dem Tigerkäfig. Und dieses Wesen bohrte sich in ihn ein, traf über den Maler hinweg schließlich den Menschen. Er arbeitete mit nervös zitternder Hand, Schauer durchrieselten ihn, sein Atem ging schwer. Nie war ihm so etwas widerfahren, nie hatte er so etwas gesehen. Wie war es möglich, daß dieses ehrliche

Mädchen so unbewußt durch die Verbindung ihrer Leibesschönheit mit einer halb erkünstelten, fremdem Willen angepaßten, halb ungewollt durch die Art, wie die Situation auf sie wirkte, hervorgerufenen Miene, wie der bewußte, unwiderstehlich bezwingende Dämon der Wollust erscheinen konnte? Sprachen aus ihr Kräfte, die sie selber nicht kannte, bestand die Macht, wilde Tiere durch den Blick zu beherrschen, aus der allmählichen Entwicklung geheimer Elemente, die das Tier in Angst versetzen, weil sie im Grunde nichts anderes sind als stärkere, erhöhte Bestialität?

Das war nicht gemein, nicht frech, aber es entflammte die Sinnlichkeit zu unaufhaltsamer Begierde. Es waren rein tierische Kräfte, die hier redeten, und der Umstand, daß sie unbewußt redeten, erhöhte nur ihre Wirkung. Das arme Ding wäre vor Scham vergangen, hätte es Leitners Gedanken erraten können, die in ihm das aller geistigen Begriffe bare Geschlecht in seiner Steigerung zur vollendet schönen Bestie sah.

„Poldl!“ klang eine sonore Stimme, eine Hand legte sich auf seine Schultern .... Ein liebevolles, zartsinniges Weib besitzen, das alle Schätze edler Weiblichkeit zu spenden vermag, und ein rohes, ungebildetes Geschöpf begehren, ein geschulter Künstler sein und, wie ein Philister vor der Nacktheit erschauern, es war Wahnsinn, Schmach! Er arbeitete und arbeitete, er sah sein schlankes Weib mit dem geistvoll milden Kopfe, mit dem Auge, das so viel Liebe reden konnte, er hielt es fest mit ängstlicher Kraft ....

Aber da ſtand ſie immer, die junge Athletin mit dem weißen Leibe, an dem jede Linie, jeder Ton ein Wunder ſinnlicher Schönheit war, immer noch hatte ſie den magnetiſierenden Blick der weit geöffneten Augen; das zuckende Lächeln ſchwand, aber nur noch ſchöner wurde das herrliche Untier, als jetzt in einem breiten Lachen das weiße Gebiß in tadelloſer Reihe ſich zwiſchen den korallenroten Lippen offenbarte.

„Iſt's no nit ball gnuch, Herr Maler? I kann's Lache nimmer verbeiſe!“ ſagte Anna plötzlich, die Schultern aufziehend und in ein pruſtendes Kichern ausbrechend.

„Ja, ja! Wir wollen jetzt aufhören!“ erwiderte Leitner und begann ſein Malzeug einzuräumen. Anna ſchlüpfte in ihre Kleidung und beſah ſich mit der Prinzipalin die Frucht ihres einſtündigen Modellſtehens. Die beiden konnten aus der ſie ſonderbar anmutenden Farbenſtudie nicht recht klug werden.

„Bin i dönn wirkli ſo g'flecklet?“ fragte Anna die Prinzipalin ganz verwundert und hörte Leitners kurze Erklärung, daß die Lichtwirkung zunächſt in Geſtalt von Flecken auf der noch ganz grob vorgetragenen Skizze erſcheine, mit beſcheidener Ungläubigkeit an. Obwohl ihn ſchon die erſte Rede und das plumpe Gelächter des Mädchens völlig ernüchtert hatten, betrieb er doch ſeinen Aufbruch mit deutlicher Haſt und dankte Anna für ihren ungewöhnlichen Dienſt flüchtiger, als ſie erwartet hatte.

Die aufgenommene Skizze dünkte ihm zwar noch

sehr ungenügend, aber er kehrte nie mehr nach der Menagerie zurück.

Leitners Atelier befand sich nicht in demselben Hause, in welchem er wohnte, sondern im Hinterbau eines schräg gegenüberliegenden andern Gebäudes. Fanny suchte ihren Gatten niemals bei der Arbeit auf, außer zu zufälligen dringlichen Mitteilungen und, wenn er sie einlud, ein neues, der Vollendung entgegenreifendes Werk zu besichtigen. Betrat sie das Atelier, dann sprach sie auch ihre Meinung über das, was sie sah, unumwunden und ohne verliebte Voreingenommenheit aus. Zu Hause, beim Mittagsmahl, in der traulichen Zwiesprache vor der Lampe war von allgemeinen Kunstangelegenheiten, von Bildern anderer Maler, von Kunstgeschichte oft die Rede, so daß Fanny mit den grundsätzlichen Kunstzielen ihres Gatten wohl vertraut war. Aber nur in der Gestalt eines ruhigen Geistesaustausches befaßte sie sich mit seinem Berufsleben. Das Gären und Ringen der Künstlerseele, aus dem das neue Werk geboren wird, kämpfte er allein in der Einsamkeit des Ateliers durch. Wenn er verstimmt, nervös erregt die Atelieratmosphäre in das häusliche Beisammensein übertrug, dann beeilte sich Fanny, ihn sanft, ohne daß er es merkte, oft mit kindisch kleinen Mitteln, in schwierigeren Fällen mit feineren Künsten überzuleiten auf ein friedsames Gebiet, das Gehirn zu beruhigen. Sie sprach es in traulichen Stunden wiederholt aus, daß sie ihren Beruf als Künstlersfrau dahin auffasse, dem Gatten das

seelische Gleichgewicht zu sichern. Den Künstler könne, ja dürfe sie nicht in seiner Empfindungswelt beeinflussen wollen, der sei auch in der Ehe frei, auf ihn beziehe sich die Seelengemeinschaft nicht. Mittelbar aber behüte sie auch den Künstler vor Gefahren, wenn sie dem Manne die Frische des Gemütes bewahre, ihn immer wieder aus dem aufregenden, überreizenden Banne des Berufes mit lockender Miene und schmeichelnder Hand zurückleite zu sorglos friedsamem Menschentum.

Leitner war wiederholt vom Stuhle aufgesprungen, hatte das Bild aus der Ferne betrachtet, sich wieder an die Arbeit gesetzt, war dann auf und niedergegangen und schließlich hatte er sich auf den mit einem orientalischen Teppich bedeckten Diwan geworfen; eine Cigarette nach der andern hatte er dabei geraucht, daß das Atelier von scharf duftendem blauen Dunst erfüllt war; abgebrannte Zündhölzer waren überall herumgestreut.

Es war nichts, es wurde nichts. Es kam nicht heraus, was ihm vorschwebte. Die Skizze der Hauptfigur, der Tigersphinx, bot nicht genug. Die Erinnerung war anders; aus der Erinnerung kann man aber nicht malen. Das war flach, stimmungslos, ein Fleisch, wie es ein Warsten und andere Kerle auch so geleckt, so süßlich malen, der Gesichtsausdruck gemacht, eine Larve, Unnatur, aber nicht übernatürlich. Der Akt des Jünglings, der unter den Tatzen der lächelnden Tigersphinx lag, war am Ende nicht übel.

Aber das riß die Sache nicht heraus. Der Engel da hinten mit dem Ecce-Homo auf dem Schild, der den Speer auf das Ungeheuer schleuderte, er war grau, nichts weiter als grau, wie ein Theatergeist, statt in magischem Silberlicht zu glitzern und zu leuchten. Darum harmonierte die Geschichte auch nicht. Die Orchideen, die als ein Urwald seltsamer Formen und zarter Farben sich ringsum rankten, waren richtig beleuchtet, sie hatten Ton; aber der Engel kam eben nicht heraus, er blieb immer und immer kalt, wurde von den leuchtenden Blumen, die ihr Licht von ihm haben sollten, totgeschlagen. Die Orchideen waren an dem ganzen Kitsch somit das Beste — natürlich — es standen ja zwei Exemplare, die er beim Gärtner gekauft hatte, vor ihm. Abschrift der Natur, nicht mehr, nicht weniger ist die Kunst. Nur darum handelt es sich, daß die Abschrift auch im kleinsten richtig sei. Noch nie hatte er ein so miserables Ding auf der Staffelei gehabt. Sie hatten wohl recht, die Genossen, die da sagten, mit solchem phantastischen Zeug, wie er es macht, komme man immer mehr von der Natur ab und verliere die Feinheit der Beobachtung des Wirklichen. Er konnte freilich dem Naturalismus, in den sie sich jetzt alle versenkten, keinen Geschmack abgewinnen. Diese kalkig weißgrauen Heiden mit blaukittlichen Männern und Weibern, diese holländischen Stuben mit ihren kahlen Wänden und großen Fenstern, in denen langweilige Mädchen reihenweise aufgestellt wurden, strickend oder betend, oder gar die Schauder-

geſchichten, die er in einzelnen Ateliers geſehen hatte, von ſterbenden alten Weibern in ſchmutziger Kammer, von hungerbleich an die ſkeletthafte Mutter ſich ſchmiegenden Kindern, das widerſtrebte ihm, das konnte er nicht als Schaffensziel annehmen. Er hätte nicht Maler ſein mögen, wenn das wirklich die einzig mögliche Zukunftskunſt werden ſollte. Aber die Leute konnten was. Das kam alles lebendig empfunden heraus, das hatte Licht, Luft, das ging aus der Fläche, mochte die Manier oft auch von roher Gewaltthätigkeit ſein. Sie richteten eben ihr ganzes Augenmerk auf die Qualität der Dinge, ſchärften ihr Auge für das Kleinſte, ſahen die feinſten Thonwerte und hielten ſich den Kopf frei von Vorſtellungen, die ſich nicht erſchöpfend realiſieren ließen, weil alles nur Gedachte, wenn's verkörpert werden ſoll, hinter der Feinheit deſſen zurückbleibt, was die Natur dem ſinnlichen Auge bietet. Da nützen einzelne Modellhülfen nichts. Hat man das Bild in der Seele noch ſo klar geſchaut, in der Verkörperung zeigen ſich Lücken, man muß zu konventionellen Lügen, zu Kniffen greifen, die über den Mangel täuſchen. Die Natur iſt zu groß für unſer Gehirn. Wir können ſie nicht aus uns ſelber nachſchaffen, denn wir können ihre feinſten Züge nicht im Gedächtnis bewahren; wir müſſen ſie immer leibhaftig vor uns haben, wie ein Schüler die Muſterſchrift, nur daß der einmal durch Übung lernt, ohne Muſter zu ſchreiben, wir aber niemals die Natur auswendig lernen. Aber er konnte nicht aus ſeiner Haut heraus, er konnte

nicht sein ganzes Empfinden umkrämpeln, das immer wieder zum Traumhaften, phantastisch Symbolischen oder romantisch Märchenhaften ihn hinüberzog. Auf der Akademie hatte er es nicht gelernt, da war er deshalb oft genug getadelt worden; an einem Vorbild hatte er sich auch nicht versehen, denn wenn auch Gabriel Max auf ihn einen besonders tiefen Eindruck gemacht hatte, so war seine Art doch von der dieses Meisters völlig verschieden. Es saß ihm eben in der Seele, daß die Natur, so wie er sie sah, ihm nicht genügte, daß unbewußt, ja wider Willen, eine Stimmung, die ihn mächtig erfüllte, sich zu phantastischen Gebilden verdichtete. Gegen die Pflichten seines katholischen Bekenntnisses war er gleichgültig, aber in seiner Phantasie war der Katholicismus so fest eingewurzelt, daß bald der dornengekrönte Gekreuzigte, bald die von Engelsscharen umgebene Himmelskönigin ihm in die Vorstellung kamen und ihn mit Andacht erfüllten, wenn im Hochland, das er so sehr liebte, schwarze Wolken um die Berge zogen und die Donner durch die Schluchten in unaufhörlichem Widerhall krachten, oder der grüne See im Mittagssonnenglanz strahlte und lächelte, die Gipfel der Berge sich in stolzer Schönheit vom azuren leuchtenden Himmel abhoben. Er hatte sich als Junggeselle nicht in genialischer Zuchtlosigkeit verloren, aber die sinnliche Schönheit des Weibes war für ihn ein allmächtiger Zauber, und so gab es auch wieder Stimmungen, in denen üppige, lächelnde Huldgestalten mit ihren Reizen ihn um-

gaukelten, wenn es im Atelier zu dämmern begann und er noch auf dem Diwan liegend mit einer Cigarette eine Weile verträumte, ehe er nach Hause ging. Sein Leben war bescheiden, aber ohne einen schweren Druck verlaufen. So war er auch eine kindlich heitere Natur, die sich der kleinsten Dinge freuen konnte. Und doch kam es manchmal über ihn, wie ein großer Schmerz, wie eine untilgbare Sehnsucht. In künstlerischer Arglosigkeit kannte er wenig von den Dingen des Lebens, aber mit Eifer griff er alles auf, trug es grüblerisch mit sich herum, was ihm von solchen Dingen zu Ohren kam, und nahm es außerordentlich schwer damit. So war er ein Träumer, eine sensitive Natur, die immer mit der Phantasie dachte und alles Thatsächliche mit der Phantasie über natürliches Maß steigerte. Er empfand dies als eine Schwäche und klammerte sich mit ängstlicher Begierde an Fannys wohlthuende, heiter kräftige Natürlichkeit. Aber den künstlerischen Zwiespalt konnte sie ihm nicht nehmen, den fürchterlichen, der ihm, dem Wohlgeschulten, immer wieder auf der einen Seite die Natur in ihrer unerschöpflich reichen Wahrhaftigkeit vor Augen stellte wie die Sprache des künstlerischen Gewissens und auf der andern Seite ihn mit höchster Begierde erfüllte nach der Verwirklichung von sinnlich-übersinnlichen Träumen, die wie farbige Melodien in seiner Seele lebten.

Während Leitner mit den Schmerzen verstimmter Schaffenslust rang, kam Fanny eilfertig und freudig in das Atelier.

Sie brachte den Brief eines Berliner Kunsthändlers, worin dieser mitteilte, ein schlesischer Kavalier habe für das bei ihm ausgestellte Bild des hl. Georg, das Leitner vor einem Jahre gemalt hatte, eine dessen Preisnotierung zwar nicht erreichende, aber doch, wie er meine, annehmbare Summe geboten. Leitner hatte 8000 Mark verlangt, der schlesische Graf sechstausend geboten. Das Bild war ziemlich umfangreich und hatte bei seiner ersten Ausstellung im Kunstverein wohl manchen Widerspruch gegen die Auffassung, aber auch lebhafte Anerkennung der gediegenen Durchführung gefunden. Es stellte die Rettung der Jungfrau aus der Gewalt des Drachen in eigentümlich phantastischem, dekorativ-monumentalem Renaissancestil dar. Georg trug eine reich vergoldete Silberrüstung und einen mit getriebenem Figurenwerk ausgestatteten Helm im Stil aus der Zeit Karls V. Ein bartlos bleiches Jünglingsgesicht sah aus der das Kinn noch mit der Halsberge umpanzernden Rüstung. Eine rote Samtdecke mit Goldstickerei bedeckte den Sattel, in welchem der Reiter zwischen zwei hohen Kämmen saß. Die fliegende Mähne und der dichte lange Schweif des milchweißen galloppierenden Pferdes spielten in Lockenringeln, die sich wie ornamentale Schnörkel ausnahmen. Auch der buntfarbig glitzernde Drache, dem der Speer in den offenen Rachen fuhr, erschien in seinen Schwanzwindungen stilisiert. Auf einem Felsen stand in malerisch gefaltetem, gelbem Gewande mit im Winde flatternden Zipfeln die blonde Jungfrau, deren langes Haar sich gleichfalls orna-

mental ringelte. Azurblaues Meer breitete sich am Fuße des Felsens mit weißen Wogenkämmen, die wiederum stilisiert waren. Hoch oben auf steilem Bergesgipfel sah man eine Burg. Das in milder Farbenschönheit glänzende, sonnig helle Bild bot in der idealen Jünglingsgestalt des Helden, wie in der lieblichen Erscheinung der die Hände ringenden Jungfrau statt der süßlichen Romantik früherer Art eine naivere Märchenhaftigkeit, welche die phantastisch spielenden zierlustigen Manieren alter Holzschnittmeister in verfeinerter Weise auf die moderne Malerei anwendete. Während viele Maler und Kritiker sich darum gestritten hatten, ob eine solche Manier außerhalb der architektonischen Wandmalerei bei einem selbständigen Staffeleibilde statthaft sei, hatten die Architekten und mit ihnen auch jene Maler und Kunstfreunde, die mitten in der kunstgewerblichen Stilbewegung standen, ihre helle Freude an dieser kühnen That Leitners, sich vom herkömmlichen Hochmut des Historienmalers zu befreien und sein großes Können in den Dienst einer Harmonie mit verwandten Künsten zu stellen. Leitner aber war auch diesmal nicht durch verständige Überzeugung auf den Gedanken gekommen, sondern das, was er immer wieder von der herrschenden Renaissancebewegung in seinen Kreisen hörte und sah, hatte seine Phantasie traumhaft mit der Vorstellung eines dunkelgetäfelten Saales, mit funkelnden Rüstungen, goldenen und silbernen Humpen, einem riesigen Kachelofen, wappengeschmückten hohen Fenstern, einem langen Tisch

mit dem hohen Ehrenstuhl an der Spitze, erfüllt, und da hinein hatte er seinen St. Georg gedichtet, der als das Sinnbild edler Ritterschaft, die schwere Dunkelheit des Raumes durchbrechend, von der Wand lichtfroh herabglänzen sollte. In München fand sich kein Käufer für das „sonderbare" Bild, wie es die Kunstvereinsabonnenten in scheuer Ratlosigkeit nannten. So war es auf Reise gegangen und nach Berlin gekommen.

„Du wirst doch annehmen?" sagte Fanny, dem Gatten den Brief, dessen Inhalt sie kurz erzählt hatte, überreichend.

„Freilich! Freilich!" antwortete Leitner geistesabwesend und vertiefte sich in den Brief.

Der heilige Georg war ihm lieb gewesen, und so kam über den eben noch Verstimmten ein atemlösendes, blutbelebendes Behagen, als er las, der Bewerber, einer der vornehmsten Magnaten, habe das Werk für eines seiner Schlösser bestimmt, das den Hauptsitz der alten Familie bildete. Da war das Gemälde doch an einem würdigen Platz, da erfüllte es in einer gewissen Weise den Gedanken, der ihm beim Schaffen vorgeschwebt hatte. Erst jetzt bedachte er die Ironie, die darin gelegen hätte, wenn irgend ein Fabrikant oder Börsenmensch etwa mit diesem so aus vollster Liebe für den Gedanken der Legende geschaffenen Werk sein Speisezimmer ausgeputzt hätte.

Fanny hatte das ihr bisher noch unbekannt gebliebene Bild auf der Staffelei beguckt.

„Na, was sagst Du jetzt? Freut Dich das nicht?“ wandte sie sich nach einer kurzen Weile an den Gatten.

„Na, natürlich!“ sagte er nunmehr frisch gelaunt, und die Gattin mit derber Zärtlichkeit an sich drückend, setzte er hinzu:

„Jetzt darfst Dir auch was wünschen, Schatzl! Hm, was wär' denn gerad' Deine Passion?“

„Du Leichtfuß!“ erwiderte diese. „Das Geld können wir recht gut gebrauchen ohne Extrascherze. Bin froh, wenn ich einmal ein Jahr lang nicht dem Papa zu nahe zu kommen nötig habe.“

„Ach was! Du mußt Dir was kaufen. Auf ein paar hundert Markl kommt's jetzt doch nicht an!“ entgegnete er.

„Nichts da, nichts da! Ich brauch' nichts und ich will nichts!“ lautete die Antwort.

Dabei machte sich Fanny von der Umschlingung des Gatten los. Ihr Blick fiel wieder auf die Staffelei.

„Sag' mal, Poldl, was ist das eigentlich, was Du da machst?“ fragte sie, das Bild aufmerksamer als vorher betrachtend.

„Ach so! Das Teufelsding hat mich heute schon genug geärgert!“ sagte Leitner, aber in jovialem Tone, denn seine Mißstimmung war völlig verschwunden.

Alsdann erklärte er der Gattin den Inhalt des Bildes als die Darstellung des Ungetüms der menschenvernichtenden Wollust, das durch den Genius der unter Schmerzen siegenden Pflicht überwunden werde.

„Wie kommst denn Du gerade auf einen solchen Einfall?“ fragte Fanny trocken. „Sagst doch immer, alles, was der Künstler darstelle, müsse durchlebt sein, aus der eigenen Seele kommen. Das will mir aber bei Dir eine nur sehr äußerlich angeflogene Idee scheinen.“

Leitner erwiderte: „Malerische Ideen kommen immer von außen, durch etwas Geschehenes, das man dann weiterbildet, nach einer gewissen Richtung entwickelt! Aber die Sache ist Dir eben unsympathisch, weil Ihr Weiber immer nur in der Kunst verherrlicht sein wollt und Du etwas gegen das Weib Gerichtetes aus dem Bilde herausfühlst.“

Ich fühle etwas heraus, was Deinem Wesen fremd ist, gottlob fremd ist“, entgegnete Fanny. „So was malt ein blasierter, genußmüder Künstler, der sich interessant machen will, nicht ein unverdorben natürlicher Mensch, wie Du. Das sind so moderne Ideen, die in der Luft liegen. Von der weiblichen Sphinx werden die Männer verführt und vernichtet. So etwas habe ich auch schon gelesen. Ich kann keine große Weisheit darin finden, wenn man eine als groß sich gebärdende Idee auf Erfahrungen aufbaut, die reinliche Leute überhaupt nicht machen. Wer im Weibe eine verderbliche Bestie sucht, der hat danach gelebt und verdient es nicht, Besseres zu erfahren, was ihm fremd geblieben ist. Daß Du solches Zeug malst, thut mir eigentlich leid. Übrigens ist das Ding famos gemacht.“

„Findeſt Du?“ rief Leitner lebhaft.

„Ich würde es nicht ſagen, wenn's nicht meine Überzeugung wäre. Das weißt Du doch.“

„Na, dann wär' ja alles gut!“

„So ſeid Ihr Maler! Alles iſt Euch die Mache, das Wie, und dabei redet Ihr von Empfundenem, Durchdachtem.“

„Weil, was gut gemalt iſt, naturnotwendig auch richtig empfunden ſein muß.“

„Ach geh'! Was nennt Ihr denn eigentlich in Eurem Jargon „empfunden“? Was ſollſt Du bei dieſem Bilde empfunden haben, das Dir doch innerlich ganz fremd iſt?“

Leitner beſann ſich eine Weile und erwiderte dann ſehr ernſt:

„Weißt Du auch, daß Du mir damit den ſchlimmſten Vorwurf, den es für einen Künſtler geben kann, machſt, den der Lüge, des gemachten Scheines?“

„Aber ich kenne Dich doch gut genug“, wendete Fanny ein, „um zu wiſſen, daß ſo etwas nur zufällig, rein äußerlich an Dich herangekommen ſein kann, was weiß ich, durch welchen Anſtoß!“

Eine kurze Pauſe entſtand, während welcher Leitner, unſchlüſſig mit den Händen in den Taſchen, bald auf das Bild, bald auf ſeine Gattin und dann auf die Fußſpitzen ſeiner koketten Lackpantöffelchen ſah.

„Soll'n wir zu Papa gehen, ihm die Neuigkeit erzählen oder willſt Du noch bis zum Eſſen arbeiten?“

Mit dieser Frage unterbrach Fanny die Pause.

„Da setz' Dich einmal her!“ sagte Leitner und zog sie am Handgelenk gegen den Diwan.

„Na, was bedeutet denn das?“ fragte sie erstaunt und leistete seinem Wunsche Folge.

An das Kopfende des Diwans, in halb sitzender Stellung gelehnt, sprach er:

„Du begreifst nicht, wie ich zu dem Bilde komme? Es gefällt Dir nicht, weil Du es für erkünstelt, manieriert hältst? Schau, Schatz, da kannst Du sehen, wie gefährlich es ist, so schnell zu urteilen, ob und was ein Künstler bei einem Bilde empfunden hat, und ihm gar die echte Empfindung abzustreiten. In diesem Falle hast Du ein besonderes Recht, zu erfahren, wie das Bild entstanden ist.“

Fanny sah ihn ängstlich fragend an.

„Brauchst nicht bang zu sein!“ sagte er lächelnd. „Was ich Dir da sage, das macht ein anderer mit sich ab, ohne daß die Frau je eine Ahnung davon bekömmt. Ich hab's mir ja auch in dem Bilde sozusagen von der Seele gemalt. Aber jetzt kann ich nicht heucheln, Dich nicht im dunklen lassen, wo Dir gerade dies Bild nicht zu meinem Wesen passen will.“

Nun erzählte er ihr die Vorgänge in der Menagerie mit rückhaltsloser Offenheit.

Als er geendet hatte, starrte Fanny vor sich hin und sagte, wie im Selbstgespräch:

„Es ist unfaßlich, grauenhaft!“

„Aber, Schatz, Du wirst doch nicht bekümmert

darum sein?“ rief Leitner ängstlich und umschlang, ihr zur Seite rückend, ihren Hals. „Ich schwöre es Dir, es war nichts weiter als ein wüster Traum.

Fanny faßte seinen Kopf mit beiden Händen, sah ihm mit schmerzlicher Zärtlichkeit ins Auge und gab ihm dann einen innigen Kuß auf den Mund.

„Ich glaub' Dir, Poldl, und dank' Dir für Deine Bravheit!“ sagte sie dann. „Aber mir ist ganz schwindlig bei dem Gedanken, daß so etwas sogar einem so braven Menschen mit einer wahren Kindesseele, wie Du es bist, geschehen kann. Ich sehe etwas vor mir, etwas Schreckliches, woran ich nie gedacht habe. Wir armen Frauen! Da baut man mit liebender Sorgfalt einen Tempel auf, an dem jeder Stein von dem Gedanken belebt ist: „Du willst ihm die Erde zum Paradies machen!“ Da bildet man sich in thörichter Eitelkeit ein, man habe Zauber zu vergeben, die den Mann unlöslich mit uns verschmelzen. Jawohl! Die Blöße eines Schaubudenmädchens kann genügen, alles ins Wanken zu bringen.“

„Aber, so beruhige Dich doch!“ unterbrach sie Leitner. „Du grübelst da zu viel und übertreibst in Deiner Sorge.“

Fanny erwiderte kopfschüttelnd:

„Du beschwichtigst mich. Aber auf Deinem Bilde, das ich jetzt mit anderen Augen ansehe, ist nicht die Liebe, da ist, wie Du sagst, die schmerzvolle Pflicht die Siegerin, das blutige Zeichen der Entsagung ihr Symbol.“

„Ich mußte doch den Gedanken verallgemeinern, auf die Höhe einer großen Idee bringen, durfte nicht im Persönlichen stecken bleiben. Hätte ich Dich statt des Genius mit dem Ecce-Homo-Schild hingemalt, wer würde den Gedanken verstehen?“

„Und so“, erwiderte Fanny erregt, „ist's etwas ganz anderes geworden, was mir nicht gefällt! Das blutige Christushaupt bedeutet die düstere Flucht vor allem, was Weib heißt. So wie der Mönch vom Weibe denkt, so ist Dein Bild gemalt. So aber sollst, so darfst Du nicht denken! Nicht zum Kreuze brauchst Du zu fliehen, um Dich vor bösen Geistern zu schützen, Du hast einen andern Zufluchtsort.“

Ihre sonst so mild gelassenen Züge hatten ein ernstes Wesen angenommen. Die Wangen hatten sich gerötet, die Lippen zuckten, während sie, den Blick niedergeschlagen, mit nervösen Fingern an ihrem Haar nestelte.

„Das weiß ich ja!“ sagte Leitner, die schmollend Widerwillige an sich ziehend, küssend und liebkosend.

Sie entwand sich ihm und, vom Sopha aufspringend, sagte sie:

„'S ist ordentlich schwül hier. Geh! Arbeite nicht weiter! begleite mich zu Papa.“ Dann stellte sie sich vor das Bild, es noch einmal eindringlich prüfend.

„Na, meinetwegen!“ sagte er nach einer kleinen Pause der Zögerung. „Muß Dir ja wohl was zu Gefallen thun!“

„Das sollst Du auch!“ rief Fanny. „Da komm' mal her! — So, und jetzt giebst Du mir einen schönen,

recht schönen Kuß gerade vor diesem abscheulichen Bild."

„Na, willst Du nicht?" fragte sie gereizt, als Leitner verwundert lächelnd zögerte.

Sie beantwortete seinen Kuß mit für ihre sonstige Art ungewöhnlich wilden Liebkosungen und sagte dann:

„So, jetzt magst Du daran weiter malen. Jetzt hab' ich die Geister, die da drinnen stecken, beschworen!"

Mit einem höhnenden Lächeln nickte sie dabei dem Bilde zu.

„Jetzt fängt das Ding wahrhaftig zu schwärmen an!" sagte Leitner lachend.

„Oh! Ich kann es auch, wenn ich will, und man wird auch hier wahrhaftig, wie verhext!" antwortete Fanny. „Aber jetzt vorwärts, in andere Luft, Du böser Geisterbeschwörer, Du!"

Dabei schlug sie Leitner, der seinen Rock wechselte, derb auf den Rücken.

„Na, na!" sagte dieser.

„Spiel' eben auch ein bischen Tierbändigerin!" entgegnete sie spitz.

Die herzhaft freudige Teilnahme des Vaters an dem Bildverkaufe klang noch das Mittagsmahl des Ehepaares würzend freundlich nach und leitete zu mutwilligem Geschäker beim Kaffee über. Leitner war wieder, wie immer, wenn seine Phantasie ruhte, ein frohgelaunter, kindisch mutwilliger Bursche, als wäre er noch ein junger Akademiker. Fanny war mehr als

je gelaunt, dem „Kindskopf“ willfährige Genossin zu sein. Als Poldl aber ins Atelier zur Arbeit gegangen war und sie an ihrem Nähtischchen vor dem Fenster saß, da verflüchtigte sich langsam der Nachklang dieser frohen Gemütsbewegung und, da der Geist doch das Bild des Gatten festhielt, wandelte sich die Fröhlichkeit in eine ganz gegenteilige Stimmung trüb nachdenklicher Wiedererweckung der vormittägigen Eindrücke und Stimmungen.

Ein sonniges Idyll war bisher ihre Ehe gewesen, dessen heiterer Lichtglanz nur zeitweilig durch die vergebliche Sehnsucht nach einem Kinde ein wenig beschattet wurde. Mit glücklichstem Erfolg hatte ihre klug sinnende Liebe immer die einzige Sorge überwunden, daß das Gemüt des Gatten sich gesund erhalte in den aufregenden Kämpfen seines ernst strebenden Künstlertums. Unschuldigen Sinnes in die Ehe getreten, als Frau jedem Einflusse, der ihre quellreine Natur mit dem Staube zweifelhafter Eindrücke hätte trüben können, entrückt, empfand sie alle beglückenden Stimmungen, allen süßen Zauber des Liebeslebens mit der unbefangenen Heiterkeit eines Wesens, das in dem völligen Ineinanderwachsen mit einem andern Wesen die naturnotwendige Vollendung des eigenen, unerschöpflichen Empfindens sah. Und sann einmal in stiller Einsamkeit die kluge junge Frau über das Geheimnis ihres Glückes nach, dann fand sie eben auch keinen anderen Schluß, als daß es so sein müsse, als ein notwendiger Bestandteil der menschlichen Jugend,

wie das Blühen und Grünen der Natur. Eine unglückliche Ehe war ihr eben eine Abnormität, ein Abweg vom Natürlichen. Jetzt aber trat ihr das Natürliche in unerwartet schreckhafter Gestalt entgegen, zerriß das sonnig liebliche Idyll, als das ihr die Liebe bisheran erschienen war und enthüllte im Manne ein Wesen, das so ganz anders war, als sie bisher den geliebten Gatten betrachtet hatte. Wilde tierische Gewalten sollten herrschen, wo sie bisher ein von den höchsten Gefühlen gelenktes Spiel der Natur gesehen hatte und, was ihr bedingt schien von innigster Seelengemeinschaft, das war nichts anderes, als was die nächste beste Dirne mit einer Entblößung erzielen konnte? Nicht ein wundersam geheimnisvolles Band fesselte ihn, jedes andere Weib von seinem Gefühlsleben ausschließend, an sie, sondern nur eine nüchterne Rechtlichkeit, eine kalte Erkenntnis der beschworenen Pflicht hinderte den freien Lauf seiner natürlichen Triebe. Ein Frieren ging durch ihre Seele, der Zaubergarten ihres Liebestraums verschwand, und an seiner Stelle sah sie ein nüchternes Gesetz, eine gemütsleere Anordnung, die den Mann zwang, ihr allein anzugehören, wie es anderen Zwang der öffentlichen Ordnung giebt. Mochte dieser Zwang veredelt werden durch ein Gefühl der Dankbarkeit, des Mitleides gegen diejenige, deren arglose Liebe er nicht hinterlistig täuschen wollte, die Thatsache blieb, daß die seelische Macht, die ihr bisher das Wesen der Liebe gedünkt hatte, ein höchst fragwürdiges Ding war.

Ein Besuch unterbrach ihr Sinnen.

Die Frau Hauptmann Bimmerl, die im dritten Stock wohnte, kam, wie öfter, wieder einmal mit der Handarbeit zu ihr, ein Stündchen zu verplaudern. Die kleine, zarte Frau hatte noch immer in dem lieblich lächelnden Mund, in den etwas sentimental blickenden blauen Augen die Anmut, welche die Baronesse Hilda Rombach zu einem der reizendsten jungen Mädchen Münchens gemacht hatte. Fünf Jahre waren es her, seit der joviale Hauptmann Bimmerl vom zweiten Infanterieregiment die neunzehnjährige maiglöckchenhafte Blume an seine damals noch kraftvoll stattliche Persönlichkeit gefesselt hatte. Die adelige Verwandtschaft und die Freundinnen Hildas hatten zwar deren Liebe zu dem schönen Offizier nur mit dem Zusatze „wenn er doch nicht Bimmerl hieße" begreiflich gefunden, aber die kleine Frau Bimmerl war in ihrem bescheidenen Hauswesen sehr glücklich geworden. Hauptmann Bimmerl war in den wenigen Jahren aus der kraftvollen Stattlichkeit zu einem gewissen Embonpoint gelangt, das, wenn sie Arm in Arm gingen, die zierliche Frau noch mehr als früher, wie ein zerbrechliches Spielzeug, das der Gatte recht vorsichtig anfassen mußte, erscheinen ließ. Frau Bimmerl aber hatte ihrem Gatten indessen drei Kinder geschenkt und konnte nicht mehr verbergen, daß der Storch vor etlichen Monaten seinen vierten Besuch angekündigt habe. Da konnte es denn nicht fehlen, daß der Teint etwas gelblich geworden war, unter den Augen die Haut sich faltete

und die Züge sich verschärft hatten. Und doch, trotz der drei Kinder, trotz des augenblicklichen Zustandes waren in ihrem Wesen noch immer die Spuren des ehemaligen psychenhaften Zaubers zu erkennen. Ein ungekünstelter Hauch der Kindlichkeit, der Ausdruck unendlicher Sanftmut und freundlich zutraulicher Bescheidenheit verwischten alles Frauenhafte an ihr und erweckten eine Art Mitleid mit ihrem Zustande. Sie hatte sich aber bitter darüber gekränkt, als sie vor einigen Tagen am Arme ihres Gatten durch die Theatinerstraße ging, gar nicht mitleidsuchend, sondern mit heimlichem Stolz, und eine vorübergehende Dame zu ihrer Begleiterin allzulaut sagte:

„Du lieber Gott! Das arme kleine Weiberl!"

Fanny verstand sich mit der herzensguten und munteren Frau ganz ausgezeichnet. Die Familie Bimmerl wohnte erst seit einem Jahre im Hause, und die allmählich entwickelte Annäherung der beiden Damen war noch nicht zu einer ausgesprochenen Freundschaft gelangt, aber gewisse Förmlichkeiten, die man noch aufrecht erhielt, hemmten nicht eine Vertraulichkeit, für die allerdings die Frau Hauptmann viel mehr Bedürfnis hatte als Fanny, so daß sich das unlogische Verhältnis herausstellte, daß die kürzere Zeit verheiratete, kinderlose Frau die überlegene, mehr annehmende als mitteilende, häufiger um ihre Meinung befragte, als selber Rat holende war.

Die Frau Hauptmann schwatzte gern und viel. Es war etwas nervös Sprudelndes, die Gedanken

Jagendes und alles Mögliche in ruhelosem Eifer Berührendes in ihrer Gesprächsweise. So hatte man allerlei aus Stadt und Haus, vom Hoftheater und von der Kinderstube, von den Dienstboten und den königlichen Prinzen berührt, als die Frau Hauptmann bei schicklicher Gelegenheit, sentimental aufseufzend, sagte:

„Ach, Sie wissen ja, daß ich meinen Mann wahrhaftig liebe und mir nie eine bessere Ehe wünsche . . . ."

Fanny lächelte hier ein wenig vor sich hin, denn die Frau Hauptmann war verliebt, wie eine Neuvermählte, konnte aber im Gegensatz zu einer solchen von einer Offenherzigkeit sein, deren Naivetät sie im stillen oft „entsetzlich" fand.

„Aber", fuhr die Sprecherin fort, „sehen Sie, ein Offizier ist eben Offizier. Der Dienst wird immer strenger, Verdrießlichkeiten giebt es, gar für einen Kompagniechef, die Menge, große Verantwortlichkeit ist auch dabei. Da kommt so ein Mann nicht immer in der besten Laune nach Haus. Ist er nicht schlechter Laune, na ja, dann macht er eben seine Späßchen und Scherze. Nachmittags geht er ins Café, abends zum Bier. Ach, ich beklage mich ja nicht! Aber es ist doch eigentlich sehr prosaisch! Ihr Mann dagegen, das ist ein Künstler, noch dazu ein genialer Künstler! Da ist eine Ehe doch viel poetischer!"

„Poetischer?" erwiderte Fanny. „Das mag wohl sein! Aber einer Künstlersfrau bleibt darum doch auch

nicht, wie Sie zu glauben ſcheinen, die Ehe ein romantiſches Gedicht, und vielleicht iſt eben um deswillen, was Ihnen poetiſch ſcheint, unſere Aufgabe ſchwieriger."

„Daran zweifle ich nicht", entgegnete die Hauptmannsfrau. „Ich wäre nicht geſcheidt genug für einen Künſtler. Ihnen fällt das ja nicht ſchwer."

„Meinen Sie?" erwiderte Fanny gedehnt.

Achtes Kapitel.

Wernikows veranstalteten im Mai, als sie die Villa vollständig eingerichtet, eine große Abendgesellschaft. Frau von Wernikow hatte streng exklusiv sein wollen, allein ihr Gatte hatte darauf bestanden, daß verschiedene Bekannte, insbesondere Künstler, die nicht zur sogenannten „ersten" Gesellschaft gehörten, in die Einladungen einbezogen wurden. So befanden sich unter andern auch die Familie Warsten, das Ehepaar Leitner, Baron Eresing, Direktor und Assessor Braunschmidt unter den Geladenen. Baronin Zankenhausen war schon auf ihren Landsitz übergesiedelt, hatte aber mit Frau von Wernikow verabredet, daß sie auf eine Einladung jedenfalls „hereinkommen" werde. Die äußere Anordnung des Festes war glänzend, ganz im Stile eines großen Hauses. Frau von Wernikow lächelte nur freundlich, war aber von Freude erfüllt, als Graf Tatzenhofen, ihr die Hand küssend, sein Kompliment über das fürstliche Paradies, das sie sich geschaffen, aussprach. Auch Baronin Zankenhausen fand

mit gutmütiger Beschützerinnenmiene, daß alles ganz reizend arrangiert sei, vor allem aber, daß die Wirtin selber bildschön aussehe. Das war in der That der Fall. Wie immer hatte Frau von Wernikow geschmackvoller als der Durchschnitt der Münchener Damen Toilette gemacht und die hohe, alle außer der gleich großen Baronin Zankenhausen, überragende volle Gestalt mit der schneeweißen Blondinenfarbe des Halses und der Arme trat aus ihrer weiblichen Umgebung als aparte Erscheinung hervor. Ein ganz eigenartiges Widerspiel fand sie in Warstens jugendlicher Tochter, der liebreizenden Fee. Die beiden Blondinen in ihrem eigenartigen Gegensatze wurden denn auch lebhaft besprochen. Dabei wurde wohl auch gelegentlich auf Frau Warsten hingewiesen, deren Schönheit zwar bereits in der Überreife, aber doch mit den beiden andern schon um des Reizes dreier deutlich unterschiedener Stufen willen zusammenzustellen sei. Die gute Frau wußte davon selber nichts. Sie hielt sich bescheiden im Hintergrund, wie eine richtige Ballmutter, und ihr alter Freund, Direktor Braunschmidt, war es vor allem, der sich mit ihr unterhielt, daneben noch ein oder der andere ältere Kollege des Gatten. Sie schien es gar nicht zu empfinden, daß sie noch immer, trotz der erwachsenen Tochter, ein anderes Recht auf die ritterlichen Aufmerksamkeiten der Herren gehabt hätte als das der Matrone. Warsten hatte sie der Baronin Zankenhausen vorgestellt, die sich aber nur in eine kurze, von prüfenden

Blicken begleitete Unterhaltung mit ihr einließ. Entzückt zeigte sich die Baronin dagegen von Fee, nicht nur dem Vater gegenüber, sondern sie überschüttete auch diese selbst mit Schmeicheleien und scherzte mit ihr herablassend. Trotz der Konkurrenz der Damen des Hauses und Fees, hatte die Baronin, die ihren Gatten auf dem Schlosse zurückgelassen hatte, sich nicht über Mangel an Huldigungen zu beklagen. Am liebsten hielt sie es mit der ungewohnten Gesellschaft der Maler, denen die stattliche Frau mit den verwegen blickenden dunklen Augen um so mehr gefiel, als sie einen ermunternden, etwas burschikosen Ton anschlug, den sie mit großer Grazie durchführte. Im besonderen Maße zeichnete sie aber Warsten aus, den sie seit seinem flüchtigen Besuch in ihrer Loge während des Armenballes nicht mehr gesprochen hatte.

Warsten, von der pikanten Frau mächtig angezogen, entwickelte in sprudelnder Laune sein von eleganten Manieren unterstütztes witziges Plaudertalent. Der stattliche Mann mit dem mattblonden, wohlgepflegten Vollbart, den großen blauen Augen und dem etwas dunkleren, von wenigen Silberstreifen durchzogenen Haar, das sorgfältig gewellt und gescheitelt die hohe Stirn bekrönte, machte in der Salontoilette eine vortreffliche, sympathisch wirkende Figur. Je mehr die Baronin fühlte, daß sie auf den Maler Eindruck übte, desto lebhafter wurde sie auch von ihm angezogen. Die überschwengliche Art, mit der sie Fee, sobald diese in ihre Nähe kam, umschmeichelte und

liebkoſte, entſprang einem unklaren Drange, der in dem ſchönen Mädchen die Tochter ihres Vaters ſpürte und dadurch zu ſtärkeren Empfindungen hingeriſſen wurde.

Indeſſen machte ſich mehr und mehr, als die zahlreiche Geſellſchaft ſich aus dem bunten Gewirre des Anfanges löſte, ein Riß geltend, der trotz der äußerlich lebhaften Bewegung, die in den Räumen herrſchte, eine innigere Verſchmelzung der Geladenen zu einer einheitlichen frohen Geſelligkeit nicht aufkommen ließ.

Die adeligen Damen und, ihnen folgend, ein kleiner Stab ihrem Kreiſe zugehöriger junger Herren bildeten eine feſt geſchloſſene und unbewegliche Gruppe, die ſich nur als Zuſchauer gebärdete und dabei durch laute Bemerkungen, durch demonſtratives Kichern, Rückendrehen und ähnliche Manöver kundgab, daß ſie eine Geſellſchaft für ſich bilden wolle. Das konnte dem anweſenden preußiſchen Geſandten, einer in allen geſelligen Kreiſen Münchens populären Erſcheinung, nicht entgehen, wenn er es auch nicht zu bemerken ſchien, ſondern zwiſchen Adeligen und Nichtadeligen hin- und herſpazierend ſich köſtlich unterhielt.

Es entging aber auch nicht der Baronin Zankenhauſen, Graf Tatzenhofen und ganz beſonders auch nicht Herrn von Wernikow ſelbſt, während ſeine Gattin davon nichts zu merken ſchien, ſogar nicht beim Souper, wo ſowohl bei den älteren, wie bei den jungen Leuten, die geſondert ſpeiſten, die Stimmung eigentlich geſtört wurde.

Die Baronin ließ sich durch diese Wahrnehmung nicht in ihrem Vergnügen beeinträchtigen. Sie betrat zwar zuweilen den adligen „Ring", um dort zu versichern, daß sie sich köstlich amüsiere, was ihr sichtlich verübelt wurde, kümmerte sich aber ganz und gar nicht um die vorhandenen Strömungen. In ihrer übermütigen Stimmung leistete sie sich sogar den Witz, einer alten Gräfin, welche die Gesellschaft „sehr gemischt" fand, zu erwidern: „Ja, weil wir da sind!" und einem jungen Herrn ihrer Verwandtschaft sagte sie kurzweg:

„Ihr seid doch schreckliche Stockfische! Laßt so schöne Mädchen, wie die kleine Warsten den Malern und den Offizieren und bewacht, wie Ritter von der traurigen Gestalt, dieses aus allen Altersklassen gemischte Damenstift."

„Wir können doch unsere Damen nicht allein lassen!" erwiderte der etwas gigerlhafte Vetter.

„Ach was!" antwortete die Baronin. „Für junge Menschen, wie Du, ist alles, was ein hübsches Gesicht hat, „unsere" Dame."

Für die störende Stimmung während des rasch servierten Soupers wurde man hinterher dadurch entschädigt, daß die Gastlichkeit des Hauses Wernikow, während im Hauptsalon ein Tänzchen veranstaltet wurde, in den Nebenräumen immer noch Sektquellen offen ließ, eine Bowle daneben zur Auswahl stellte und in einem besonderen Rauchzimmerchen auch für Bier gesorgt hatte. Die alten Herren bekamen dunkel-

rote Köpfe, die Jugend beiderlei Geschlechtes wurde immer lustiger, und auch der adelige Ring, dessen Herren sich durch die in den Nebenräumen herumstehenden bürgerlichen Elemente nicht von dem Sektgenusse abhalten ließen, nahmen wenigstens unter sich teil an der allgemeinen Fröhlichkeit.

Baronin Zankenhausen tanzte wenig. Sie hatte sich in dem angenehmen Plauderwinkel eines Nebenraumes mit Warsten zusammengefunden. Dieser besorgte ihr ein Glas Sekt, das sie mit gierigem Durste trank, da sie bei Tisch von dem etwas schweren Weine wenig genossen hatte. Sie ließ sich dann noch ein zweites Glas von einem Diener reichen, an dem sie gelegentlich während des Gespräches nippte. Warsten, der dem Weine sehr zugesprochen hatte und auch jetzt noch sich den Champagnerkelch wiederholt füllen ließ, wurde gegen die schöne Frau immer galanter, und diese duldete seine Huldigungen auch dann noch mit lachender Heiterkeit, als sie sich einer bedenklichen Grenze näherten. Ehe sie sich's aber versahen, waren die beiden aus dem pikanten Getändel in eine schwüle Stimmung geraten. Warstens Redegewandtheit geriet ins Stocken, und mit nervöser Unruhe schien er den Zwang des Ortes zu empfinden; die Baronin ließ ihr halb unterdrücktes Lachen verstummen und heftete die Augen mit einem Ausdruck auf ihren Ritter, der diesen ängstlich umherspähen ließ, ob die Scene keinen Beobachter habe, während er sich ihr immer näher zuneigte und seine Stimme immer mehr

zum Flüſterton herabſtimmte. Sie ließ ihm ihre Hand, die er während ſeiner ſtolpernden Rede ſtreichelte, entfaltete einen großen Marabutfächer, ihn wie einen Wandſchirm ſeitwärts vorhaltend, und ein zuckendes Spiel der unmerklich ſich erbreiternden Lippen geſellte ſich zu dem trunkenen Blicke. Warſten hatte nichts mehr zu ſagen. Das Kühnſte war von ſeinen Lippen mit bebendem Atem gekommen, und ſie hatte es nicht nur duldſam, ſondern, wie es ſchien, mit begieriger Luſt angehört. Eine drückende Stille herrſchte zwiſchen den beiden.

„Reiſen Sie alſo wirklich ſchon morgen früh wieder nach Zankenhauſen, Baronin?“ fragte Warſten nach einer Weile mit Betonung.

Eine kurze Sekunde zögerte ſie, ehe ſie ſagte:

„Ja! Es geht nicht anders!“

Gleichzeitig ſtand ſie auf, dem überraſcht den Stuhl rückenden Warſten leiſe die Schulter berührend mit den ungeduldig dringlichen Worten:

„Bitte, bleiben Sie, bleiben Sie! Ich will ein wenig dem Tanze zuſehen!“

Ohne ſich weiter umzuſehen, ob er ihrem Wunſche gehorche oder ihr folge, ſchritt ſie mit leiſe raſchelndem Kleide ziemlich langſam dem anſtoßenden Salon zu. Dort ſah ſie ſich ſuchenden Blickes um, nahm die Begrüßung einiger Bekannten mit kurzen Bemerkungen hin und wandte ſich dann einer Fenſterecke zu, wo ſie wie eine beſcheidene Ballmutter hinter den ſchweren Draperien ſich an die Wand lehnte. Sie war dort

gar bald entdeckt, schlug aber die Aufforderung zum Tanze jedesmal aus und schenkte auch, den Tanzenden zuschauend, dem Redeeifer zweier um ihre Unterhaltung bemühten Herren nur die durch die Höflichkeit gebotene Teilnahme in ganz knappen Antworten und Bemerkungen. Schließlich nahm sie die Gelegenheit wahr, den Herren in so liebenswürdiger Form zu sagen, sie sollten sich ja nicht in ihrem Vergnügen stören lassen, sie sei vom vielen Reden etwas angegriffen, so daß diese sich zurückzogen.

Die Baronin stammte aus einem armen adeligen Hause. Der Vater war Ministerialrat im Kultusministerium. Mühsam brachten die Eltern es zuwege, das hochbegabte Mädchen in kümmerlich genügenden Toiletten in die Hofgesellschaft einzuführen mit dem Gedanken, daß, sofern das Glück nicht einen Freier bescheere, doch eine Hofdamenstelle erreichbar sein dürfte, wenn die Vorzüge der Tochter in der Hofsphäre zur Entfaltung kämen. Das Glück kam, so, wie es die Eltern verstanden, schon in der zweiten Saison in ausgiebigem Maße. Baron Zankenhausen war freilich eher häßlich als schön und trug in der Gesellschaft den Namen, „der dumme Zankenhausen" zum Unterschied von seinem in auswärtigen diplomatischen Diensten weilenden Vetter. Seine geringen Geistesgaben paarten sich noch mit einer eigentümlichen Neigung, humoristisch sein, den „fidelen Kerl" spielen zu wollen, was ihn zum Spielball der weiblichen, wie der männlichen Jugend machte.

Unerfahrene Freundinnen fanden es freilich unbegreiflich, daß ein so „interessantes" Mädchen, wie Helene, sich selber lächerlich mache, indem sie den dummen Zankenhausen heirate. Die erfahrenen Leute wußten, was sie zu denken hatten. Die Lebemänner schmunzelten in Zukunftsahnungen.

Die Ehe wäre für ein anders geartetes Wesen, als Helene, gar nicht so übel gewesen. Zankenhausen war ein seelenguter, kerngesunder Mann, der in seine Frau toll verliebt und wie ein Lamm gefügig war, wenn sie darüber wachte, daß er sich nicht allzu lächerlich mache. Helene aber empfand, obwohl sie auch im Grunde gutherzig war und mit echter mütterlicher Liebe an den im Laufe der sechsjährigen Ehe geborenen drei Kindern hing, an der Seite eines solchen Gatten eine fürchterliche Leere, ein seelisches Mißverhältnis, das dessen Liebe eher zur aufdringlichen Belästigung als zum Genusse machte.

Die Umgebung, in deren nähere Berührung die junge Frau geriet, steigerte diese Stimmung und wies ihr ein verhängnisvolles Ziel. Zwei nicht schroff geschiedene, äußerlich eng miteinander verbundene Gruppen traten ihr zur Wahl für den näheren Anschluß entgegen. Bei der einen stand der gläubige Katholicismus im Vordergrunde als eine selbstverständliche Folgerung der Wappenfähigkeit. Sie führte in einem höchstens durch rheinische oder österreichische Verwandtschaft ein bischen erweiterten, im Wesentlichen ausschließlich bayerischen Gesichtskreis ein altväterisches

und dabei phlegmatisch behagliches Dasein. Die andere Gruppe war viel lebhafter angelegt. Religiöse Freigeistereien waren da auch nicht beliebt; solche Dinge ließ man gern unberührt. Man ging aber mehr aus dem engern Bayerntum heraus, schloß sich gern den Kreisen der fremden Diplomatie an und nahm, da man selber wenig reiste, deren Gewohnheiten zum Muster. Bei beiden Gruppen war die alte Tradition noch lebendig, die der französischen Sprache den Charakter der Aristokratensprache, namentlich für Damen, verlieh und spickte noch ganz in der Weise der Großväter auch das deutsche Gespräch mit französischen Bezeichnungen, Sprichwörtern und Bonmots. Als junges Mädchen durfte man nur mit Auswahl französische Bücher lesen, war man vor allem auf englische Romane angewiesen. Deutsche Litteratur, bei der man ja doch keine Sprachkenntnisse üben konnte, wurde kaum beachtet. Die verheirateten Frauen aber widmeten sich, wie es ihre Mütter und Großmütter gethan, mit Eifer der französischen Lektüre, und zwar nicht nur den Schöpfungen berühmter Autoren, sondern auch solchen Erzeugnissen, die auf der tiefsten Stufe der Pornographie standen. Von Mund zu Mund wurde das Buch mit der Redensart, daß es „ganz entsetzlich sei", daß man es „kaum lesen könne", empfohlen. Gleichzeitig galt es als guter Ton wenigstens in der Intimität durch einen halb blasierten, halb lüsternen Gesprächston die große Welt zu markieren.

Auf die Baronin Zaukenhausen wirkte diese At-

mosphäre im Laufe der Zeit ganz anders ein, als auf andere, in ihrer Häuslichkeit befriedigte und mit geringerer Intelligenz ausgestattete Frauen.

Während deren Genäschigkeit nach scharf gewürzten Gerichten ein natürliches Gegengewicht fand, entwickelte sich bei ihr eine wachsende Sehnsucht nach reicherem Lebensinhalte, ein zunehmendes Gefühl des Unmutes über die erschlaffende Alltäglichkeit ihres Daseins. Wie alle ihre Standesgenossinnen, war sie dem geistigen Reichtum, der Fülle edlerer Anregungen, die München bot, fremd, es führten sie gar keine Fäden zu jener bewegten Welt, von der sie nur wie von einer fernen Brandung Kunde erhielt. Einige Herren der Aristokratie wußten daraus allerlei Interessantes zu erzählen, und die fremden Damen, die Norddeutschen und die Engländerinnen, gaben sich einigermaßen damit ab. Eine eingeborene Dame ging auf ihren Logenplatz ins Hoftheater und spazierte wöchentlich einmal durch den Kunstverein, aber weiter bekümmerte sie sich nicht um diese Dinge.

Wenn man schon jeder schönen Frau den Hof machte, so waren bei der Baronin Zankenhausen besonders ermunternde Bedingungen vorhanden. Ihr Mann war ja zum Hahnrei geboren, da fiel ja alles weg, was einem ernsthaften Mann gegenüber in Frage kam. Helene fühlte diese nicht nur ihren Gatten, sondern ihre ganze Ehe verhöhnenden Gedanken aus der Art der sie umringenden Bewerber recht wohl heraus. Sie wußte auch, daß der Klatsch übelwollen-

der Standesgenossinnen sie beweislos als eine Ehebrecherin betrachtete. Man hielt es einfach für unmöglich, daß sie einem solchen Gatten die Treue hielt, und wenn man von einer Liebschaft nichts wußte, so war das nur ein Zeichen für noch schlimmeres Treiben. Vorsichtig, unfaßbar, aber in der Luft sie umschwirrend, daß sie es wissen mußte, wurde so von ihr gesprochen zu einer Zeit, als sie noch tapfer war, als sie sich noch an die Mutterfreuden als Rettungsanker festklammerte. Aber immer ruhig und sicher hindurchzuschreiten zwischen den begehrenden, ihren Gedanken kaum Zwang anlegenden Blicken der Herren und den anderen, fast noch häßlicheren der Damen, vom Hauche der Lüsternheit umdampft, von Dämonenhänden immer wieder hingestoßen zum Sündenpfühl, das hätte nur eine Heldin vermocht, nicht die Baronin Zankenhausen, die einen Pariser Roman nach dem anderen verschlang. In der Gestalt eines zigeunerhaft schönen Attaché der österreichischen Gesandtschaft kam endlich, im dritten Jahre ihrer Ehe, der Mann, der das schon müd gehetzte Wild so sicher stellte, daß es kein Entrinnen mehr gab. Der Held dieses ersten Romans blieb nicht lange in München. Die Baronin aber jagte nunmehr mit brennendem Durst nach dem, was sie mit ihren Vorbildern „des sensations" nannte. Ihr Mann war ihr widerlich, und sie fand ihr Gewissen damit ab, daß die Kinder, die sie ihm geboren, seines Blutes waren und er somit nicht um sein Wappenschild betrogen war. Mehr wollte sie ihm aber nicht

schulden. Aber es war viel Bitterkeit in solchen Abenteuern, Enttäuschung, übler Nachgeschmack.

Dieser Warsten war ein Künstler, ein feiner Geist. Die Spätsommerglut, die ihre Schönheit in ihm entflammte und an deren sengender Schwüle sie sich selbst erhitzt hatte, deutete sie auf andere, wertvollere Reizungen, als die waren, die sie bisher gekostet hatte, um sie nach kurzer Weile in Mißlaune von sich zu weisen? Es hätte nur ein Telegramm nach Zankenhausen gekostet, ohne weitere Schwierigkeit seine Frage in dem von ihm gedachten Sinne zu beantworten. Aber was sie in unbewußtem Drang zu fluchtartigem Abbruch der Unterhaltung getrieben, das hielt sie auch jetzt, als sie vor sich hinbrütend, mit bösen Gedanken spielte, zurück. Da tanzte vor ihren Augen Warstens schöne Tochter. An die Frau dachte sie nicht weiter; aber ihr war's, als fügte sie dem lieblichen Mädchen ein Unrecht zu; sie hatte das Gefühl eines Frevels, vor dem sie sich mit einer dunklen Gemütsregung scheute.

Fee kam nach beendetem Tanze auf sie zu. Warmherzig begrüßte sie das Mädchen und plauderte lebhaft mit ihm. Es war zu merkwürdig, so dachte sie bei sich selber, welche zunehmende Sympathie sie für das liebliche Wesen empfand.

Indessen hatten Graf Tatzenhofen und Wernikow sich in dem behaglichen kleinen Raum, der für den Biergenuß hergerichtet war, bei einer Cigarre zusammengefunden.

Wernikow hatte kein Hehl aus seiner Verstimmung

über das Verhalten des aristokratischen Teiles seiner Gäste gemacht. Tatzenhofen hatte ihn achselzuckend auf die frühere Unterhaltung verwiesen.

„Und das nennt sich bayerische Gemütlichkeit!“ sagte Wernikow bitter.

„Aber, bester Herr von Wernikow, versetzte Tatzenhofen darauf, auch nicht ohne eine gewisse Gereiztheit, „verwechseln Sie doch nicht die sogenannte ‚Gemütlichkeit‘ mit einer allgemeinen Verbrüderung, die Sie nicht einmal in einer Republik finden! Weil Ihnen eine solche Art der Gemütlichkeit bequemer wäre für die verschiedenen gesellschaftlichen Interessen, die Sie hier verfolgen, wollen Sie dieselben erzwingen. Das ist eben immer der Fehler von Euch Norddeutschen: auf der einen Seite behandelt Ihr Süddeutschland mit einer gewissen Herablassung als inferior, eben wegen der hier herrschenden größeren Zwanglosigkeit des Lebens, die Ihr für geringere Gesittung haltet; auf der anderen Seite seid Ihr enttäuscht, wenn Ihr findet, daß diese Zwanglosigkeit doch Euren eigenen Verhältnissen verwandte Schranken und Bedingungen hat.“

Der preußische Gesandte trat zu beiden Herren, mit jovialer Laune seiner Sehnsucht nach Bier und Cigarre Ausdruck gebend. Nach einigen Scherzreden beglückwünschte er Wernikow zu dem prächtigen Abend und fügte hinzu:

„Sie haben da den für hiesige Verhältnisse sehr dankenswerten Versuch gemacht, einmal verschiedene gesellschaftliche Elemente in Verbindung zu bringen.“

Wernikow griff diese Auffassung sehr begierig auf und sagte:

„Ich sprach eben mit dem Herrn Grafen davon, daß dieser Versuch, den Excellenz zu billigen die Güte haben, nicht nach meinem Wunsch gelungen scheint."

Der Gesandte stutzte einen Augenblick und sagte dann:

„Ich nannte es ja auch einen Versuch!"

„Der Herr Graf", fuhr Wernikow fort, „scheint diesen Versuch nicht zu billigen."

„Excellenz kennen ja München sehr genau", sagte jetzt Graf Tatzenhofen. „Unser lieber Herr von Wernikow ist unzufrieden mit der exklusiven Haltung eines Teiles der Gesellschaft und zieht daraus Schlüsse auf die Münchener Gemütlichkeit, die ich nicht für ganz richtig halte."

Darauf wiederholte er in gedrängter Weise seine kurz vorher gemachten Äußerungen.

Der Gesandte wendete sich jetzt an Wernikow mit den Worten:

„Da hat nun der Herr Graf freilich recht, daß unsere norddeutschen Landsleute allerlei falsche Vorstellungen mitbringen, wenn sie nach München kommen. 'S ist eine eigene Stadt, in die man sich erst einleben muß, und da kömmt's darauf an, wie man's gleich zu Anfang trifft. Ich habe mir's ja, soweit ich in meiner Stellung konnte, danach eingerichtet und befinde mich dabei wohler als die meisten meiner Herren Kollegen, von denen sich manche hier nicht gefallen, weil sie an das specifisch Münchnerische gar nicht kommen."

„Graf Tatzenhofen betonte aber eben", sagte Wernikow, „daß die Münchener Gesellschaft nicht specifisch münchnerisch im Sinne der Gemütlichkeit sein wolle."

„Auch darin hat der Herr Graf in einem gewissen Sinne recht. München ist eben eine Residenzstadt, Sitz eines Hofes und hat in diesem Sinne gewisse mit andern Residenzstädten gemeinsame Züge. Unter uns gesagt — Sie werden mir darüber nicht böse sein, lieber Graf — gerade in dieser Richtung liegt seine wenigst vorteilhafte Seite. Um Berlin ganz außer Frage zu lassen, kann es mit Dresden hierin nicht rivalisieren. Aber das ist doch nur eine und eben ganz und gar nicht die bezeichnende Seite der Stadt.

„Na, sehen Sie", sagte Graf Tatzenhofen. „Die Excellenz hat ganz die Ansichten, die ich Ihnen schon einmal ausgesprochen habe. Lassen Sie sich nur durch so kleine Enttäuschungen unser schönes Bayernland nicht verdrießen, Herr von Wernikow!" Dabei hob er — Wernikow zutrinkend — sein Glas.

Der Gesandte neigte auch sein Glas gegen die andern Herrn und sagte dann:

„Die Herren reden von Enttäuschung? Ich weiß eigentlich gar nicht, was damit gesagt sein soll? Herr von Wernikow ist doch kein Parvenu, dem es darum zu thun sein muß, daß diese oder jene Herrschaften in seinem Salon figurieren? Wem es im Hause Wernikow nicht gefällt, der bleibt weg. Man ist ja in keiner Provinzstadt, in der es nur eine Clique giebt, mit der man verkehren kann? Es finden sich genug nette

Leute, die sich eine Ehre daraus machen werden, hier eingeführt zu sein. Ich gehöre auch dazu."

Wernikow verneigte sich tief.

Graf Tatzenhofen drehte etwas heftig an seinem Schnurrbart. Er war verstimmt über die schroffe Art, mit welcher der Gesandte, von dem es bekannt war, daß er gelegentlich mit Absicht rücksichtslos sein konnte, seinem Landsmann Wernikow gegen die Hofgesellschaft deckte. Er würgte eine spitze Bemerkung hinunter, um nicht eine peinliche Situation für Wernikow heraufzubeschwören. Der Gesandte wußte, mußte wissen, daß Wernikow in der Anordnung seiner Soiree einfach eine gesellschaftliche Taktlosigkeit begangen hatte, im Unrecht war. Aber der Preuße durfte nicht unrecht haben, durfte keine Dummheit gemacht haben. Dem Gerechtigkeitsgefühl des tolerant weltklugen, aber fein empfindenden Kavaliers erschien dieses Verhalten des Gesandten in seiner, eines bayerischen Adeligen Gegenwart als der schneidende Gegensatz der ihm geläufigen Ritterlichkeit. „Junker, aber keine Kavaliere!" sagte er unhörbar vor sich hin.

Der Mißerfolg seiner, wie er geglaubt hatte, den Münchener Verhältnissen ganz besonders Rechnung tragenden Gastfreundschaft kränkte Wernikow um so mehr, als sich daran häusliche Verdrießlichkeiten knüpften, die ihm in solcher Schärfe ganz ungewohnt waren. Frau von Wernikow wollte diesen Ausgang des von ihr von Anfang an abgelehnten Versuches einer Mischung der Gesellschaftskreise vorhergesehen haben

und gab neben lauten Vorwürfen durch eine mehrere Tage währende höchst mürrische Laune ihre Erregung darüber kund, daß man sich vor der vornehmen Gesellschaft blamiert, durch eigenes Ungeschick der Waffen gegen sie sich selber beraubt habe. Mit scharfer Betonung erklärte sie aber zugleich, daß sie ganz und gar nicht gesonnen sei, sich in Gesellschaftskreise „zweiten Ranges" drängen zu lassen. Man müßte, da es jetzt zu spät sei, eben in der nächsten Saison den gemachten Fehler wieder gut zu machen suchen. Auf Wernikows Einwand, daß ja diese adeligen Gesellschaftskreise nach der Ansicht Kundiger in München gar nicht die Bedeutung hätten, wie anderswo und daß sie selbst auch bisher in ihrer rheinischen Heimat nicht in den Adelskreisen verkehrt habe, erwiderte sie:

„Wir haben durch den Namen und durch unsere Vermögensverhältnisse den Anspruch da, wo wir leben, in den ersten Kreisen zu verkehren. Diesen Anspruch aufgeben, heißt sich selber demütigen, wozu ich keine Lust habe. An einem Orte, wo ich nicht standesgemäß leben kann, will ich überhaupt nicht leben. Mir bedeuten diese Kreise den mir zukommenden Rang. Dich will man mit allerlei Redensarten beschwichtigen, hinter denen sich eine beleidigende Zumutung verbirgt, auf unsere Position zu verzichten. Man will Dich auf den „Maler" beschränken; ich aber will mich nicht auf eine Malersfrau beschränken lassen."

„Diese Künstler und Beamten", setzte sie geringschätzig hinzu, „die kommen Dir nicht aus, die kannst

Du immer leicht haben. Wir sind aber nicht hieher gezogen, um genügsamer zu leben, als ich es zu Hause gewohnt war."

Wernikow war in dem Grundsatze aufgewachsen, daß es eine der ersten Pflichten eines sich selbstachtenden Mannes sei, sich auf der seiner Geburt und Erziehung entsprechenden socialen Höhe zu halten. Er hatte in der hergebrachten Gliederung der Gesellschaft immer eine Einrichtung gesehen, die für einen Herrn von Wernikow gar nicht zu umgehen war, ja eigentlich nie daran gedacht, daß so etwas überhaupt einem Manne von Geburt einfallen könne. Die Heirat mit einer reichen bürgerlichen Dame war gewissermaßen eine Verschiebung des socialen Standpunktes gewesen; aber das war ein gesellschaftlich anerkanntes Zugeständnis an die Neuzeit, eine allgemein als zulässig geltende Milderung des starren Feudalismus. Hier in München verschob sich nun das gewohnte gesellschaftliche Bild vollständig. Auf der einen Seite war man viel feudaler als bei ihm zu Hause, im Lande der Junker, denn die ganzen Schwierigkeiten lagen in der bürgerlichen Herkunft seiner Frau. Mit bürgerlichen Millionen Wappen zu vergolden war hier zu Lande noch nicht Stil. Und doch verlor sich anderseits hier der Adelsbegriff in einer demokratisierenden Strömung, die in seiner Heimat unbekannt war. Außer diesem Ersing hatte er noch verschiedene Adelige, namentlich bei Infanterie und Artillerie, kennen gelernt, die sich um die Hofgesellschaft gar nicht oder doch

nur oberflächlich kümmerten und in den gebildeten bürgerlichen Kreisen sich sehr wohl fühlten, wo man wiederum ihren Rang mit williger Höflichkeit anerkannte. So konnten sie in der That außerhalb der exklusiven Adelsgesellschaft leben, ohne sich persönlich zu degradieren. Die Anschauungen Tatzenhofens, die sogar der preußische Gesandte zu teilen schien, gewannen für ihn eine einschmeichelndere Färbung; ja, es kam ihm der Gedanke, diese freie Bewegung, bei welcher der Edelmannscharakter keinerlei Schaden erlitt, sei nicht nur persönlich angenehmer, sondern auch im Grunde würdiger, als eine Position in einem widerwilligen Kreise, in dem man als Eindringling betrachtet wurde. Er hätte sich diesen so ganz anderen Anschauungen immerhin accomodieren können. Aber er liebte seine Frau und begriff ihren Standpunkt. Ganz abgesehen vom persönlichen Ehrgeiz, hatte sie außerhalb dieser Hofgesellschaft eine recht schwierige Stellung. Sie mußte sich in andern Kreisen — das hatte er schon herausgefühlt — an mancherlei gewöhnen, was der spröden, zurückhaltenden Art der Elberfelder Fabrikantentochter fern lag oder aber, was ihr wiederum bei ihren Vermögensverhältnissen nicht zuzumuten war, in jener sehr soliden, kleinen Geselligkeit hausbackener Art, mit welcher sich der Durchschnitt der Münchener Damen begnügte, ihr Genüge finden. Wenn sie eine biegsamere, bei aller Würde leichtlebigere Natur gewesen wäre, hätten sich schon Wege aus dem Dilemma gefunden. Aber sie war eben die rheinlän-

diſche Fabrikantentochter, erzogen zur ſtets geiſtesgegenwärtigen Schätzung ihres Wertes. Sie hätte ſich nie ſelbſt im harmloſeſten Sinne dem Spruch: „Mit den Wölfen muß man heulen!“ unterworfen.

Wenn es nun ſogar dazu käme, daß ſeine Frau durchaus nicht in München bleiben wollte? Zum Pantoffelritter war er nicht der Mann. Aber häusliche Verdrießlichkeiten, gereiztes Hin- und Hergerede, tagelanges Schmollen? Der Teufel auch, dazu hatte man nicht eine ſchöne Frau! Er hatte gerade genug davon in den letzten Tagen kennen gelernt, was ſolche eheliche Verdrießlichkeiten bedeuten. Wenn es darauf ankommt, ja dann iſt man der Mann dazu mit einem „Ich will es! Es muß ſein!“ auch einer Frau, in die man verliebt iſt, den eigenen Willen aufzuzwingen. Mußte es aber ſein? War dieſer Münchener Aufenthalt ſo unbedingt notwendig für ihn? Je öfter er darüber nachſann, deſto mehr Zweifel erwuchſen ihm. Er war freilich nach München gezogen in dem Gedanken, dort ein ernſthaft tüchtiger Maler zu werden, denn nichts wollte er ängſtlicher vermeiden als den Schein eines vom Vermögen ſeiner Frau zehrenden, dilettantiſche Künſte treibenden Mannes. Er hatte ja auch hier viel geſehen und ſeinen künſtleriſchen Geſichtskreis ganz weſentlich erweitert. Aber die Künſtlerſchaft war doch etwas ganz anderes, als was er ſo in Düſſeldorf beobachtet hatte. Er unterſchied drei Gruppen. Da waren die in ihrem Gebaren etwas gar derb zwangloſen Herren, die mit

mehr oder weniger Gewinn Handwerkerware erzeugten und beim Maßkrug in derben Künstleranekdoten, Erinnerungen an große Meister schwelgten und auf die lebenden Größen, wie auf die Jugend mit der Zoologie entnommenen Ausdrücken schimpften. Das war nun gerade keine zusagende Gesellschaft. Dann kamen die berühmten Meister mit ihren palaisartigen Villen und fürstlich prunkvollen Ateliers. Die Herren gaben sich burschikos liebenswürdig, aber Wernikow hatte immer das Gefühl, als ob sie daneben doch sehr deutlich auf ihren goldenen Lorbeer hinwiesen und es dem ehemaligen Offizier, der „auch" Maler sein wollte, sehr verübelt hätten, würde er auf den Ton koketter Jovialität eingegangen sein. Sie waren ja sehr interessant, die Herren, er verkehrte gern mit ihnen, aber er kam doch in kein näheres, ihm nutzbares Verhältnis zu ihnen. Die dritte Gruppe bildete die künstlerische Jugend. Diese zog ihn lebhaft an, weil sie die Künstlerschaft in elegante Formen kleidete, nicht in einer völligen Verleugnung aller feineren Sitte das besondere Künstlerrecht suchte und nicht Anlaß zu der herablassenden Bonhomie der „Meister" hatte. Aber in diesen Kreisen herrschte wiederum nervöse Ruhmhetze, wilder Parteihader, fanatische Eifersucht gegen die älteren Künstler, ein Haschen nach dem Originellsten, eine großsprecherische Reformlust und daneben dem Pariser Muster nachgeahmte Lebensformen, die dem gereiften ehemaligen preußischen Offizier doch auch peinlich waren. Bei all diesen Gruppen

aber, das fühlte er deutlich heraus, nahm man ihn nicht ernst, galt er nur als ein reicher Mann, der sich das Malen erlauben konnte. Auch die anderen Beziehungen, die er angeknüpft hatte, boten neben manchem Angenehmen, doch noch allerlei, an das man sich erst gewöhnen mußte. Er lebte freilich auch hier auf deutschem Boden, aber es war doch alles so ganz anders als in Norddeutschland, selbst am Rhein. Mochte ihm hundertmal gesagt werden, von Partikularismus sei keine Rede; diese Menschen dachten nur, wenn von Bismarck, von den Franzosen und von afrikanischen Kolonien die Rede war, deutsch-patriotisch; sonst aber hatten sie ihren eigenen Geist, ihre ganz besonderen Auffassungen, und bald gab es Punkte, in denen sie sehr zart behandelt sein wollten, bald solche, die das Gefühl des Preußen empfindlich stimmten. Wozu mühte er sich eigentlich, diese Verhältnisse zu überwinden? Er war nicht mehr in den Jahren, in denen der Charakter noch völlig schmiegsam ist; ihm war es ein Stück der Selbstüberwindung, ein mit allerlei Zweifeln und Stimmungswechseln verknüpftes Ringen und Prüfen. Da war die Frage wohl angebracht, ob solches Opfer sich denn verlohne. Diesen Gedanken weiter spinnend, kam er, vor sich selber erschreckend, darauf, ob es nicht thöricht gewesen sei, den Husarenattila wegzuwerfen in einer Mißlaune. Es war mehr als das, es war sündhaft gewesen, pflichtwidrig. Er hatte das Recht, seinen Abschied zu fordern, gewiß. Aber dieses kalte,

dürre Recht, genügte es, um gut zu nennen, was er gethan hatte? Ist des Königs Rock für einen preußischen Offizier nur ein Dienstkleid, der Säbel nur ein Handwerkszeug? Knüpft sich nicht daran ein edlerer Gedanke, der Gedanke eines Ideales, das andere Pflichten noch enthält, als die der geschriebenen Vorschriften? Ist's eines ritterlichen Mannes würdig, die Dienstpflicht des Offiziers so nüchtern aufzufassen? Man legt des Königs Ehrenkleid nicht ohne zwingende Not ab, ein Offizier muß Treue halten über das vorgeschriebene Maß hinaus, ihm muß „Ich dien'!" ein Adelstitel sein, auf den er nicht leichten Herzens verzichtet! Das war der Dämon „Geld", der ihm in mißgelaunten Stunden ins Ohr geraunt hatte: „Du hast es nicht nötig!" Die Sünde war gethan und ließ sich nicht mehr gut machen. Nun aber war schon wieder dieser Dämon „Geld" da, der ihm die kleinen Schwierigkeiten der neuen Lebenslage als Last darstellte, die leicht abzuschütteln waren. Das war der Weg in die ziellose Unstetigkeit, in das spielende Dilettantentum hineinzugeraten. Der Münchener Aufenthalt erschien ihm in einem ganz veränderten Licht. Das war nicht „Willkür" des wohlhabenden Mannes, ob er blieb oder nicht blieb; Pflicht war es, hier auszuharren, die Pflicht des ernsten Lebenszieles. Ein solches, so dünkte ihm, muß der Mann haben, der sich selber achtet, nicht allein der Leute wegen und ihres Urteils, sondern seiner selbst willen. Als Offizier hatte er den Ehrbegriff mit sich herumgetragen, wie

eine instinktartige Notwendigkeit. Er kannte gewisse Formeln des Ehrencoder, hatte daneben eine durch Erfahrung entwickelte Empfindung für die Einreihung praktischer Fälle in diesen Formelnkreis, hatte aber nie über die sittliche Bedeutung des Ehrbegriffes, der ihm nur ein Standesbegriff war, nachgedacht. Jetzt erst, da es sich um Dinge handelte, die nicht unmittelbar in jenen Formelnkreis einzufügen waren, kam ihm die Empfindung eines Ehrbegriffes, der insofern verfeinert war, als er sich viel weiter wie der Ideenkreis des Offiziers ausdehnte, wenn auch im Grunde auf jener militärischen Anschauung des sittlichen Empfindens unter dem Gesichtspunkt der Mannesehre fußend.

Alle diese Stimmungen und Fragen wurden aber erdrückt von der Gewalt eines äußeren Ereignisses, das nicht nur Wernikow, sondern nicht minder seine Frau in den Wirbelwind der in München herrschenden allgemeinen Erregung riß. Die Entmündigung König Ludwigs II., seine Festnahme in Neuschwanstein und sein Tod im Starnbergersee hatten in ihrer raschen Folge die Einwohnerschaft Münchens in einen fieberhaften Zustand versetzt und gerade in jenen breiten Volksschichten, denen man nur phäakisches Dahinleben in biergesättigter Alltäglichkeit zumutete, einen phantastischen Rausch erzeugt. Die zwischen der Zeit der Festnahme und des Todes nach München gelangten Nachrichten, daß in den Gebirgsthälern die Männer die Flinte von der Wand nähmen und nächtlicherweile gegen den Starnbergersee rückten, daß es

auch in Unterfranken gäre, dienten nur zur Erhöhung einer Stimmung, die München stärker noch erregte, wie die Tage des Kriegsausbruches von 1870. Bis in die gebildeten Kreise hinein erstreckte sich die wild-romantische Verzückung, die von der Vorsicht nur notdürftig niedergehalten, hier und dort in kühnen Reden sich Luft machend, an unerhörte Gewaltthat, an todeswürdige Frevel glaubte. Selbst besonnenere Elemente, die ohne phantastischen Irrwahn die Tragik der Thatsachen erkannten, waren doch von deren Gewalt betäubt, von Mitgefühl für den unglücklichen König erschüttert, besorgt, daß der blinde Eifer des Volkes schreckliches Unheil schaffe. Die einzelnen Vorgänge wurden einer leidenschaftlichen Kritik unterzogen. Zumal aber erfaßte die Erregung die Frauen aller Stände, deren Empfindsamkeit sich in hysterischer Überreizung geltend machte. Der schöne König! Er war ja selten in den letzten Jahren in München zu sehen gewesen. Aber in aller Gedächtnis, das durch die Abbildungen stets genährt blieb, lebte er als die von allem Hergebrachten weit abweichende apollinische Gestalt mit dem bestrickenden Blicke der zauberhaften Augen — ein König, wie ihn nur überschwengliche Dichterphantasie ersinnen kann. Der ideale Held romanhafter Mädchenphantasien war zur Wirklichkeit in ihm geworden, und im ganzen Bayernland galt er den Frauen als aller Männer Krone, ihn nur einmal leibhaft zu sehen, war der Wunsch schmachtenden Begehrens. Nie war der Mensch so von der Natur

gebildet, ein Gott der Menge zu sein, die Unterthanenliebe in verzückte Schwärmerei zu wandeln, wie Ludwig. Daß er mit wachsender Scheu vermied, was andere Geister so schmeichlerisch gelockt hätte, diente eher dazu, das Volk noch mehr an ihn zu fesseln, als die Gefühle abzustumpfen. Man murrte wohl hier und dort über den König, der sich nie dem Volke zeigte, gar kluge Leute schüttelten das eine oder das andere Mal den Kopf, man redete auch von Verschwendung. Aber das gab keine allgemeine Stimmung. Was in das Volk drang von dem Treiben des einsamen Königs, von spukhaften nächtlichen Fahrten durch das winterliche Hochgebirge im goldnen Schlitten mit sechsfachem Schimmelgespann, von der fabelhaften Pracht seiner Schlösser, von den Zaubern seiner Theatervorstellungen, von Diamanten, die an seinem Hute blitzten, damit spielte gern die Phantasie, seine Unbeweibtheit steigerte das Märchen, bot zu lieblichen und elegischen Fabeln reichen Stoff. In nüchternen Tagen, wo das grelle Licht der Öffentlichkeit alles beschien, wo alles durch Herkommen, Gewohnheit, Mode, Gesetz geregelt, von der Wissenschaft bewiesen, von der Frage des praktischen Vorteils oder der Einsicht der Notwendigkeit abhängig war, da saß in felsbehütetem Prachtschloß ein wunderschöner König, die Nacht war seine Vertraute und von den Wundern, mit denen der Einsame sich umgab, drang nur dunkle Kunde durch die Lande, denn stumm wie das Grab mußten die sein, die ihm dienten. Funkelndes Gold, Rosenduft, Harfenklänge,

rauſchende Waſſer, Mondenſchein, das war König Ludwigs Traumland. Und jetzt brach dies alles zuſammen. Statt eines Gottes, der ſich Paradieſe ſchuf, ſollte ein Wahnſinniger in der Einſamkeit getobt haben? Nein, nein! War's nicht thränenerpreſſend, was man von ſeiner Feſtnahme las? War er nicht in dieſem Augenblicke noch jeder Zoll ein König geweſen, war er nicht, aus ſeinen Träumen aufgeſcheucht, wie ein erhabener Dulder aus ſeinem Paradies gegangen?

„Der König iſt mit Gudden im Starnbergerſee ertrunken!"

Kein armſeliges Dachſtübchen, keine Kloſterzelle, keine Werkſtatt, kein Wirtshaus, wo dieſes Wort nicht mit keuchendem Atem geſprochen, nicht jeden, der es hörte, erſtarren, erbleichen ließ! Auf den Straßen lief das Volk aufgeſtört hin und her, Ordonnanzen ſprengten im Galopp durch die Stadt, in den Wirtshäuſern ſtand man in Gruppen beiſammen, ſah jeden Eintretenden geſpannt an, ob er nicht Neues zu künden habe, und von den Türmen dröhnten die Totenglocken. Märchenkönig ging ins Nixenreich! Singe, Sage, klinge, Harfe! In des blauen Sees Tiefe liegt eine Krone, um Mitternacht kannſt, Schiffer, Du, ſie blinken ſehen. Hörſt Du's rauſchen, Alpenjäger, in den Tannen, hörſt Du's hallen, Hirte, an den Felſenklüften? Die Alpengeiſter ſingen den Chor vom ſchönen König, der ins naſſe Grab gegangen! — — Blumenduft und Kerzenſchein! — — Wie Hamlet liegt er da im

schwarzen Ritterkleid auf Hermelin gebettet, der bleiche, immer noch schöne König! — — Wiederum dröhnen die Glocken, Kopf an Kopf steht das Volk in den Gassen, schwarze Flaggen wehen, die Gasflammen brennen. Da, da, siehst Du es nahen mit den acht schwarzen Rossen, das hohe düstere Gefährt? So langsam wälzt es sich heran, so schauerlich. Ein Schluchzen geht durch die Reihen. Das Jauchzen Deines Volkes hast Du nicht gewollt, nur zu Thränen hast Du ihm Gelegenheit gegeben. Fahr' wohl, Du armes Menschenkind im Königskleid! — — — — —

Wernikow hatte sich in diesen Tagen mit lebhaftem Interesse mitten in das Gebiet der erregten Stadt gestürzt, und wenn er auch alsbald für sein Urteil die richtige Fühlung gewonnen hatte, so wurde er doch von der allgemeinen Stimmung insofern mit fortgerissen, daß er sich weit über das Maß eines fremden Zuschauers erregt und ergriffen fühlte. Er hatte noch nie in seinem Leben Gelegenheit gehabt, eine volkstümliche Massenbewegung zu beobachten und seinen Anschauungen gemäß von einer solchen auch keine besonders günstige Vorstellung gehabt. Um so mächtiger war für ihn der Eindruck. Dem preußischen Offizier, der die Volksart nicht kannte, erschien das aufgeregte, in wilden Reden sich Luft machende Treiben schon als Beginn einer Revolution, und er wunderte sich über die milde Vorsicht, mit der die Organe des Staates diese offenbar an Gesetz und Ordnung schlecht gewöhnten Massen behandelten, um hinterher sich nicht weniger

darüber zu wundern, daß ein solches Sieden und Brausen gefährlicher Instinkte ohne heftige Zusammenstöße sich wenigstens äußerlich nach kurzer Frist wieder beruhigte. Andererseits aber war er überrascht, gerade in den breiteren Volksschichten und bei den Vertretern des Kleinbürgertums, die vorgefaßte Meinung und bisherige oberflächliche Beobachtung ihm als eine träge, stumpfsinnig hinter ihrem Maßkrug hinträumende Masse hatte erscheinen lassen, eine solche Leidenschaftlichkeit wahrzunehmen in einem Falle, der nichts mit groben Triebfedern materieller Selbstsucht, sondern nur mit idealer Gefühlswelt zu thun hatte. Was war gerade dieser König mit seinen romantischen Schwärmereien dem Haufen, der im Hofbräuhaus seinen Tempel sah? Unmöglich konnten diese bier- und rettigduftenden Tausende Athener sein, die den Geist dieses Toten zu ermessen vermochten? Waren sie trotz des Scheines, der sie zu grobkörnigen Spießbürgern machte, phantasievolle, für das Schöne empfängliche Naturen, die sich für diesen König um seiner entzückenden, bewunderungswürdigen Gestalt willen erhitzten? Trieb sie fest eingewurzeltes monarchisches Gefühl im Bunde mit einem irregeleiteten ritterlichen Zug, der sich gegen vermeintlichen Frevel empörte? Das war nicht der Pöbel, der Menschen in Bestien wandelt, eine sinnlos gewordene Horde, der Auswurf einer Großstadt. Wahnwitzig mochten die Leute reden und denken, gefährlich, ordnungswidrig mochte ihr Gebaren sein, aber sie waren gut, und aus Gutem kam ihre

Erregung. Wären sie besser gewesen, wenn sie in ihrer Werkstatt, in ihrem Laden geblieben wären, sich denkend: „Der König war verrückt und ist nun tot? Das ist traurig, aber nicht zu ändern. Auch das neue Regiment muß uns schützen, daß wir unsere Geschäfte in Ruhe treiben können?“ Dieses Bayernvolk hatte verdammt wenig Disciplin und gestattete sich eine Redefreiheit, die in Preußen einfach nicht denkbar war. Aber trotz dieser Mängel, die eben in einem ein bischen schlappen Regime begründet waren, saß doch ein brillanter Kern in der etwas rauhbeinigen Gesellschaft. Das hatte Schneid, Temperament, Gesinnung, Herz. Das Volk konnte noch mehr als Hofbräuhausbier trinken.

Da kam ein anderes Licht in die Königstragödie. Im Volke freilich blieb es beim alten Glauben. Der tote König konnte kein Narr gewesen sein, wie man die Narrheit dort verstand. Den gebildeten Kreisen entrollte sich aber mehr und mehr das furchtbare Bild des Cäsarenwahnsinnes, der Ichvergötterung, des königlichen Promethiden, den Zeus mit seinen Blitzen zerschmettert hatte. Die Romantik wich, und eine unheimliche Wirklichkeit erfüllte die Hörenden mit Grauen, verzerrte eine rührend schöne Traumgestalt zur dämonischen Schreckenserscheinung. Der arglosen Welt, die nichts kannte von den dunklen Geheimnissen menschlichen Seelenlebens, wurde an dem Beispiel eines Königs, den man erhaben über gemeine Menschlichkeit gehalten hatte, vordemonstriert, wie das scheußliche Ungetüm

Wahnsinn sich in das Gehirn langsam einfrißt, in tödlichem Spiel Vernunft und Unvernunft mischt, und immer weiter fressend, das schönste Werk der Schöpfung zerstört. Entsetzt sah man in ungewohnte Abgründe, die nicht in fernen Gebirgen, sondern in unmittelbarer Nähe des täglich gewohnten Weges gähnen sollten.

Wernikow bemerkte wohl, wie verschiedene Bekannte, darunter auch Graf Tatzenhofen, mit allgemeinen Wendungen einem näheren Gespräch auswichen, als wollten sie dem Preußen nicht das niederdrückende Gefühl kundgeben, das darin lag, während diese, auf die ehrwürdige Gestalt des greisen Kaisers Wilhelm stolz weisen konnten, von einem Irrsinnigen jahrelang beherrscht worden zu sein. Da traf er eines Tages den Regierungsdirektor Braunschmidt, vor dem Café Tamboši allein an einem Tischchen sitzend, und gesellte sich zu ihm. Vor den Arkaden am Rande des „Hofgarten" genannten kiesbedeckten, mit hohen, schattenspendenden Bäumen besetzten Vierecks, das gegenüber dem Residenzschlosse lag, sah man auf jene Gemächer des dritten Stockwerkes, die der tote König während seiner seltenen Anwesenheit in München zu bewohnen pflegte, und an die sich auf der Höhe des Palastes die eisenumspannte langgestreckte Glashalle anschloß, in der eines seiner kühnsten Märchenwunder, der Wintergarten, sich befand. Braunschmidt lenkte selbst die Rede auf die Vorgänge der jüngsten Zeit und sagte unter andern verstimmt:

„Die Menschen sind im Augenblick unter dem Druck

der Ereigniſſe ganz verwirrt. Ich habe mich mit den Meinigen ernſthaft gezankt. Mein Schwiegerſohn iſt überhaupt toll und ſchwatzt wie die alten Marktweiber; aber auch mit meinem Sohne, der doch ſonſt geſunden Sinn hat, komme ich nicht zum Rechten. Ein falſches Schamgefühl beherrſcht alle Leute und verleitet ſie zu einer empfindlichen Betonung ihres Bayerntums, während vernünftigerweiſe gerade jetzt die deutſchnationale Idee allein das Geſchehene erträglich macht. Im Schutz des Reiches überwinden wir die Kriſis ohne ernſte Gefahren. Wie verhängnisvoll könnte dagegen unſere Lage werden, wenn wir, wie früher, das Spielzeug diplomatiſcher Intriguen der Großmächte wären? Das darf man aber nicht ſagen."

„Man führt", ſetzte Wernikow das Geſpräch nach einer kleinen Pauſe fort, „des Königs Krankheit, wie ich hörte, auch auf den Einfluß zurück, den die Wagnerſche Richtung auf ſeine nervöſe Natur machte."

„Ich bin durchaus kein Wagnerianer", entgegnete Braunſchmidt. „Aber von der Kunſt wird niemand verrückt. Daß die Art der Wagnerſchen Muſik dem ausſchweifenden Geiſt nicht geſund war, mag trotzdem richtig ſein. Die Fachärzte erklären uns übrigens ja das Unglück als ein unabwendbares Naturereignis. Ich für meine Perſon ziehe meine eigenen Schlüſſe."

„Und darf man dieſe kennen lernen?" fragte Wernikow.

„Warum nicht?" lautete die Antwort. „Phantaſievolle Zeitungsſchreiber haben uns in dieſen Tagen den

unglücklichen König als den „letzten Romantiker“ bezeichnet, seinen Tod gewissermaßen als den effektvollen Schluß einer sterbenden Weltanschauung dargestellt. Mir scheint es dagegen, als ob König Ludwig nicht ein Ende, sondern den Beginn einer nahenden Zukunft warnend bezeichne. Da fügt sich auch Richard Wagner ein. Dieser war das Genie, dessen Erfolg, wie der jedes Genies, darin liegt, daß er schlummernde seelische Stimmungen der Zeitgenossen reizte und aufwühlte. In unserm unglücklichen König sehen wir diese Stimmungen, bedingt durch die Möglichkeit ihrer schrankenlosen Entfaltung, auf die verhängnisvolle Spitze getrieben, hinter welcher der Abgrund lauert. Das ist ein sensitives Träumen, ein Spielen mit dem eigenen Ich, eine nur von der Phantasie sich nährende Sinnlichkeit, aus dem allen eine scheinbar reiche Welt von Gedanken und Empfindungen hervorgeht, die hochfliegend ist, aber doch halt- und körperlos im Leeren schwimmend, unersättlich nach neuen Reizungen dürstet, weil sie zu keinen befriedigenden Ergebnissen, zu keiner wirklich fruchtbaren That kommt. Das ist der Geist, den das Wirkliche nicht mehr zwingt und der ein Neues nicht schaffen kann, der Geist der unendlichen Melodie. Wagner selber freilich schuf als Künstler Neues, indem er in seinen Werken die körperloseste Kunst, die Musik, verwertete zu dem Ausdrucke dieser schwimmenden, wogenden, sehnsuchtgeschwellten Stimmungen, die endlich im „Parsival“ in ein sinnlich-religiöses Mysterium auslaufen. Er hat damit den Stimmungsausdruck

des Jahrhunderts künstlerisch festgebannt. Gefährlich würde dieser Geist aber, wenn er über alle menschlichen Verhältnisse herrschen, unserm ganzen sittlichen Denken den Charakter geben sollte. Von einer solchen Selbstzersetzung der gebildeten Menschheit rettet uns nur die Arbeit im Dienst des Allgemeinen, die Begeisterung für große positive Ziele, die uns von dem Ichkultus, von dem Selbstbespiegeln abhält und nicht Zeit dazu läßt. Da ist es wieder der nationale Gedanke, der stärkend wirkt, der den Blick auf das Positive, auf die Notwendigkeit lenkt, und da sehen wir wieder erwartend und hoffend zu Ihnen nach Berlin, zu den positiven, den schaffenden Hohenzollern. Ich bin kein Unitarier, ich liebe mein bayerisches Vaterland, und es läßt sich nicht leugnen, der preußische Geist allein könnte Deutschland nicht auf der Höhe der Kultur halten. Es ist Ihnen in Preußen nicht gegeben, das zu erschöpfen, was eine hohe Kultur begehrt. Aber der preußische Geist ist die gesunde Unterlage, ist der feste Nährstoff der deutschen Nation, der uns davor behütet, daß wir dem Notwendigen, dem Thatsächlichen entrückt, ins Ziellose schweifen und die Zeit ohnmächtig verträumen."

Wernikow gestand sich ehrlich zu, daß er dem Gedankenfluge des phantasievollen alten Herrn nur halbwegs zu folgen vermochte. Er fühlte sich doch auch als durchaus moderner Mensch, aber daß Richard Wagner mehr hätte bedeuten sollen, als ein ganz ausgezeichneter Opernkomponist, für den namentlich

die Damen ſchwärmten, das war doch wohl ſo eine beſondere Münchener Extravaganz, in der auch der gute Herr Direktor ein bischen befangen war, und daß der wahnſinnige König vorbildlich für moderne Anſchauungen ſein ſollte, das war ganz unbegreiflich.

„Aber es iſt ein geſcheidter alter Herr und er hat gewaltig Reſpekt vor uns Preußen! Wir ſind es eben doch, die es machen müſſen!“

Mit dieſem Hochgefühle ging er froh gelaunt nach Hauſe.

Ende des erſten Bandes.

61841

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, DAVIS
3 1175 02138 065